Hymnen an den Tod.

Von

Theodor Schwarz.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1839.

Denkstein

meiner unvergeßlichen Frau.

Prolog an Sie.

Viel Sterne leuchten um mich her,
Doch Sonn' iſt untergangen;
Der Mond ſteht hoch am Firmament,
Denn Mitternacht iſt da! — —
Ach, röthet ſich der Morgen nicht?
Erbleicht nicht Sternenglanz?
Was ſoll mir, Mond, dein Silberlicht,
Darin die Fluth erbebt?
O Roſenſtreifen, kommt herauf,
Erleuchtet mir das Herz!
O Lebensſonne, tauch' hervor
Und tilge meinen Schmerz!

Hymnen an den Tod.

I.

Unaussprechlich ist das Geheimniß des Todes und doch offenbar dem innern Sinn. Denn Sterben ist dein wahres Leben und im Tode, o Christ, ist deine größeste Schönheit. Was zieht mich so mächtig hinüber aus den Fluthen des irdischen Daseins, aus dem Schaume der verbrausenden Lust? Bist du es, Geliebte, mit der sehnenden Brust? Konntest nicht ohne mich leben und nun, da du lebst, willst du mich aus dem Tode zum Leben führen? Soll ich auch jetzt noch bei dir sein und willst deine Seligkeit mit mir theilen? Alles, Alles, was dein war, das war auch mein. — So willst du selbst deine Vollendung nicht für dich behalten, sie soll auch mir mitgetheilt werden und als Gemeingut uns überkleiden. Ist das Geheimniß unserer Liebe die Brücke, welche du schlägst von dem Jenseits zu dem Diesseits, daß meine Seele hinüberschreiten könne und von den

Wellen der Ewigkeit nicht verſchlungen werde? Iſt der ewige Schlaf, der die Gräber deckt, von deiner opfernden und wachſamen Liebe ſchon überwunden? Wie biſt du mir doch ſo nahe im Geiſt, als wäreſt du da und ſchon vom Tode geneſen! „Iſt das der Tod?“ ſprachſt du ſcheidend. „O der Tod iſt ſüß!“ So ſüß umfängt mich nun dein himmliſches Weſen und du, Schweigſame, biſt mir im Geiſte näher, als in den Gebrechen der Erde. Du haſt überwunden und ſprichſt: „Ich will dir den Weg zeigen, wie auch du überwinden ſollſt. Dieſer Weg iſt Chriſtus, der Herr über Leben und Tod. Erkenne Ihn und folge Ihm nach, ſo wirſt du, gleich wie Ich, aus dem Tode zum Leben ausgehn.“ Ja ich höre dein ſprachloſes Wort, ich ſehe deine verhüllten Mienen, ich fühle deinen geiſtigen Kuß. Du drückteſt ihn mit der alten tiefen Sehnſucht ſo zart und wohlbekannt, wie du es gelobteſt bei'm Abſchiede, auf meine jammernden Lippen. — Ich täuſchte mich nicht, und wiewohl ich anfangs nicht glaubte in meinem blinden Jammer, daß du, Himmliſche, wirklich jenen Kuß auf meine Lippen preſſteſt, ſo glaube ich jetzt, und immer mehr und mehr, denn er haftet in meinem Geiſte, und dein ſtummes, heiliges Verlangen blieb, wie ein holdes Siegel, mit jener Berührung auf meinen Lippen hangen. — So habe ich dich noch in meiner einſamen Kammer und du biſt aus dem ewigen Heim

als tröstender Engel zu mir hergesandt, daß du mich schützest und stillest, wenn die Welt mich empört und bedroht. Aber bange wird mir doch oft bei deinem gänzlichen Verstummen und übersinnlichen Dasein, sehr bange, und ich spreche: das ist der Tod! — Kein Laut tönet von dort in das sinnliche Ohr. Kein Blick dringet von hier durch die heilige Nacht. Unerbittlich ist der Schmerz, weil er aus dem Ewigen kömmt. Nichts kann sich ihm vergleichen, als das eigne Sterben. Was Eins war, das hat Gott in Zwei gemacht. — So suche ich mein Selbst in der geliebten viel besseren Hälfte und finde es nicht mehr. — Ich bin mir selbst wie ein Schatten auf Erden geworden, der seinen Körper verloren hat. Mein Dasein ist ohne Werth, denn es ward nur durch dich geadelt. Mein Geist ist wie ein Bettler, denn er ward nur reich in dir. Weise sprechen: Ihr seid nur zeitlich getrennt, um ewig und unauflöslich verbunden zu werden. Wohlan, ich will warten und mir aus dem heiligen Schmerz meinen Himmel aufbauen. Tröstet mich nur nicht, ihr Menschenkinder! Führt mich nur nicht weg von dem Heerde der brennenden Thränen! Laßt meine Augen nur nicht trocknen im schmeichelnden Lufthauch der irdischen Freude! Aus dem Himmel des unendlichen Schmerzes will ich meinen Frieden mir schöpfen. Viel stärker ist der Tod ja, als alle Beschwichtigung eurer menschlichen Weisheit. Nur die

Liebe kann mit ihm in die Schranken treten, denn ſie iſt ſtark wie er und aus der Ewigkeit geboren. Die ſtarke Liebe unſeres Bundes ſoll den Kampf beginnen. Wohlan dann, o Tod, gürte dich wie ein Mann, denn ſie, die Himmelsjungfrau, will mit dir ſtreiten und will dir deinen Harniſch rauben! Wer biſt du, als der uralten Sünde Frucht, die mit dem erſten Ungehorſam ausgeſäet ward in die Welt und von Geſchlecht zu Geſchlecht wuchert, wie ein Unkraut, im natürlichen Acker bis auf heute; „denn die Sünde, wenn ſie reif iſt, gebiert ſie den Tod.“ Wie häßlich biſt du, o Sünde! das bezeugt uns der Tod und ſein Kleid, die Verweſung. Auch die herrlichſten Menſchen haſt du mit deinem Stachel verwundet, daß ſie ſterben müſſen, und deine Kraft, die dir Augen lieh, iſt das Geſetz, das wir nicht halten können. Du ſtarker Sohn der häßlichſten Mutter, willſt du in den Kampf treten mit der Liebe, die aus Gott geboren iſt, ja Gott ſelbſt in ſeiner Offenbarung? Stark biſt du, o Tod, über alles kreatürliche Leben, aber hüte dich, die Liebe in ihrem ewigen Leben zu beſtreiten! Denn ſie iſt die Gabe Gottes in Chriſto Jeſu. Der Sohn der Jungfrau hat ſie uns in ihrer ganzen Wahrheit offenbaret; immer tritt ſie daher in jungfräulicher Stärke auf und ſieget über dich mit der Unſchuld Kraft, denn ſie hat mit deiner verbuhlten Mutter nichts gemein. Die Sünde wollte ſie fällen und ſchlug

den Ewigen an's Kreuz. Der Tod trat hinzu und raubte ihm das göttliche Leben. Aber ſiehe, die Verweſung durfte den Heiligen Gottes nicht berühren, ſein freiwilliges Sterben brach deine Macht, nahm dein Gefängniß gefangen, und ward ein Auferſtehn für Viele. — So hat dich, o Tod, die Liebe überwunden. Was biſt du denn nun, nachdem ſie dir deinen Harniſch raubte, deinen Stachel zerbrach und dich in ihre Feſſeln ſchlug? Du biſt ein Scheuſal für die Fleiſcheskinder, daß ſie ſehn ſollen, was ihrer Herrlichkeit Ende ſei und wie all ihre Luſt eine Speiſe der Würmer wurde. Für die Kinder des Geiſtes aber wandelt ſie deine Geſtalt und macht dich zu einem heiligen Feierabend, zu ruhen von aller Arbeit, und zu warten auf die Erſcheinung des großen Gottes. Ja, ſie macht aus dir, was ſie will; denn ſie iſt durch den Verſöhnungstod des Ewigen, an den du und deine Mutter ſich ſo unbeſonnen vergriffen, euere Herrin geworden. Dennoch haſt du große Macht im Reiche des Scheins noch behalten, ſo daß du gebieteſt dem bitteren Thränenquell und ihn fließen läſſeſt, wo du willſt. Auch die Edelſten müſſen dir dienen und es bricht ihnen das Herz über dein unerbittliches Walten. Denn du ſcheideſt, was zuſammen gehörte, du nimmſt, was ihr Eigenthum wurde. Wohl uns, daß du im Dienſte der Göttlichen ſtehſt und nur nehmen darfſt den Scheinleib, damit Sie uns

den wahren Leib der Geliebten wieder gebe und ihn zu ewigen Wonne mit uns vermähle. Da ſprechen wir, von der Weltüberwinderin belehrt und erleuchtet, zu dir mit lächelndem Munde: „Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg nun? Gott ſei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum!“

II.

Warum ſtrömſt du, o Zeit, ſo ganz unaufhaltſam dahin? Immer ſchneller wird dein Lauf, immer reißender ſtürzet die Katarakte deiner Jahre in den Abgrund hinab. Willſt du mir dadurch verkünden, daß auch du nur eine Kreatur ſeiſt, die ihr Ende hat, ſo wie ſie ihren Anfang nahm? Siehe, du haſt keine Macht mehr über die Ewigkeit, daher verrinnſt du im Tode wie der Quell im Sande und biſt nicht mehr. — Ich weiß es wohl, du prunkeſt mit deiner Allmacht und biſt die Zwillingsſchweſter des Todes, unerbittlich und grauſam, gleich wie er. Aber nimmer biſt du da, ſondern immer ſchon im Momente vorüber und dein Weſen, das dich trägt, daran du wie ein Abendſchein verbleichſt und wie ein Wolkenſchatten vorüberfliehſt, iſt die reine zeitloſe Ewigkeit. Doch haſt du in den zwölf Stunden des Tags eine große Macht, ſo wie dein Bruder, der Tod. Alles zeitliche Weſen iſt euch unter die Füße gethan und jeder fleiſchliche Leib zittert vor euch. Immer kärger miſſeſt du dem Lebensmüden deine Gaben zu und zeigeſt dem Greiſe, wie bald er

nichts mehr von dir behalten werde. Denn was iſt ſein kurzes Jahr gegen ein langes Kindes-Jahr? Und würde er tauſend Jahr alt, ſo würde ſein Leben am Ende ihm dünken, wie eine Nachtwache und wie ein Tag, der geſtern geweſen iſt. So arm biſt du, o Zeit, wiewohl du Alles dem Tode, deinem reichen Bruder, in die Hände lieferſt. Denn was durch deine Hände läuft, das iſt nicht dein, und was er mit ſeinen Zähnen zermalmet, das iſt nur Schein. Denn die Wahrheit hat das ewige Leben in ſich ſelber und lachet ſeinen Zerſtörungen. Aber, liebe Seele, welch ein Schrecken doch fährt dir durch die Glieder, wenn die Zeit deines Erdenlebens verfloſſen iſt, wenn der Tod an dein Herz pochet und anbricht der letzte Kampf? O, erſchrecke nicht! denn ſo ſollſt du frei werden vom Scheine. So ſollſt du vollendet werden durch die göttliche Liebe. Der Tod bricht nur deine dunklen geborſtenen Schalen ab. Dein köſtlicher Kern wird bewahret in des Vaters Händen und wird durchläutert von ſeinem wunderbaren Lichte. Vollendung heißet dein Feldgeſchrei. Es iſt genug! ſpricht der Geiſt. Geh' ein zu meiner Ruhe! Iſt's die Ruhe der Gräber, mit Blumen umblüht, mit Kränzen umwunden, darauf er dich vertröſtet? O nein, es iſt ſein Ruf zu dir der Friede deines ewigen Lebens, da keine Wellen mehr ſchlagen, da keine Brandung mehr brauſet, da kein Ach mehr aus

deinem Munde tönet, da keine Thränen mehr aus deinen Augen fließen, da das Hüllen vor dir weggethan iſt und da du ſchaueſt Gottes Herrlichkeit von Angeſicht zu Angeſicht. Das bedeuten die Wehen des Todes, welche dein Herz zerſprengen wollen, deinen Athem kürzen und unerbittlich dich drängen zur neuen Geburt. Du ſollſt werden, werden dazu Gott dich beſtimmte und zu deiner Vollendung eingehn. Noch biſt du nicht zu dir ſelbſt gekommen. Der Tod muß dir erſt das Thonkleid ausziehn, damit du den Ehrenrock aus Jeſu Händen empfangeſt und feieſt. Ich preiſe dich, o Tod, als einen Diener des größeren Herrn. Du biſt nicht mehr der Sünden Frucht, ſondern der Geburtshelfer zu einer höheren Welt. Du läſſeſt alles Vergängliche an mir verderben und durchläuterſt mich mit deinem Schmerzensfeuer durch und durch, auf daß ich zu meiner Wahrheit komme und Bürger werde in der ewigen Welt. So grüße ich dich meinen Freund und faſſe deine kalte Hand und ſpreche: Willkommen!

Was ſpreche ich? Iſt das ſchöne Leben nicht dahin und die Gruft öffnet ſich dem modernden Gebeine? Nein, für dich iſt kein Grab gegraben. Denn du biſt geſtorben, ehe denn du ſtarbſt. Für dich, Ewiggeliebte, blühet der Himmel aus dem Staube deiner Glieder auf und überduftet ſüß mit Geiſt und Wahrheit deinen ganzen Lebenskreis. Denn nun erſt biſt du und dein Werden hat geendet. Du

biſt geworden ein Ebenbild Chriſti in deiner zarten ewigen Menſchheit und ſo drückſt du uns Allen ſeine Geſtalt tiefer, klarer in's Herz ein und prägſt ſie geſegneter aus in unſerem Leben und Wandel. Vormals warſt du unter uns, nur ein Bild und Gleichniß des Zukünftigen, in der Unehre des Fleiſches, mit Schwachheit ausgeſäet. Nun biſt du über uns, geiſtlich ſchon auferſtanden in Kraft, ein Engel des Himmels und dennoch unſeres Gleichen. Du haſt nun auch den Tod des Fleiſches überwunden, ſo wie du zuvor den Tod des Geiſtes überwandeſt in deiner ſtarken, aufopfernden Liebe für mich und die Deinen. Du haſt als Erbtheil deines geiſtlichen Vermögens einen Ernſt in unſern Herzen zurückgelaſſen, der nicht mehr von den Wellen des ungöttlichen Weſens und der weltlichen Lüſte verſchwemmt werden kann. Er iſt ein feſter Grundſtein unſeres Familiendoms geworden und deine Kinder und Kindeskinder bauen darauf für und für die Thürme ihrer Andacht. Sie preiſen dich ihre Mutter und einſt noch ihre Urmutter bis in's tauſendſte Glied, als den Schatz unſeres Hauſes, ſie erkennen ſich an den zarten Linien deiner feſten jungfräulichen Kraft auch noch in den entfernteſten Zweigen unſeres Stammes. Denn du haſt den Tod überwunden. Chriſtus lebte in dir. So lebeſt du nun in ſeiner Herrlichkeit und erkenneſt ihn, gleich wie du von ihm erkannt biſt, und wandelſt in ſeinem wunderbaren Lichte

und freueſt dich mit unausſprechlicher Freude ſeines himmliſchen Evangeliums, ſo wie du dich hienieden ſchon vorahnend in meiner Kirche ſeines irdiſchen Evangeliums, von meinen Lippen dir gepredigt, öfters gefreuet haſt.

Wie glänzte ſchon dein Auge und wie verklärte ſich das Lächeln deines Mundes, wenn an dem Feſte der Pfingſten der Geiſt mich faßte und das heilige Feuer von meinen Lippen in dein Herz warf! Wie glücklich überraſcht wurdeſt du dann und es ſchmolz dein liebendes Herz in der himmliſchen Gluth! — Dann ſahſt du am Schluß der Predigt zu deinen Söhnen hinauf, prüfend, ob auch ſie es empfangen, wie du, ob auch ihre Herzen davon durchdrungen und durchläutert worden? — und wenn ſie es waren, wie ihre Augen es bezeugten, wie glückſelig kehrteſt du dann heim und warfſt dich, wenn ich kam, in meine Arme und lobteſt Gott! Dennoch war meine Predigt nur wie ein Erkennen im Spiegel eines dunklen Worts; nun aber erkennſt du Ihn von Angeſicht zu Angeſicht und ſein ewiges Evangelium, das er ſelbſt allen Himmeln predigt mit den Flammen ſeines heiligen Geiſtes, ſo daß eine dunkle Sphäre nach der andern aufleuchtet und zur Sonne wird, hat auch dich ganz durchläutert und mit namenloſer Wonne erfüllt. Lächelſt du auf uns herab, wenn wir hienieden an den Sonn- und Feſttagen Kirche halten, ſingen und beten und die Sakramente empfangen?

ſprichſt: Es ſind Gleichniſſe und Vorbilder, Träume und Ahnungen, die des Weſens entbehren? O nein, du biſt mit uns in einer Kirche. Du dieneſt mit uns einem Herrn. Du haſt mit uns einen Gott vor Augen, der da iſt über uns Allen, in uns Allen, und unter uns Allen. Du ſprichſt mit uns: Ihm ſei Preis und Dank und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Alſo biſt du nicht von uns geſchieden, ſondern der Tod hat dich nur noch inniger mit uns vereinigt, wenn auch deine ſichtliche Geſtalt vor uns verſchwunden iſt. Denn die große einige Kirche im Himmel und auf Erden, darin alle ſeligen Geiſter mit uns ihr ſtilles Halleluja ſingen, verbindet uns wie Glieder zu einem Leibe, ſo daß wir Hinterbliebne von dir, und du Heimgegangne von uns weißt, in dem einen großen Gefühl des gemeinſamen Geiſtes, der Gott und Chriſtus iſt. Ach wie ſüß iſt der Tod, der uns zu dieſer Vollendung des Geiſtes führt, nachdem die Sünde unſer Leben zerbrochen hat? — Aller Sorge hat er dich entbunden und von aller Mühſal hat er dich befreit. Alle Schwermuth hat er mit in deinen Sarg gelegt, damit du ſelbſt, du Ewiggeliebte, in Gottes Wonne und in höherer Jugend glänzen mögeſt, wie ein Leitſtern auf unſerem nächtlichen Wege. Das iſt deine feine Beſtimmung für dein Haus. So bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat ſich geneiget.

III.

Ich preiſe dich, o Tod, als einen Diener des ſtarken Gottes, wiewohl du ein Sohn der Sünde biſt. Du ſollſt dein Amt verwalten mit erhabner Strenge, damit dieſes Leben der Unehre aufhöre, damit dieſe Geſtalt vergehe, welche, von der Sünde geſtochen, altert und ſchrumpft. Die Erde iſt neidiſch; ſie will das Ihre, was der Geiſt nur borgte für eine kurze Weile. Es ſoll wieder in ihren ewigen Wechſel und Kreislauf zurückkehren. So nimm, was dein iſt, o Erde, und vermiſche es wieder mit deinen Elementen! Laß es hinſtarren im Staube, laß es verfließen im Strome, laß es verbrennen in der Flamme! Siehe, du haſt nun, was dein iſt, o wandelbare Erde! Der Tod hat dir den Wechſel bezahlt, welchen der Geiſt dir ſchrieb. Du kannſt nun, o Welt der Eitelkeit, über meine Ewiggeliebte keinen Schmerz mehr bringen, keinen Jammer mehr ausgießen. Sprach ſie doch oft: „ach ja!“ „ach Gott!“ mit dem Tode hart ringend, demüthig ergeben! — Bekannte ſie doch oft zuvor ſchon, daß der Leib mit ihrem Geiſte nicht mehr aushalten könne! Mehr-

ten ſich doch immer die Schwächen der zarten zerbrechlichen Geſtalt! Dennoch hielt ſie ſich aufrecht und feſt mit ihres Geiſtes Macht! Dennoch beherrſchte ſie die Sinne und Glieder faſt jugendlich mit einer Kraft vom Himmel. Dennoch rieſelte der Strom der ewigen Jugend wie Harmonieen durch den tödtlichen Leib und ſtählte die wankenden Kniee. Dennoch überſtrahlte eine überirdiſche Schönheit ſie in dem ſchwachen Gebild und ließ nicht zu, daß ihr Haar bleichte. Dennoch war ihr letzter Kuß, wie der erſte, voll ewigen Feuers, voll himmliſcher Sehnſucht. O Geiſt Gottes, wie mächtig biſt du geweſen in ihrem reinen jungfräulichen Herzen! Wie belebteſt du ihre ſchon erſtorbenen Glieder und ſchnelliteſt ſie empor mit heiliger Federkraft! Und als ſie dir endlich ihren Dienſt verſagten, da der Tod ſie ſchon in ſeinen Sold nahm, wie lächelteſt du da, als Siegerin, obwohl beſiegt, ſo himmliſch ſüß aus allen deinen Mienen und blickteſt ſo freudig auf aus den ſchon verklärten Augen! Sieg! Sieg! lag in ihren Scheideblicken offen. Wann kömmt deine Zeit, o Tod, daß Chriſtus deine Macht aufhebt, damit dem Vater Alles zu Füßen gelegt werde und Gott Alles in Allem ſei? Es iſt noch wohl lange hin, daß die Kinder Gottes ohne Tod zum Himmel fahren und daß ihr Leib ſich verkläret ohne Sterben nach einer höheren Ordnung? Es iſt noch wohl lange hin, daß die Verweſung ſeine Heili-

gen nicht anrühret und daß ſie, gleich wie Er, nach kurzem Schlummer auferſtehn und dem Herrn entgegengeführt werden in der Luft, wenn er kömmt in den Wolken des Himmels? Es iſt noch wohl lange hin, daß unſer geiſtiges Weſen vollkommen verſinnlichet werde und wir mit allen unſern Sinnen zu Gott auffahren? Dennoch iſt es gewiß, daß dein geiſtlicher Leib nicht ſtirbt, ſondern aus der verweslichen Hülle ſich losreißet und zu Gottes Herrlichkeit eingeht, bis er von Neuem verſinnlichet werde am jüngſten Tage. — „Denn haben wir einen natürlichen Leib, ſo haben wir auch einen geiſtlichen Leib" und „die Stunde iſt ſchon jetzt, daß die Todten werden die Stimme Gottes hören." — So lehrt dich Gottes Mund, ſo lehrt dich das tiefſte Bewußtſein deines Geiſtes, ſo lehrt dich die ewige Liebe, welche uns wonniglich vereinte. Der Faden zwiſchen dir und Gott kann nicht abreißen, iſt auch an keine Zeit gebunden; heute noch, wenn wir ſterben, werden wir mit Jeſu im Paradieſe ſein. Heute noch wird die Seele des armen Lazarus getragen in Abrahams Schoos und empfängt ihren Lohn dort oben bei Gott. Heute noch, wenn wir ſterben, ſind wir erwacht für alle unſere Lieben, und begleiten ſie aus unſerer himmliſchen Heimath, die nicht ſo gar ferne, wiederkehrend in geiſtlicher Geſtalt auf ihrer irdiſchen Wallfahrt und ſorgen für ſie in unausſprechlicher Nähe zu ihnen hin-

gewendet. Denn gleich wie Chriſtus zu uns kömmt und bei uns bleibet, wiewohl er ſitzet zur rechten Hand Gottes; ſo kommen auch alle Seligverklärten in ſeiner Gemeinſchaft wieder zu uns und bleiben bei uns bis an's Ende; dann, wenn wir *wurden*, was ſie *ſind*, ſo offenbaren ſie ſich uns alsbald aus ihrem nahen Himmel und führen uns, nachdem die Decke fiel, mit unausſprechlichem Jubel zu Gottes Thron und vor das Angeſicht Jeſu Chriſti. Was ſagt die Schrift vom Schlafe der Todten und vom jüngſten Gerichte? „Sie werden geſäet verweslich und ſie werden auferſtehn unverweslich.“ „Alle, die in den Gräbern ruhen, werden die Stimme Gottes hören und wir Überbleibenden werden denen nicht zuvorkommen, die da ſchlafen.“ Wohlan, wir werden ſie hören mit dem neuen Ohr in der Auferſtehung der Todten, wenn wir verwandelt werden und Er unſere Leiber verkläret hat nach dem Ebenbilde ſeines verklärten Leibes. Aber wir hören ſie ſchon jetzt im Stande der Erniedrigung mit dem Geiſte, und werden ſie hören im Stande der Erhöhung mit dem Geiſte, noch ehe der Leib auferſteht aus den Gräbern des Staubes.

Der Schlaf iſt nur ein Gleichniß des Todes. Denn was von den Würmern zernagt wird und in Staub zerfällt, ſchläft nicht mehr und hat auch keine Träume des Auferſtehns. — Das Weizenkorn, das in die Erde fällt,

verweſet nicht, ſondern ſpringt auf und nimmt ſeinen lebendigen Keim, von der feuchten Erde befruchtet, an's Licht zurück und bringet mit ihm hundertfältige Frucht. So ſuche nicht mehr in dem verſtiebten Aſchenhaufen die ſchlummernde Seele! Wie einſam wäre der Himmel dir, wenn alle deine Geliebten ſchliefen bis an den jüngſten Tag? Iſt ihnen die Grab-Ruhe auch nur wie ein Moment, ſo wird dir die Zeit deſto länger, und die lange Nacht deſto düſterer erſcheinen. O nein, ſo einſam iſt dein Himmel nicht, mein Gott. So allein lebſt du, o Jeſu, nicht bei dem Vater. Du willſt vielmehr, daß, wo du biſt, auch die ſein ſollen, die der Vater dir gegeben hat. So ziehſt du ſie Alle zu dir, nachdem du aufgefahren biſt zu deinem himmliſchen Vater. So willſt du ſie dir Alle gleich machen, ſchon jetzt in deiner Himmelshöhe, bis du ſie einſt am Tage des Gerichts wieder mit dir vollkommen verſinnlichet haſt. Iſt uns das noch ein groſſes Geheimniß und fragen wir: wie mag das zugehn? ſo lautet die Antwort: „Der Wind bläſet wohin er will und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt.“ Alſo iſt ein Jeglicher, der aus dem Geiſte von Neuem geboren wird, und doch erſt am jüngſten Tage wieder leiblich verſinnlicht werden kann. „Siehe, heute in dieſer Nacht noch wird Gott deine Seele zu ſich fordern. Darum ſiehe zu, daß du reich werdeſt in Gott!“

O wende deine Blicke aufwärts vom erhabnen Bilde der Leichenſtille! Siehe wie ſie feiert mit ihren Mienen und vor Gottes Angeſichte ſteht! Sollte die ſcheidende Seele nicht dieſe Spuren ihrer Hülle noch eingedrückt haben, damit du ſchauen mögeſt alſo ihre Anbetung und Herrlichkeit Gottes und glauben lerneſt?

Iſt das nicht kurz zuvor geſchehen, ehe der Finger der Verweſung ſie gräßlich berühret? Merke, das Band löſet ſich bei dieſer Berührung! Der Geiſt wird frei von ſeinem tödtlichen Leibe und hauchet ihm noch die letzte Anbetung in's Fleiſch und das erſte Schauen der himmliſchen Klarheit, die kein Auge geſehn hat, die in keines Menſchen Herz gekommen iſt, aus dem erhabnen Charakter der ſchon zerfließenden Mienen an. — Nach einer Stunde ſchon iſt Alles Graus und Moder. Eine Ungeſtalt ſchreckt dich zurück und man bedeckt ſie mit Tüchern, als wenn die verklärte Seele dich mahnte mit ernſtem Finger: „Suche mich nicht mehr in dieſer verweſenden Hülle, der ich, wie die ſcheidende Sonne im Gluthblick, nur meinen letzten Anhauch gab! — Ich bin nicht hin, bin hinüber und die Schatten des Todes ſollen dich nicht erſchrecken. Überwinde den Tod, ehe denn er kömmt, damit er nichts finde, als die Elemente! So folge mir nach zur Heimath und ſei froh!“

IV.

„Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein!“ schrieb einst ein frommer Mann. Und an jenem Sonntage, da du sterben solltest, sprachst auch du, Geliebte, mit deinem freudigen Muthe: „Soll's denn gestorben sein, nur frisch hinein!“ Ja so gingst du immer dem Schmerz entgegen, wie dein Herr dem Kreuze. So übtest du mit zarter Weiblichkeit stets das hohe Heldenthum der Selbstaufopferung und zeigtest deinen Kindern den Weg in's ewige Leben. O dieses gläubige „frisch hinein,“ wie mächtig griff es an mein Herz, wie tiefrührend durchdrang es meine Seele! Es war dieses Wort, als wenn ein Engel die weißen Schwingen plötzlich entfaltete und vor meinen Augen aufschwang zur blauen Ätherhöhe. Ich staunte es an und eine unendliche Sehnsucht zog durch mein Gemüth, dir nachzufliegen durch des Todes Schatten. — Sind denn jene Schatten so undurchdringlich? Fremd ist der Erdenleib deinem Geistesfluge, der zur Heimath führt. Wirf ihn ab, so kannst du dich heben und

immer höher heben zum Urquell des Lichts. Träumte ich doch einſt einen glücklichen Traum, daß ich ohne Flügel mich über die Erde erhob und in groſſen ſchönen Bogen mich immer höher aufſchwang mit dem ſelbſtſtändigen, verklärten Leibe! Es dünkte mich der natürlichſte Zuſtand zu ſein und ich wunderte mich nur, daß ich es nicht längſt ſchon verſucht hätte. Es war eine hohe Freude, ſo ſelbſtſtändig mich über alle Berge und Thäler bewegen zu können und, wenn ich wollte, die Erde zu verlaſſen. — „Es iſt kein Traum," rief ich aus, „es iſt die ewige Beſtimmung des Menſchen," und erwachte.

So denke ich mir den Tod und ſeine Süßigkeit nach einem mühevollen Leben. Es ſinkt nach heiligen Geburtsſchmerzen die Erdenfülle in Staub zuſammen und der wahre Leib fährt auf zu Gott. Was iſt dein wahrer Leib? Es iſt das ewige Organ deiner Seele, das, einmal geboren, nicht wieder untergehn und ſterben kann. Die Wirkungsſphäre deiner Seele iſt dadurch für immer entſchieden und ſie beſchreibet dann mit dieſem Leibe gleichſam eine unendliche Linie, welche in wachſender Schönheit und Kraft das unſichtbare Weſen der Gottheit verſinnlicht und ſich's zueignet. Du ſelbſt, dein wahres Ich, iſt dieſer Leib, der unſterbliche, welcher mit Blitzesſchnelle, gleich wie der Gedanke, bald hier, bald dort erſcheinen kann und wieder verſchwinden, nachdem er den

Tod des Fleiſches überwunden hat. So ward der Leib Chriſti nach ſeiner Auferſtehung vom Tode uns Allen ein ſichtbares Vorbild, wie auch unſer Leib nach dem Tode in Chriſto begabet und verkläret werden ſoll. Sind wir aber nicht in Chriſto geſtorben und haben wir ſeine Liebe nicht mit hinüber genommen, ſo wird auch unſer Leib, wiewohl er ewig iſt, nicht verkläret, ſondern verdunkelt und gehöret dem Nachtreiche der Schöpfung an, wo unbekannte Strafen ſein warten, wo unbekannte Läuterungen über ihn kommen, die der Herr mit den Worten des Propheten nannte: „Ein Wurm, der nicht ſtirbt und ein Feuer, das nicht auslöſcht.“ An eine Zeitdauer dürfen wir aber dabei nicht denken, ſondern vielmehr an einen unendlich-intenſiven Schmerz, weil das ewige Leben uns in eine ganz andere Form ſtellt, als die der zeitlichen Stunden iſt. Die Zeit kann dem Gottloſen dort nicht lang werden, wie in einem Gefängniſſe, oder in einem Glühofen; welches in der Bibel nur menſchliche Gleichniſſe ſind; wohl aber kann ihm aus den Tiefen der Gottheit, durch die Ordnung der ewigen Welt, ein Weh durchdringen bis zur möglichen Bekehrung, davon er früher in ſeinem Erdenleben gar keinen Begriff gehabt hat und das als ein ewiger Schmerz nur verſinnlicht werden kann. Predigte Chriſtus doch nach ſeinem Kreuzestode auch den Geiſtern im Gefängniſſe das Evangelium, ob ſie ſich im

Hades noch bekehren mögten 1 Petr. 3. So predigt er es ihnen gewiß auch durch ſeinen heiligen Geiſt bis auf den heutigen Tag und bis an der Welt Ende. Daher iſt die Erlöſung auch noch nach dem Tode den Sündern zugänglich, wenn ſie ſich bekehren wollten und das Licht mögten lieber gewinnen, als die Finſterniß, darin ſie wohnen. Viele aber wollen es vielleicht gar nicht und haſſen den Himmel und fürchten ſein wunderbares Licht viel mehr, als die altbekannte Finſterniß; und das ſind die Gerichteten, welche in das ewige Feuer gehn. So wird auch der Tod den Gottloſen ihre Wahrheit geben, gleich wie den Frommen. Denn er iſt die Entkleidung vom Scheinleibe mit allen ſeinen ſinnlichen Täuſchungen. O Tod, du bringſt einen Jeden an ſeinen beſchiednen Ort und übeſt die göttliche Gerechtigkeit aus! Dazu auch hat der Vater im Himmel viel Wohnungen, und ſelbſt im Hades dürften vorbereitende Wohnungen für den Himmel ſein. Rein bleibt dein Himmel, o Gott, aber du läuterſt die Seelen auch nach dem Tode noch in dem Läuterungsfeuer der Wehmuth und Sehnſucht, oft mit namenloſen Schmerzen, um ihre auf Erden verlorne Zeit. So ſind deine Strafen väterlich gerecht und ein Jeder empfängt, was ihm Noth iſt. Wie heilig, o Tod, erſcheinſt du mir jetzt! Wie hehr iſt dein Herannahen in den Sorgen und Mühen der Erde! Tauche uns ein in deine Läu-

terungeflutt, noch ehe wir ſterben, und gieb uns deinen Ernſt in's Herz, damit wir in dein Angeſicht ſchauen können, wie eines Freundes, und ſprechen mögen, wenn du kömmſt: „Hier bin ich. Führe mich durch deine Nacht zu meinem Vater und laß mich werden ohne Wandel!“

V.

Als ich einſt mit dir im grünen Hain der Fichten wandelte und die übrige Natur, mit ihrem weißen Leichlaken bedeckt, ſo ſtarrend, doch auf Hoffnung feiernd, um uns her lag, da redeten wir vom Tode. Dein junges warmes Leben war ſo friſch und würzig, wie eine reife ſüdliche Traube, und ſo klar konnte ich in dein ſchuldloſes Herz hinabſehn, wie in alle ihre durchſchimmernden Kerne. Ich führte das Weib meiner Jugend am Arme und doch warſt du mir mehr als Weib. — Unſichtbare Schwingen ſchienen an deinen Schultern zu wachſen, dein Fuß ſchwebte nur über den braunen Boden der Fichtennadeln hin, tief ſenkte ſich dein Blick und ſelten nur ſchauteſt du auf in die tiefe grüne Nacht der Tannen — du warſt der Engel meines Lebens, der ſchwebend und ſchützend an meiner Seite ging und in der jungen Ehe gar lieblich ſein Botenamt erfüllte. Da redeten wir vom Tode und du ſprachſt: „Iſt er doch ein ſüßes Geheimniß, das, wie ein feiner zarter Flor, uns die Tiefen der Ewigkeit verſchleiert. Er woget hin und her, bewegt von dem Odem der

Liebe, wie über einen athmenden Busen, und ein wohllüstiger Schauer befällt mich, wenn ich an seine stillen Umarmungen denke. Die häßliche Verwesung hat mit ihm nichts gemein, wie es auch an dem Leichnam des Erlösers erscheint, den die Verwesung nicht berühren durfte."

„Du hast Recht," versetzte ich, „der Tod ist ein großes Geheimniß der ewigen Liebe, welche im Abendmahle erst ihre volle Bedeutung gewinnt. Denn ist Lieben überhaupt nicht schon ein Sterben unserer Eigenheit, ein Entäußern unserer Selbst? Ein besseres geselliges Selbst bietet uns die glücklich-erhörte Liebe dar, und wie gerne leben und wohnen wir darin, indem wir unsere einsame Zelle verlassen? Wie gerne vergeß' ich mich selbst in dir und du in mir? Wie gerne sehn wir uns in den Spiegel der tiefbefreundeten Herzen und gewinnen uns in dem Geliebten erst lieb? Wie schlägt das Geliebte unsern Werth an und wir lernen uns schätzen, wenn die Welt uns verspottet und verwirft? So in dir, meine Innigstgeliebte; so in unserem göttlichen Erlöser, wenn sein Leib der unsrige wird und sein Tod zu unserer Gerechtigkeit dienet. Immer ist es ein Sterben in der Liebe, das uns nur hilft und zu einer neuen Auferstehung im Geiste uns bereiten muß — das schlechte Selbst mit allen seinen veralteten Fleischestrieben muß zu Ende gehn, damit das bessere, das wahre Selbst auferstehe von den Todten und zum Himmel fah-

re. Das lehrt uns ſchon jede Buße in der erbarmenden Liebe Gottes, und der Tod am aller vollkommenſten."

So ſprachen wir unter den ewig grünen Tannenbäumen und du hatteſt weiter keine Worte und drückteſt mir ſtille die Hand, denn es waren die Erfahrungen unſeres Bundes. Ein Roſenroth drang durch die dunkelgrüne Nacht der Nadeln, welche nur tiefer und grüner dadurch wurde. Eine heitere Weiſſagung ſtand vor uns im Morgenſchimmer des aufgehenden Lichts und, wie von einem Naturgebet, im Innerſten belebt und erfriſcht, kehrten wir heim zu den Geſchäften des Tags.

Nun haſt du dieſen Tod geſchmeckt, und biſt in ſeine Tiefen hinab getaucht, und ruhſt in ſeinen läuternden Umarmungen.— Der weiſſagende Traum der Natur, welcher einſt in grüne Tannennacht aus roſenrothen Wolkenlichtern uns erſchien, hat ſich nun herrlich an dir erfüllt, denn du lebſt in ewiger Jugend und lebeſt auch für mich noch— du haſt dein heiliges Botenamt vollbracht und den grünenden Reiſeſtab zu den Füßen des Meiſters niedergelegt, und knieeſt vor ſeinem Throne und beteſt an und warteſt, ob er dir ein neues Botenamt auftrage. Gerne mögteſt du es noch einmal für die Deinigen übernehmen und vielleicht giebt er es dir.

Wenn ich nun zurückſchaue in das Treiben der Welt, in das müde, raſtloſe, ohne Zweck und Ziel, und beden-

ke, daß auch ich noch in dieſes Mühlrad treten ſoll, bis meine Stunde kömmt, ſo wird mir ſo ſchwindlig und weh, als wenn ich zum Hochgericht ginge. Verloſchen iſt deine himmliſche Spur und deine zarten Fußſtapfen ſind im Sande verwiſcht. Vielleicht ſoll ich noch einige Jahre dieſes Mühlrad treiben helfen mit allen anderen Erdenſöhnen, und finde nirgends mehr die göttliche Spirale des ſich erweiternden Kreiſes, welches dein Wirken bezeichnete und dazu wir uns oft ſo freudig die Hände boten. — Viel herrliche Menſchen gehn noch über den Staub und ſehnen ſich nach dem Himmel, und vollbringen große Werke und ſind angethan mit hohen Gottesgaben; aber ich finde keinen unter ihnen, der die feine Spirale des ewigen Lebens in ſeinem Geiſte bewahrte, wie du, ſondern ſie ſind alle vom ehernen Schickſalskreiſe umſchlungen und in der großen Naturtragödie verſenkt. — Napoleon, du Starker im Geiſt, hätteſt du deinen Stolz gebrochen und deine erſte Liebe für Freiheit bewahret, ſo wäreſt du einer der Himmliſchen geworden und ein Wohlthäter der Menſchheit; nun aber biſt du ein abgefallner Engel und ſchwebeſt zwiſchen Himmel und Hölle, und findeſt keine Stätte der Entſcheidung. Denn du haſt die zarte Spirale deines Geiſtes zerbrochen und mit deinem ſtarren Machtgebot die Welt zerrüttet. Eine Geißel wurdeſt du, weil du deinen Erlöſer nicht erkannteſt und gei-

fielſt uns noch in allen deinen ſchwächeren Nachfolgern des Unglaubens. Dein Genius aber ſchwebt über die dunkle Erde und weinet, ach blutige Thränen, denn du warſt zu etwas Beſſerem geboren. Deine ſchöne Hand, dein edler Fuß, verkündeten eine beſſere Zeit; aber die ſtrengen Mienen deines gezeichneten Antlitzes ſprachen: „Ich will's nicht glauben!“ Darum fielſt du in den Schickſalskreis zurück und dein letzter Laut war ein mattes Wimmern. Du haſt den Tod nicht überwunden. O meſſe die Kraft des Todes an dieſem Starken, der ihm unterlag! o öffne das Thor des Geiſtes, um ihm zu entfliehen aus ſeiner hohen kreisrunden Burg! Ergreife die feine Spirale des Geiſtes, Unſchuld, die höhere, im Wiſſen des Guten, des Böſen und ſo überwinde den Tod im Tode deines Erlöſers, damit er dir ſein leuchtendes Angeſicht zeige!

So war ſie, eine Heldin des Herrn, und hat auch mir Bahn gemacht in das ewige Leben. Das iſt Chriſtenthum im Fleiſche und Blute, welches aber auch in ihr durch große Wehen der Schwermuth und Selbſterniedrigung erſt durchläutert werden mußte, um vor deinem Stuhl, o Chriſtus, zu beſtehen. So hoch ſtehſt du, mein Herr und Erlöſer, über die reinſte Seele des gefallnen Geſchlechts.

VI.

Sollte keine Brücke hinüber führen in das unbekannte Land, oder ein Adlerflug, der ſich in Wolken Brücken bauet? Dieſe Adlerſchwinge iſt dein Geiſt, wenn du glauben mögteſt. Siehe, er trägt dich über die Wolken der Erde in das heilige Jenſeits, das kein Auge geſehn hat. — Nimm dir nur vom Kreuze deinen Geleitsmann mit, der die Auferſtehung und das Leben iſt! Scheue nicht die dunkle Nacht, welche ſich bei hellem Tage um ſein Marterholz verſammelt! Und ob auch der Boden unter deinen Füßen bebet und die Decke deiner goldnen Träume zerreißt — von oben an bis unten aus — o tritt in das Dunkel und faſſe ſeine Hand und ſchwinge dich auf an ihm, wie er dich zieht durch die heilige Nacht in ſein himmliſches Reich des wunderbaren Lichts! O zweifle nicht, daß auch hier eine Natur wohne, davon die ſichtbare nur eine Hülle iſt, und ein Leben blühe, davon das Sterben nur der Anfang iſt! Glaubeſt du von ganzem Herzen an ihn, ſo wirſt du leben, wenn du ſtirbſt, und in dieſem wahren Leben durch deinen Glauben ein

ewiges Leben gewinnen. Fühlſt du nicht, daß Er in ſeinem Worte des Todes Schlüſſel hält und bereit iſt, dir aufzuſchließen das Geheimniß ſeines Geiſtes? Was geht dir in ſeiner Rede ſo kräftig-zart und tiefvertraut an's Herz? Iſt es nicht ſeine ewige Menſchheit, die zur Gottheit hinauf reichet? Warum iſt er dir ſo bekannt, als weil er es von Ewigkeit her iſt, und das unwandelbare Vorbild deiner zukünftigen Tage? Siehe, der dich entfremdende Tod liegt unter ſeinen Füßen ſchon und alle ſeine Verwandlungen ziehn wie Abendwolken an ihm vorüber. — Er bleibet immer derſelbe und was Er iſt, das ſollſt du werden. Darum hat er durch ſeine Unſchuld deinen Tod überwunden und du ſiehſt ihn ſchon im verklärten Leibe, wie er ſeine Jünger grüßete nach der Auferſtehung. Schaue ihm, wie ſie, in's Angeſicht! Höre, wie ſie, ſeine feurigen Worte! Faſſe, wie ſie, ſeine unſterbliche Hand und fühle die Nägelmale! O überzeuge dich, daß er lebt, für dich ewig lebt, bei ſeinem Vater im Himmel, ſchnell wie ein Gedanke, an deine Seite tritt, wo du ſein bedarfſt! Fühle die Seitenwunde, die er für dich ſich ſchlagen ließ, und überzeuge dich von ſeiner ewigen Treue! — Siehe, er iſt kein Geiſt noch Geſpenſt, er iſt das wahre Leben, das dich umgiebt, das ſich glaubend in dein Herz ergießt, das dich liebend den Tod überwinden lehrt, dich ſeine Bitterkeit nicht ſchmecken läßt. Du

haſt ſchon im Geiſte den Tod überwunden, durch Ihn. Wohlan, ſo überwinde ihn nun auch im Fleiſche durch ſeine Gemeinſchaft und lebe deines Glaubens! Wie ſoll ich meines Glaubens leben in dieſer vergänglichen Welt und mit dieſem ſterblichen Leibe in ſeiner Gemeinſchaft wohnen? Ich ſage dir, gleich wie Er lebte im Stande der Erd-Erniedrigung und ſich opferte für die Sünden der Welt. — Je tiefer du dich alſo erniedrigeſt in ſeiner opfernden Liebe, deſto vollkommner erkenneſt und überwindeſt du auch den Tod, deſto freier wirſt du von ſeinen ehernen Ketten. Je inniger du deinen fleiſchlichen Leib mit ſeinem geiſtlichen Leibe verbindeſt und alle deine Triebe heiligeſt im Genuſſe des Abendmahls deines Herrn, wo er dich, wie den Johannes, an ſeine ſelige Bruſt ſchließt und dann dir reicht die Gemeinſchaft ſeines Fleiſches und Bluts, deſto natürlicher wirſt du mit ihm leben ein himmliſches Leben ſchon auf dieſer Erde und alle deine Sinne werden ſich verklären zu ſeiner ewigen Klarheit. — Du wirſt es fühlen, daß du wirklich ein Glied an ſeinem Leibe ſeiſt und in dieſer Gemeinſchaft Niemand dich aus ſeiner Hand reißen könne. O wie ſelig iſt dieſes Gefühl! Traue ihm nur, wie du dem Gefühl deiner Augen traueſt, wenn der Sonnenſtrahl ſie trifft; wie du dem Gefühl deiner Ohren traueſt, wenn du Worte des Lebens höreſt; wie du dem Gefühl deiner Hände traueſt,

wenn du die Geliebte umarmſt; wie du allen deinen Sinnen traueſt, wenn Gottes herrliche Schöpfung ſich durch ſie dir offenbaret und ſtill zur Anbetung dein Herz beuget!

Dieſes heilige Gefühl, daß dein geiſtlicher, dein wahrer Leib unauflöslich mit ihm verbunden ſei, wie die Gattin mit dem Gatten, und daß das heilige Mahl dieſe bräutliche Gemeinſchaft mit dir und mit ihm immerdar erneuere, damit es ein höheres Bewußtſein werde — dieſes Gefühl der innern Sehkraft ſoll dich durch den Tod führen und dich mit ſeinem erhabnen Geiſte vertrauter machen. — Siehe, es iſt die höchſte, die treuſte Liebe, welche dich, ſo wie du biſt, durch ihn von dir ſelbſt abbricht, um dich aus dem Gefängniß deiner ſchlechten Selbſtheit zu erlöſen und dir dein wahres und ewiges Selbſt im Himmel zu geben. Der Tod iſt deine andere Geburt, die keiner Verwandlung mehr unterworfen iſt, weil du in Chriſto zu deiner Wahrheit geboren wirſt. Darum ſind die Wehen ſo groß im letzten Kampfe, weil der Preis ſo groß iſt. — Sie gehen unerbittlich, wie Mutterwehen, weil dein ewiger Menſch zur Welt geboren werden ſoll. Sie brechen das Thonkleid ſo mächtig von dir ab und ſcheinen ſo grauſam mit all deinem Schmucke umzugehn, damit der Ehrenrock der Gerechtigkeit deinem geiſtlichen Leibe angezogen werden möge. Es iſt hier keine Zeit zu verlieren, der Sieg ſoll erkämpft werden, mit dem höch-

ſten Preiſe ſoll er erkauft werden von der Macht der Finſterniß. Eine Kirche umgiebt dich, ein Allerheiligſtes darin iſt mit dem Lebensbrode geſchmückt, ein Kelch, mit Blut Gottes gefüllt zur Verſöhnung, blinket dir entgegen. Stille Lobgeſänge ertönen aus ihrer hohen Wölbung. Des Tempels Pfeiler ſind Unendlichkeit. Nichts iſt darinnen geordnet und doch Alles. Das iſt das chriſtliche Sterbebette. Wie klein dünkt dieſer hohe Tempel dem ſinnlichen Auge, wie niedrig ſeine Decke! Aber der Geiſt erreicht ſeine Wölbungen nicht. Den Umfang beſchließet nicht Himmel und Erde; denn bald, o bald, ſteht deine Seele vor Gott und ſchauet ſeine Herrlichkeit. Das letzte Röcheln der verweslichen Bruſt iſt dein Triumphlied, das brechende Auge iſt dein Hoſianna in der Höhe! Die ſtillen Thränen der umſtehenden Freunde ſprechen das heilige Amen dazu! Und aus der Himmelshöhe wiederholt es ſich unendlich, wie ein Chorgeſang der Engelſchaar. Der große kirchliche Canon ewigzuſammenrollender Harmonieen iſt der Heiligen Tod. —

Die unheilige Welt aber flieht ihn, wie ein Geſpenſt, und wenn er ernſt an ihre üppigen Tiſche tritt, ſchilt ſie ihn „Schickſal“ und bannt ihn mit Trunkenheit weg. Am Faſſe will ſie ſterben, die Wohlluſt will ſie erben, und wird ein Fraß der Würmer. — O Wurm von Menſch, was willſt du gegen Gott? Bete an!

VII.

Süße Einſamkeit, du biſt meine allerbeſte Freundin! Ich grüße dich, wie die Schweſter meines Geiſtes, die zu meiner Seite tritt, wenn die Geſellſchaft mich verlaſſen hat. Ich rede mit dir von den Tagen, die vergangen ſind und noch als köſtliche Erinnerungen ihren Verklärungsglanz über meine Seele ausgießen. Sind ſie gleich vergangen, ſo behalte ich doch ihre Früchte und du breiteſt ſie vor mir aus. — Dieſe Früchte heißen — „Hoffnung und Geduld.“ Hoffnung? Hat der Tod der Geliebten ſie dir nicht entriſſen und wie willſt du dich gedulden in der unendlichen Öde? O ihr Weiſen dieſer Welt, die ihr nicht wiſſet, daß Zukunft dem Liebenden Gegenwart iſt und Geduld ihm friedſame Erfahrung bringet! Eine Hoffnung habe ich doch, die nicht ſtirbt, und Eine Geduld, die nicht aufhört. Denn die ewige Geiſter-Welt umſchwebet mich, wie des Frühlings Bluthenhauch, ſie thut ſich vor mir auf, wie die blaue Luft in unendlicher Tiefe. „Du haſt ſie ja noch,“ ſprach ein Kind, „denn

ſie iſt ja im Himmel!" Das iſt göttliche Weisheit, die ſich von den Lippen der Unmündigen offenbaret. Faſſe ſie im Geiſte, lege ſie an dein zerbrochnes Herz, bewege ſie in den Gedanken deiner Wehmuth und ſei ſtille, liebe Seele! Was kann die Unruhige mir ſtillen? fragſt du; was kann das betrübte Herz heilen? Freilich nicht irdiſches Weſen, das da vergeht, und nur mit ſeinem treuloſen Wechſel eine andere Art des Todes dir einpflanzt. Aber das Ewige, womit die Liebe dich tränkte und in ihren glücklichſten Stunden dich ſelig erfüllte, das kann dich ſtillen und tröſten. Denn was iſt dir dieſes Ewige, als das allgegenwärtige Weſen Gottes, welches dich im Kuſſe der Geliebten berührte und in ihren Umarmungen dich ſtillte? O ſchnöder Gedanke, der dieſen ewigen Moment meines Glücks an den flüchtigen Augenblick knüpfet und ruft: „das Alles iſt Erde und Aſche geworden!" Lache verhöhnend über dieſe Thorheit, oder weine vielmehr blutige Thränen, daß du ſo wenig glauben mogteſt! Hat jener heilige Moment denn irgend etwas mit der eitlen Welt und ihrer verbrauſenden Luſt gemein?

Siehe, wie ſie da an den ſatten Tiſchen der Üppigkeit ſitzen und ſo freudelos ſind! Kennſt du das ſchlechte Fleiſch nicht und biſt ſo ein Kind noch im Verſtande, daß du dich von jenen altklugen Kindern überreden läſſeſt, welche nichts von der Liebe wiſſen? Daher wiſſen ſie

auch nicht, was ſie reden, auch nicht, was ſie thun. Bete für ſie und bewahre deinen Himmel im heiligen Schmerz! Die Liebe hat dir das Auge aufgethan und hat dem Tode ſeine Schrecken genommen, damit du wiſſeſt das Gute zu erwählen und das Böſe zu verwerfen. Was iſt denn böſe, als das wider die Liebe geht? Was iſt denn gut, als das in der Liebe bleibet? Wer bleibet aber in ihr, als der den Tod überwunden hat? Alſo ſind wir Alle nicht in der Liebe und daher böſe, denn wir Alle haben ihn noch nicht überwunden?

O nein, wir haben ihn überwunden ſchon im Geiſte und werden ihn überwinden auch im Fleiſche durch die Gnade Deſſ, der uns zum ewigen Leben berufen hat. Wo iſt dieſe Gnade? Sie iſt in der Gemeinſchaft der wahrhaft Liebenden. Sie umſchwebt dich wie Blüthenſchauer im Frühlinge, ſie hauchet dich an, wie Geiſtesgruß von den Lippen frommer noch unentweihter Jugend. — Sie redet zu dir aus dem milden Herzen vielgeprüfter Greiſe; ihr einfaches Wort iſt voll unendlicher Schätze des ewigen Lebens. O ergreife dieſe Gnade und ſchenke ihr dein ganzes Herz, ſo wirſt du den Tod überwinden! Was erfüllt dich oft mit unerträglichem Überdruſſe in der fröhlichen Geſellſchaft? Warum bei allen ihren ſchwirrenden Worten tödtet dich faſt die Langeweile? Iſt's nicht das, weil dieſe Gnade ihnen fehlt, die allein Friede und Freude

bringt? Darum wächst die falsche Beredsamkeit an wie ein trüber Waldstrom und rollet Alles mit sich fort; Gestein, Erde, Moos und Holz; bis in den Abgrund hinunter. — Erst klar, dann feurig; erst verständig, dann begeistert; erst einträchtig beisammen, dann die Rede mit Zungen! — O wären sie nicht voll süßen Weins ihrer Eitelkeit und Ruhmsucht, so wüßten sie auch, was es werden solle! Aber sie wissen es noch nicht und sind betrogne Betrüger. — Mit ihren allgemeinen Denkformeln würfeln sie, ob's nicht ein Glückswurf werde! Aber in den knöchernen Stücken mit den schwarzen Zahlen wohnt nicht das wahre Glück. In dem Netze des Syllogismus fangen sie nicht die Fische des Himmels. Hoch wölbt sich über sie ihr heiliges Zeichen am blauen Firmamente und spiegelt sich trübe nur ab in ihrem Fischteiche. — Der Tod hat diese Weisen alle auch besiegt und mit seinen ehernen Zähnen zermalmet. Er wischte mit seinem Schwamme über ihre Tafel hin und es blieb nichts von dem Geschriebnen stehn. —

Fern ab in der Nacht liegt ein einsames Denkmal. Die Goldschrift ist erloschen. Brombeergesträuch und Flechten umschatten es, aber ein Riesenbild ruht auf dem Grabstein. Das Bild ist eine weiße marmorne Frau mit dem Kinde an der Brust. Es scheint zu saugen und die

Mutter wehmüthig über ihn zu lächeln, als dächte ſie entfernter Zeiten. — So ſchön und natürlich iſt es gebildet.

Aus der lauten Geſellſchaft, die deine Ohren betäubte und dein Herz leer ließ, tritt näher heran! Was ſiehſt du in der Mutter mit ihrem Kinde? Das Rein-Menſchliche mit dem Göttlichen gepaart. Ihr beredtes Schweigen ſagt dir viel mehr, als jene laute Geſellſchaft, denn eine liebende Hand hat ſie gebildet. Sie iſt verſunken im Anblick des Kindes und ſauget aus ihm die Fülle des Lebens, indem ſie ihm ihre Bruſt reichet. Von ſich weiß ſie gar nichts.

Jene Geſellſchaft der Weiſen dagegen, ſie reden alle zugleich und hören nur das Echo der eignen Stimme, die aus ihren Schülern ihnen, wie ein Weihrauch, entgegenſteigt. Genug, daß ſie Aufmerkſamkeit erregen, indem ſie Falſches mit Wahrem vermiſchen! Genug, daß ihnen eine Maſſe gelehrten Pöbels beifällt und ihre Namen durch die Welt ſchreiet! Das iſt ihr Recht und ihre Wahrheit. Darum kümmert ſich nicht jene Frau mit dem Säugling und die Einſamkeit thut ihr nicht weh. — Freilich, ſie iſt nur von Stein und hat keinen Odem in der Bruſt. — „Ein Denkbild der Kunſt!“ ſprichſt du. O tritt näher heran! Berühre mit deinem Finger ihre Wange! „Wie kalt ſie iſt!“ — Du zitterſt? „Es war mir, als wenn ſie ſich bewegte.“ — Nicht doch, es iſt

ja nur Marmor, von Menſchenhand gebildet. Berühre nun die Stirn des Kindes! Du erſchrickſt? „Es war mir, als wenn Strahlen aus ſeinem Haupte hervordrängen.“ Nicht doch, es iſt ja nur Mondenglanz, der auf die Wölbung herabſcheint. Heftiger bebeſt du! Warum? „O ſiehe nur, wie ſie ſich wendet und den rechten Arm emporhebt in der Nacht, und mit dem Zeigefinger droht!“ Namenloſes Grauen überfällt mich. Das ganze Kind leuchtet und athmet ſo ſüß, nachdem es von der Mutterbruſt ſich abſetzte. Nun öffnet ſie die marmornen Lippen, die bleichen, zu reden, aber keine Worte vernehm' ich; doch es brennt in meines Herzens Tiefen wie unauslöſchliches Feuer. — Es iſt ein ſchreckliches, ungeheures, Traum oder Wunder, das mich tödten wird. — O verwundere dich nicht, wenn die Menſchen ſchweigen, daß die Steine von Gottes Herrlichkeit beginnen zu reden! Haſt du geträumt an dieſem Denkmal der Vergangenheit, ſo ſei getroſt! denn du biſt *näher* dem Erwachen in Gott, als da du wachteſt mit jenen Rednern, deren Wiſſen von Geſtern iſt. — Der mahnende Finger, die ſtummen Worte der beſeligten Mutter über das leuchtende Gotteskind haben dich erweckt. Siehe, der den Tod überwand, lag einſt ſo an der ſeligen Mutterbruſt, wie ein Säugling ſchwach. *So* ſchwach mußt auch du werden im *endlichen* Wiſſen, wenn du ſtark werden ſollſt im *unendli-*

chen Glauben, der ein vollkommnes Wiſſen iſt in der Stärke des Erlöſers, und eben darum in dir Kindsgeſtalt annimmt. Nur mit dieſer Kindsgeſtalt kannſt du in ſein Reich eingehn; denn Alles, was du dein Leben nannteſt, iſt nichts als ein gleißender Tod geweſen. Die Schlangenhaut wird abgeſtreift und du ſtehſt vor Gott.

VIII.

Nichts ſoll mich hindern, dem Tode in's Angeſicht zu ſchauen und unter der grünen Decke des Frühlings, unter den röthlichen Blüthenſchauern der ſinnlichen Luſt, ſeine ſtrenge, erhabne Geſtalt zu erkennen. Er iſt der Held, der Alles überwindet, der Alles zerbricht und vernichtet, nur nicht den Geiſt und die Liebe. Dieſes edle Paar widerſteht ſeinem Toben und lacht ſeiner Wuth, denn es iſt himmliſcher Art. — Es lächelt mitleidsvoll, wenn er mit ſeinem Feuerbrande der Verweſung den ſchönſten Menſchenleib zerſtört, und in wenig Minuten dem holdeſten Munde voll ſüßer Rede einen Schreckenszug der Auflöſung giebt. — Dieſer *eine* Zug machet aller Fleiſchesſchönheit gleichſam ein ſchiefes Geſicht zu und ſpottet der ſublimſten Abgötterei deiner Sinnlichkeit. Aber die Liebe wendet ſich mit Hoheit davon ab und blickt gläubig zu den ewigglühenden Sternen empor. Der Geiſt, welcher das Weltall durchdringt, der Perſönliche, Allwiſſende, Hei-

lige, antwortet ihr aus der Höhe und tröſtet ſie mit einem Wort, was fleiſchliche Ohren nicht hören können.

Du hörſt es nun, Ewiggeliebte! Es tröſtet dich um alle Leiden dieſer Erde und alle Schwermuth iſt von dir hinweggenommen. Dieſes hohe Wort der Allmacht, das die Welt erſchuf und auch erhält, das in dem Flüſtern des Graſes, und in dem Rauſchen der Wellen, und in dem Hauche des Windes, und in dem Zuge der Wolken, und in dem Summen der kleinen Bienen am Blüthenkelch, ſich dir offenbaret, doch nur als Bild und Gleichniß; dieſes ſtille Wort ſagte dir der erſte Kuß der Geliebten, und kömmt dir weiſſagend aus ihren Augenſtrahlen voll des tiefſten Einverſtändniſſes entgegen. Mit der Liebe fing die Welt an und auch deine neue Welt beginnt in der hochheiligen Liebe. Sie geſtaltete ſich aus jenem Kraftwort, das nicht redet, ſondern thut. — Hat der Tod den geliebten Mund verſchloſſen und ihm den herben Zug der Auflöſung eingedrückt, o dieſe Liebe bleibt mir offen und unverändert in der Gemeinſchaft des Geiſtes, der die Herzen vermählte. Darum kann ich dem Tode frei in's Angeſicht ſehn, wie grauſenhaft auch ſeine Larve ſei. Darum erſchrecke ich nicht, wenn er ſeine Senſe ſchwingt und Jung und Alt damit vor meinen Augen niedermähet. Darum bin ich getroſt, wenn auch nicht getröſtet. Denn die Niedrigkeit dieſer Erde mit ihrem Jam-

mergeſchrei ſoll mir nicht den hohen Himmel rauben, der des Geiſtes Vollendung iſt und wo kein Ach mehr gehört wird.

Was betrübt dich plötzlich ſo in dieſer guten Geſellſchaft und warum biſt du ſo traurig mitten unter den Fröhlichen? Iſt es nicht Sitte und Ehre, die hier voran ſtehn? Sind es nicht löbliche Reden, die hier geführt werden? Warum theilſt du denn nicht mit uns und genießeſt des Lebens, ſo lange es glüht?

Weil Alles das als Hülſe vergeht, und keinen ewigen Kern zurückläßt. O wüßtet Ihr von Dem, der in alle Hülſen den köſtlichen Kern legt, wie gerne mögte ich mit euch theilen, wie fröhlich wollte ich unter euch Frohen ſein! Aber ich habe für das Hülſenleben keine Zeit zu verlieren und ein jeder Tag muß mir ſeine Frucht bringen, wäre es auch nur eine Frucht der Thränen und Schmerzen. Wie ſtrenge auch die Einſamkeit, wie bitter auch das Alleineſein iſt im großen Verluſte, dennoch iſt die Einſamkeit meine Freundin und das Alleineſein mein treuer Gefährte, damit ich neue Kräfte ſammle zum Leben und zum Wirken. — Was denn? Ach! was Gott gefällt. Ich weiß es noch nicht, aber ich werde es lernen. —

Soll ich mit euch Ephemeren dahinſcheiden? Soll ich heute die Thränen abtrocknen, die ich geſtern noch geweint habe? Soll ich treulos ſein gegen meinen Genius, wie

Ihr? Soll meine Seele nicht arbeiten, damit ſie in die Länge lebe? Soll mein Herz nicht lieben und ſich ſehnen, damit es ſeine Luſt ſehe und ausbreche und ſich freue ewiglich? Was ſind das für Chimären einer kranken Phantaſie? ruft ihr dagegen. Wo willſt du anfangen, wo willſt du aufhören und wie willſt du wirken? Ich ſage euch: In Gott. — Die Wahrheit in Gott will ich thun, damit meine Werke in Gott gethan ſind. — Nichts mehr und nichts weniger; — im engſten wie im gröſſeſten Kreiſe; — vor aller Welt, wie unter vier Augen; im Hauſe, wie im Tempel; — im leiſeſten Geſpräch mit dem Freunde, wie in der öffentlichen Rede vor allem Volke. — Die Wahrheit will ich thun, denn That ſei meine Rede, wie meine Handreichung, That des Geiſtes und Herzens, thatvolle Wahrheit, damit endlich der Schein aufhöre, der mich ſo leiſe in die grauen Arme des Todes liefert und ſeine Hand der Verweſung ſo ſtille auf unſer Haupt legt, als ſpräche er hohnlachend: „Genieſſet nur! Trinket nur aus den Becher der Luſt! Freiet nur und laſſet euch freien! Sammlet nur die Güter dieſer Erde! Bauet nur und brechet's wieder nieder! Steiget zur höchſten Ehrenſtaffel und beherrſchet die Völker! Thut, nur auf was ihr wollet, ihr ſeid doch mein, Niemand kann euch aus meiner Hand reiſſen!“

Ja, Einer kann es, der Mächtige, Reine, der uns mit ſeinem Blute erkaufte, dem wir uns an Seele und Leib ergeben haben, der uns löſet von allen Banden der Eitelkeit, dem wir dienen in ſeinem Geſetze der Freiheit, der uns den Lohn giebt, daß wir heilig werden. O Tod, du ſollſt uns nicht aus ſeiner Hand reißen. Das ewige Leben iſt unſer Ende, denn Er iſt das ewige Leben. Deine grauen Arme ſollen uns nicht erſticken, deine Hand der Verweſung ſoll unſern wahren Leib nicht berühren, eben ſo wenig als den ſeinigen. — Nimm hin unſern Scheinleib, aus Waſſer, Luft und Erden gebauet, mit Feuer zuſammengeballt, erkaltet zu Staub und Moder! Daran letze dich, wenn du magſt! Den wahren Leib ſollſt du uns wohl laſſen, ſo wie den ewigen Geiſt, denn das Wort iſt Fleiſch geworden. Von nun an gehören wir einem höheren Herrn an; dir haben wir den Dienſt gekündigt, denn wir thun ſeine Wahrheit, wir genießen ſeiner Liebe, wir bauen an ſeinem Reiche, wir ſind Gottes Kinder durch ſeinen Geiſt geworden, du liegſt unter ſeinem Fuße ſchon und haſt keine Gewalt über uns mehr.

Mögteſt du uns gerne jenen Glauben wieder nehmen, an das unverwesliche, unbefleckte, himmliſche Erbe! Ja, du mögteſt dieſen Gedanken in Vergeſſenheit verſenken, du mögteſt dieſes Gefühl ſeiner Gemeinſchaft in uns

zu Schanden machen; du ſendeſt deine falſchen Propheten aus in alle Welt, die mit allerlei Zungen das Evangelium des Fleiſches predigen, du legſt alles Gewicht auf dieſes Erdenleben und keins auf das zukünftige, du vernichteſt durch ſie den Glauben an die Erinnerung des vergangnen Lebens, zu Lohn, oder Strafe. Sie verkündigen, von dir gelehrt, eine hohe Idee des Geiſtes, die aber das jenſeitige Selbſtbewußtſein aufhebt und nur für die Erde berechnet iſt. Du trübſt den tieferen Sinn, indem du den Scharfſinn nährest. Du umhüllſt das Höchſte und Veſte des Menſchen mit tragiſchen Wolken und poetiſchem Scheine, als walte über das Göttlichſchöne ein unerbittliches Schickſal. Du löſeſt die heilige Geſchichte durch deine Knechte in philoſophiſche Mythen auf und willſt uns mehrere Chriſti aufdringen, damit der Eine, darin wir Alle verſöhnt mit Gott werden ſollen, ſeine Geltung verliere. Du willſt uns Alle zu Göttern machen und die alte Sünde in Vergeſſenheit bringen, damit ſie deſto tiefer in uns wuchere und wir Alle deine Götzendiener würden. —

O Sohn der Sünde, das ſoll dir nicht gelingen, und all deiner Beter Stimmen werden wie ein tönend Erz verhallen gegen das Wort der Wahrheit, das die Gewiſſen ſchärfet, das die Herzen bezeugen im Feuer der Anfechtungen, das die Geiſter bekennen im Lichte des

Glaubens, das die Lippen der Liebenden verſiegeln mit heiliger Inbrunſt, das die Sterbenden zum Leben rufet und die Lebendigen ſterben lehrt, das die Gräber ſprengt und die Todten auferwecket — nicht nur am jüngſten Tage, nein ſchon jetzt. Denn ſiehe, wir leben, weil wir uns lieben, und werden den Tod nicht ſchmecken ewiglich, weil Chriſtus ihm den Stachel brach.

IX.

Es war mir, ſprach jene aus dem Scheintode in's Leben zurückkehrende Freundin, als ſchwebte ich in einem großen, ſanfterleuchteten, herrlichen Raume, der von der wundervollſten und allerſchönſten Muſik erfüllt wurde. So frei, ſo glücklich fühlte ich mich dort. So groß und ſo weit war mein Daſein. Nichts von dieſer engen Erde mehr, und doch war ich ſo ganz bei mir ſelbſt, mehr, als ich es je geweſen bin. Das muß wohl der Tod ſein, dachte ich. Da erwachte ich wieder und fühle mich noch ſo leicht und friſch, als wäre ich völlig geneſen von allem Übel. Iſt der Tod alſo die Geneſung, aus dem Stückwerk in das Vollkommne, wie Socrates ahnete? Ja, für die fromme Seele, wie jener Freundin, die den geiſtlichen Tod durch gründliche Selbſtentſagung und Ergebung ſchon überwunden hatte! Darum blieb ſie ſo bei ſich ſelbſt im Übergange, und hörte unausſprechliche Worte, wie einſt der hohe Apoſtel, weil ſie ihr ſchlechtes Selbſt ſchon längſt verlaſſen hatte. — Darum wirkte ſchon der

Abglanz jenes heiligen Jenſeits geſundmachend auf ihren ſiechen Leib, der doch einige Wochen ſpäter der unheilbaren Krankheit erliegen mußte. Darum ſchwärmte die Stille, Verſtändige von jenem großen tonreichen Jenſeits, welches ſie doch nur mit halbem Auge geſehn, mit halbem Ohr gehört hatte.

Was lehrt dich dieſer flüchtige Blick hinter den Vorhang? — Daß die fromme Seele frei werde von ihrem Scheinleibe im Fleiſchestode und mit ihrer wahren Leiblichkeit auch ihr wahres Bewußtſein und *in* demſelben ihre *Seligkeit* gewinne. Das wäre denn die große Lehre, darauf alle Seher hindeuteten, die aber der heilige Tod erſt vollkommen uns enthüllen kann. Gürte dich, liebe Seele, und kämpfe den guten Kampf, und halte deinen Glauben, damit du dieſes *höchſte* Kleinod erringen mögeſt! Ganz bei dir ſelbſt zu bleiben und doch bei deinem Gott zu ſein, das iſt iſt dieſes köſtliche Kleinod, davon die Weiſen unſerer Tage nichts wiſſen wollen, weil es ſich nicht erdenken, ſondern nur *erleben* läßt. — Sie laſſen die Seele *verklingen* im abſoluten Geiſte und löſen das Band des Bewußtſeins und der Erinnerungen auf, um dich bis zur Gottheit auszudehnen. —

O weißt du nicht, mein Herz, daß je mehr du bei Gott biſt, deſto mehr biſt du auch bei dir ſelber? aber bei deinem ewigen göttlichen Selbſt, das nie ohne ein *du*

iſt und alle Selbſtſucht fallen ließ. — Verſenkte dich die Liebe tief in Gott, ſiehe dann erſt findeſt du dich ſelbſt und biſt dir deiner Ewigkeit und deiner Freiheit bewußt. —

Freiheit? Was iſt Freiheit? O nicht deine ſchlechte Willkühr, auch nicht die ſtarre Nothwendigkeit einer ewigen Weltordnung. — Wo der Geiſt Gottes iſt, da iſt Freiheit; da breiteſt du dich jubelnd aus zur erſehnten Höhe und bleibſt doch bei dir ſelber; da überwindeſt du den Tod und ſprengſt ſeine ehernen Schranken; da wirſt du göttlich in Gott und dein Handeln iſt ihm ähnlich, als das Geſetz der Freiheit.

Menſch zu werden, ganz Menſch, welch ein ſeliger Gedanke! Iſt er weniger als ein Kind Gottes in Ewigkeit? und liegen nicht alle Schatten des Todes ſchon unter ſeinen Füßen? Iſt der allliebende Gott nicht Menſch geworden und hat ſich ſelbſt aus ſeiner reinen Ewigkeit in die Zeit verſenkt, damit wir Kreaturen von geſtern her, die morgen ſchon wieder entſchlafen ſind, göttliche Menſchen werden ſollen, gemacht nach ſeinem Bilde, und ewig leben, wie Chriſtus unſer Haupt lebt? Kühn greife nach dieſer Krone und laß dich durch nichts hindern, ſie zu erringen! Verdiene deine Ewigkeit, dazu du berufen biſt, durch eine Liebe, die nicht wandelt, durch eine Treue, die nicht aufhört, durch ein Wort, das nicht alt wird, durch ein Wirken, das keinen Lohn braucht,

durch ein Gemüth, das Lebensbrod austheilt! Siehe du biſt ein Ewiger, ſei es nur! Beſinne dich nur auf deinen Urſprung aus Gott und kehre fröhlich durch die Welt- und Todesnacht in das lichte Vaterhaus heim.

Siehe, die Kerzen glänzen ſchon, die Kronen funkeln ſchon, die ewigen Augen blitzen ſchon voller Freuden und Luſt über dein Kommen; die Stätte iſt dir von den Geliebten ſchon bereitet; ſchon lange warten ſie auf dich und merken die Zeichen deines Herannahens. — Chriſtus iſt ihr Loblied und ihr freudiges Tagewerk iſt ſein Gebet. — Er befiehlt ihnen dir entgegenzueilen, damit ſie dich führen zu Ihm, deinem Meiſter, und von Ihm zu ſeinem Vater und zu meinem Vater, zu ſeinem Gott und zu unſerm Gott. — Du ſollſt Ihn ſehn in ſeinem wunderbaren Lichte von Angeſicht zu Angeſicht; du ſollſt ihn erkennen, gleich wie Du erkannt biſt, in ſeiner ewigen Wahrheit und Klarheit. Dann erſt erkennſt du dich ſelbſt, wenn du Ihn erkenneſt in ſeiner vollkommnen Herrlichkeit, die ſich nur bildlich in allen ſeinen Schöpfungen darſtellte und durch Bilder und Gleichniſſe nur dich reizte zu ihm heimzukehren. Sein höchſtes Ebenbild haſt du ſchon im ewigen Sohne geſehn, nun ſiehſt du Ihn ſelbſt, der dich geſchaffen hat, ohne Bild noch Gleichniß. O wundervolles Glück, den dreieinigen Gott, den

Vater deines Daſeins, der deines Lebens Leben und deines Geiſtes Geiſt iſt zu ſehen!

Dahin führe mich, heiliger Tod, nachdem ich deine Schreckensgeſtalt erſt überwunden habe! O ſelige Schwungkraft, die ohne Flügel mich erhebt! Das iſt Freiheit! wie göttlich und wie natürlich! hier bei dir will ich wohnen und bleiben ewiglich.

Epilog.

Was warſt du mir? Was war ich dir? Nicht Weib,
Wie Menſchenkinder frei'n und frei'n ſich laſſen.
Ein Bote warſt du mir, von Gott geſandt,
Mir meinen Weg zu ebnen, treu geſellt,
Mit himmliſch-reiner Liebe, ohn' Geſchlecht —
Du ward'ſt mein ſüßes Weib, nur mir zu Gunſt,
Und brachteſt liebe Kinder mir, dem Freund,
Daran mein irdiſch Herz ſich innig letzte. —
Doch warſt du mehr als Mutter, mehr als Weib,
Jehovah's Engel, ſtand'ſt du mir zur Seiten
In tiefer Sünden Nacht, und faßteſt feſter
Die ſchwache Hand und ſprachſt: „Ich bleib' bei dir.
Ich tauſch' mit Keinem dieſe Stelle:
Die Gott mir gab, und Gott mir offen hält. —
Getroſt! Der Sieg iſt unſer, wie durch's Feuer.
Der erſt' und letzte Augenblick ſind gleich,
Wir ſahn und liebten uns unwandelbar,

Und wenn ich vor dir geh' zum Vater heim,
Bereit' ich dir die Stätte, wie ich kann —
Du mußt vor mir nicht gehn, ich halt's nicht aus —
Du biſt der Stärkere, du kannſt es tragen.
So bau' dir häuslich Glück und ſorg' für deine Kinder,
Doch laß mich nicht auf dich zu lange warten!"
So ſprach ihr Mund und küßte mich zum Abſchied,
Indem die Arme innigſt mich umſchlangen.

Iſt der Kirchenbeſuch Noth?

Ein Wort an die Gebildeten

von

Theodor Schwarz,
Dr. der Theologie und Paſtor zu Wiek auf der Inſel Rügen.

Hamburg und Gotha,
Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.
1839.

Iſt der

Kirchenbeſuch Noth?

Ein Wort an die Gebildeten

von

Theodor Schwarz.

Inhalt.

I. Was bedeutet der Kirchenbesuch in der christlichen Gemeinde? S. 1 — 8.

II. Wie ist der Feiertag von den Gebildeten zu heiligen? . S. 9 — 18.

III. Worin besteht die würdige Sonntagsfeier in einem evangelischen Staate? . . . . . S. 19 — 36.

IV. Was hat der Staat zu thun, um die kirchliche Neigung zu wecken und zu beleben? . . . . . S. 37 — 50.

I.

Was bedeutet der Kirchenbesuch in der christlichen Gemeinde?

Oft hört man in der feineren Gesellschaft das ablehnende Wort: „Es ist nicht nothwendig, in die Kirche zu gehn, um ein guter Christ zu sein.“ Wir fragen: Worauf gründet sich das Recht dieses Worts, welches, den Kirchlichen gegenüber, mit lächelnder Zuversicht ausgesprochen wird? Es gründet sich — abgesehn von der leeren Ausrede eines laxen Indifferentismus — auf die ganze Form des gesellschaftlichen Lebens in unserer evangelischen Gemeinde. Denn diese hat schon, wie man meint, alle Elemente der Kirche in ihren bürgerlichen, sittlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Institutionen in sich aufgenommen. Es ist schon eine höhere Form geworden, als die sichtbare Kirche der Protestanten in ihren Gottesdiensten und Sakramenten auszusprechen vermag und hat somit diese Kirche überwachsen, ja antiquirt. — Sie besteht nur noch, wie man meint, für die große Masse des ungebildeten Volks, welches jene geistigen und geselligen Elemente des Christenthums noch nicht in sich aufzunehmen vermogte. Für diese sei das Kirchengehn nützlich, um ihrem groben, platten, fleischlichen Leben durch Predigt und Kirchenlied, durch Gebet und Sakramente, ir-

gend eine geiſtige und moraliſche Anregung zu geben und ſo ihre Gewiſſen zu ſchärfen, für die Gebildeten aber nicht, die alle dieſe Elemente des wahren Chriſtenthums ſchon viel vollkommner durch Erziehung und wiſſenſchaftliche Cultur in ſich aufgenommen hätten und daher nur des Exempels wegen, um der Schwachen willen bisweilen noch in die Kirche zu gehn brauchten. So meint man heut zu Tage.

Wäre das nun die Wahrheit, ſo könnte man ja ſich dabei beruhigen und als ein gutes Zeichen der fortſchreitenden Zeitbildung es betrachten, wenn die Mittel- und höheren Stände immer weniger die Gotteshäuſer beſuchen und das Kirchengehn faſt allein der Volksgemeinde überlaſſen bleibt. Aber es iſt nicht die Wahrheit, wie hoch wir auch die Zeitbildung anſchlagen mögen. Denn die Kirche iſt keine Anſtalt des Staats, nur zur Moraliſirung des Volks, ſo wie Schulen und Univerſitäten, ſondern ſie iſt eine Anſtalt Gottes zur Erlöſung der Welt. Sie iſt das Reich Gottes und der himmliſche Staat, daran alle irdiſchen Reiche und Staaten ſich erſt auferbauen und befeſtigen ſollen, wenn ſie nicht früher oder ſpäter zuſammenſtürzen wollen. Die kirchliche Gemeinſchaft bildet an dem Worte des Lebens ein freies Geſetz aus und ſchreibt es mit dem Glaubensfinger in die fleiſchernen Herzenstafeln, ein freies ſage ich, daran ſich alle irdiſchen Zwangsgeſetze im Laufe der Jahrhunderte ſchärfen, geſtalten und berichtigen müſſen, um nicht ihre Kraft zu verlieren und zu entarten.

Die Kirche alſo, welche die öffentliche Predigt des Evangeliums poſtulirt und durch ihre Gnadenmittel des Worts und der Sakramente als eine nicht blos unſichtbare, ſondern als eine ſichtbare und beſtimmte Kirche erhalten werden muß, kann nicht durch wiſſenſchaftliche, ſittliche und äſthetiſch-geſellſchaftliche Bildung erſetzt, viel weniger überbo-

ten werden. Alle wahre Geiſtesbildung geht nur vom Worte und Geiſte Chriſti aus. Es genügt auch nicht im Hauſe ſein Wort zu leſen, ſondern es ſoll öffentlich an ſeinem Tage als ein Bekenntniß ſeines Volks zur Vereinigung der Seelen, daß ſie Eins würden in Ihm, geprediget und von ſeinen Dienern verwaltet werden. Das alſo bedeutet der Kirchenbeſuch in der Gemeinde, darum rührt es uns ſo, wenn große Schaaren Volks am Sonntage zum Gotteshauſe wallfahren und des weiten Wegs nicht gedenken, um da das Brod der Seelen zu empfangen. Denn ſie ſollen durch dieſes geiſtige Brod, wenn ſie glauben, wie Ein Herz und Eine Seele werden. Wer mögte nicht zu dieſem Volke gehören und darin ſtark werden in Gott? Dagegen wird nun eingewendet, daß eine ſolche Kirche gar nicht mehr exiſtire und ſeit dem apoſtoliſchen Zeitalter auch nicht mehr exiſtirt habe, wenn gleich es von der erſten Gemeinde heißt, daß ſie wie Ein Herz und Eine Seele waren.

Man nennt ſogleich unter den fleißigen Kirchengängern eine große Zahl Heuchler und Sünder, vergeßlicher Hörer und nicht Thäter des Worts; unter den Meidern der Kirche dagegen die redlichſten und die tüchtigſten Leute, welche dem Staate ſich nützlich und der Geſellſchaft ſich angenehm zu machen wiſſen; dadurch meint man das Argument zu verſtärken, Kirchengehn ſei nicht Noth, um ein guter Chriſt zu ſein. Aber wie oberflächlich dieſes Räſonnement ſei und wie falſch der daraus gezogne Schluß, geht daraus hervor, daß unter den Kirchlichen eben auch die redlichſten und tüchtigſten Menſchen ſich befinden, welche durch gemeinnützige Geſinnungen und ausdauernde Treue dem Staate und der Geſellſchaft den größeſten Segen bringen; unter den Unkirchlichen dagegen oft die niederträchtigſten und verſtockteſten Sünder. Es beweiſet alſo jenes Argument nichts weiter, als daß der Kir-

Kirchenbesuch nicht allein das Christenthum ausmache, sondern nur ein Mittel sei, welches dahin führen und darin befestigen könne, wenn man es richtig gebraucht. Auf der andern Seite aber mögte es sich darthun lassen, daß in den aus Vorsatz, Abneigung, oder Eigensinn Unkirchlichen, — denn von Kranken und Schwachen, die deshalb nicht zum Gotteshause kommen, kann hier nicht die Rede sein, da in ihrer frommen Sehnsucht die Kirche zu ihnen gleichsam in's Haus kömmt — daß, sage ich, in denen bei allen ihren Tugenden eine gewisse Selbstgerechtigkeit vorherrsche, die den Lohn auf Erden dahinnimmt oder sie zu keiner wahren Buße über ihre Fehltritte kommen läßt. Mögen sie nützliche Staatsbürger, redliche Verwalter, liebende Väter und angenehme Gesellschafter sein, wie die öffentliche Meinung sie rühmt; lebendige Christen sind sie doch nicht, weil ihnen die höhere Gemeinschaft im Geiste mit allen Gliedern der Kirche mangelt und die daraus erwachsende selbstverleugnende Liebe, dazu die christlichen Gottesdienste im engsten und im weitesten Kreise sie sonntäglich und bei jeder kirchlichen Handlung einladen. Diese Krone aller Tugenden, die demuthsvolle Liebe, fehlt ihnen noch und so auch das Band, was die Seelen mit dem Himmel verknüpft. Dieses Band ist die Kirche Christi in ihrer lebendigen Gemeinschaft, dazu die Gottesdienste, als Grundform der Gesellschaft, den Anfang machen müssen. Wo dieser Anfang fehlt, da kann auch das Ziel nicht gewonnen werden, Heiligung im Geiste und Wandel.

Der Kirchenbesuch bedeutet also in einer christlichen Gemeinde nichts Geringeres, als das Verlangen nach wahrer Geselligkeit im Geiste, daraus alle andere Geselligkeit erst, wenn sie nicht mehr oder minder dem Unsittlichen und Eitlen anheim fallen soll, sich auferbauen muß. Denn was kann

unsittlicher sein, als eine Gesellschaft, die von der Kirche und ihrem Geiste sich abgetrennt hat und eben deshalb eine Parthei oder Kaste bildet, die gegen Kirchliche als Andersdenkende feindlich sich stellt, und über einzelne Glieder derselben, hinterrücks, mit den Zungen des bösen Leumunds, spottend und verhöhnend, herfällt? Oder was kann eitler sein, als eine sogenannte feine Gesellschaft, die zwar mit den Manieren der möglichsten Humanität und Rücksicht mit einander umgeht, aber lauter Hülsen und leere Formeln, statt des Kerns der wahren Gemeinschaft und Theilnahme sich giebt? Man besehe sich nur etwas genauer jene negativen Tugenden einer gebildeten aber unkirchlichen Gesellschaft; wie viel ehrenwerthe Leute auch daran Theil nehmen, wie viel Sinn für Kunst und Wissenschaft sich auch darin entfaltet, wie viel angenehme Talente darin die Zeit auch verkürzen mögen und die Stunden bis zum Aufbruch unmerklich verüberführen; man wird immer finden, daß jene sozialen Tugenden keine wahren Tugenden sind und daß man in jener Gesellschaft die wahre Geselligkeit, welche Geist und Herz befriedigt, nicht gefunden habe. Man klagt so oft, wenn man heimkehrt, über lange Weile und spricht im besten Falle mit einiger Aufregung: „Es war doch heute ein ganz animirter Abend!“ eben wie man wohl ein schäumendes Champagnerglas hinunter stürzt, das einen pikanten Reiz in die Nase giebt, aber keine nachhaltende Kraft, wie ein alter Rheinwein, zurückläßt. Das unsittliche und eitle Element ist demnach in allen Gesellschaften, welche sich von der kirchlichen Gemeinschaft abgetrennt haben, mehr oder weniger, wieder zu finden. Denn sie entbehren eben jener natürlichen und gemüthvollen Mittheilbarkeit des Geistes, die das Fundament aller guten Gesellschaft ist. Oft ahnen sie nicht einmal dieses feste Fundament und bauen alle ihre Vergnügungen gleichsam auf den

Sand, der, vom Nachtſturme weggeweht, morgen ſchon den Bau in Schutt zerfallen läßt.

Dieſe Geſellſchaften, welche von der großen Kirche ſich abtrennen und gleichſam eine eigne Kirche in der Kirche uſurpiren, haben auch ihre herrſchenden Krankheiten und Epidemieen, welche durch die geiſtige Atmoſphäre hervorgerufen im Zeitenſtrome auftauchen und untergehen.

Eine dieſer Krankheiten z. B. war das neue Deutſchthum mit den Kriſen der demagogiſchen Umtriebe; eine andere war die Rehabilitation des Fleiſches, welche mit der Epidemie des franzöſiſchen Saint Simonismus ſich vermiſchte und eine neue Kirche und Gemeinſchaft bauen wollte. Eine dritte iſt die ſtarke ſpeculative Manie, welche, von einem großen Denker angeregt, allen unmittelbaren Glauben verachtet, wenn er nicht vom Gedanken vermittelt iſt, und ſo die Wiſſenſchaft über das Leben und über die Liebe ſtellt. Eine vierte iſt die Naturaliſirung und Mechaniſirung aller göttlichen Kräfte und Offenbarungen des Geiſtes, welche die heilige Geſchichte in ein kahles Philoſophem auflöſt und die große charaktervolle Wirklichkeit in einen charakterloſen Mythos umwandeln will. Eine neue Kirche in der Kirche bildet ſich auch ſo auf den Eiſenbahnen, welche, mit faſt religiöſer Feier und Begeiſterung eröffnet, die Leutchen, wie die Waaren, im Fluge durch die Welt führen, als hätten ſie die größeſte Eile, um zu einander zu kommen, wie langweilig auch ihre Gedanken und wie unbedeutend ihre Zwecke ſein mögen. Durch Überwindung des Raums bannen ſich die Geiſter nur immer feſter in ihrer materiellen Begränzung und verlieren die Heimath mit ihrer reichen Enge und ſinnvollen Ruhe. — So wird das ganze geſellige Leben durch Unkirchlichkeit endlich auch heimathlos, denn die wahre Heimath auf Erden iſt nur im Bunde, den der ewige Geiſt beherrſcht und gründet, in

der Kirchengemeinschaft, die auch das Haus bauet. Mit der Kirche fällt also das Haus. Diese Wahrheit wird wenig in unsern Tagen erkannt; darum wiederhole ich sie, wiewohl sie nicht neu ist. Denn das Haus selbst ist schon eine kleine Kirche in Friede und Freude des heiligen Geistes, wenn es die rechte Häuslichkeit in sich aufnahm. Diese kleinste Kirche hangt aber mit der größeren der Gemeinde so genau zusammen, daß sie nur durch die stete und lebendige Wechselwirkung mit dieser Gemeindekirche Kraft und Leben bewahren kann. Jede Eigenheit und selbstsüchtige Abschließung nach Außen hin schwächt und verödet sie und tödtet sie am Ende ganz. Denn die Eigenliebe ist unfruchtbar, aber die Nächstenliebe bringt auch für die Familie viel Früchte. Wenn das liebende Herz dem betrübten sich aufschließt und die barmherzigen Hände die Hungrigen speisen, die Entblößten bekleiden, aus der Liebe, die uns Alle tröstet, speiset und kleidet und mit ihrem Blute uns von Sünden erlöset; so bringt das einen geistigen Segen für das Haus und die Kindererziehung, der sich in seinem Reichthum nicht berechnen läßt.

Diese Liebe geht aber aus der Kirche hervor, und führt uns in die Kirche zurück; sie knüpfet fester das Band der Gemeinschaft im Geiste, und macht alle unsere guten Werke, die sonst im natürlichen Mitleid nur vereinzelt dastehn und mit unserem Innern sich nicht recht verbinden können, zu Früchten des heiligen Geistes, der den Glauben in die That pflanzt und zu Christi Mitgliedern uns umwandelt. So bekommen erst diese guten Werke ein Verdienst vor Gott, denn sie sind nicht unsere, sondern Christi Werke. Immer ist es der Glaube allein, der ihnen das Verdienst giebt, nicht sie selbst können es sich nehmen, noch der Mensch, der sie thut.

Alles zugegeben! rufen unsere Gegner, wie hangt das aber mit Kirchengehn zusammen? Sehr eng und fest, erwie-

dern wir. Denn die Gemeinschaft in dem Geiste, der jene Liebe ausgegossen hat in unsere Herzen, die uns einst rechtfertigen soll vor Gott, muß immer von neuem geknüpft und belebt werden, um sich nicht von dem großen Ganzen der Kirche abzutrennen und so in eigennützigen Trieben, wie das Weizenkorn unter den Dornen, zu ersterben. Dazu sind eben die christlichen Gottesdienste eingesetzt. Dazu ist der Sonntag geheiliget. Dazu läuten die Glocken in sabbathlicher Feier. Dazu ruhen die Hände von der werktägigen Arbeit. Dazu wäscht der Bürger seine Hände rein und zieht seinen Sonntagsrock an und ruhet von allen seinen Alltagswerken, um in der Gemeinde der Christen das Wort Gottes zu hören. Er will dort im heiligen Tempel seinen Glaubensbrüdern und Schwestern wieder einen treuen festen Handschlag im Geiste geben und mit ihnen fröhlich singen: „Wir glauben all an Einen Gott." Er will mit ihnen brünstig beten für alle Menschen und für die Gemeinde und für seinen König und für die Obrigkeit, um mit ihnen in der beginnenden Woche ein stilles geruhiges Leben zu führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Es drängt ihn auch sein Herz dahin, einmal von göttlichen Dingen zu hören, die seinen Geist erheben, die seine Seele speisen und sein tiefstes Herz trösten, nicht blos von menschlichen, wie in den Werktagen. Er hungert nach dem Worte, das sein Heiland ihm predigen läßt. Er dürstet nach dem Sakramente seines gedeckten Tisches. Er will einmal von sich selbst ab und in seinem Heilande wohnen und bleiben, damit ihm die beginnende Woche eine heilige Woche werde und er sich erfrische zum neuen Tageslaufe. Er will auch in der Gemeinde der Heiligen für seine Feinde beten, herzlich, gottergeben, damit er frei werde vom Hasse und Neide, Zorne und Bosheit, und Friede finde in seiner Seele und ausüben lerne das größeste Gebot: „Du sollst

deinen Nächſten lieben, als dich ſelbſt.“ Alles das treibt den kirchlichen Bürger in das Gotteshaus. Das bedeutet ſein eiliges Kirchengehn, damit er ja nicht zu ſpät komme. Er mögte ſich ſo gerne erbauen und allen Menſchen die Hände bieten, denn es iſt der Sabbath des Herrn, der ſein Herz durchdrungen hat. Er denkt auch wohl: Haſt du am Morgen für deine Mitbrüder gebetet, ſo kannſt du am Abend doch nicht über ſie läſtern und ſpotten; denn der für die Sünder am Kreuze ſtarb und zu ihrer Gerechtigkeit auferſtanden iſt, hat es dir ſo angethan, daß dein Herz die Galle läßt. Du kömmſt auch in die Geſellſchaft derer, die mit dir gebetet haben und Gottes Wort predigen gehört. Sprichſt du auch nicht mit ihnen darüber, ſo iſt's doch ein ſtilles Einverſtändniß unter euch geworden und du biſt ſo in einer guten und wohlwollenden Geſellſchaft. Das bedeutet der Kirchenbeſuch in unſerer evangeliſchen Gemeinſchaft, dazu Jeder eingeladen, aber Keiner gezwungen wird — das bedeutet der feſtliche Zug, welcher an den geputzten Fenſterſcheiben der Unkirchlichen vorübereilt. Und wenn ſie über ſie lächeln, als über die den äußerlichen Satzungen noch zu unterthan ſind, als die den todten Gewohnheiten noch zu dienſtbar, wie es dann bei Dieſem und Jenem in der Schaar wohl zutreffen mag; ſo mögen ſie wohl bedenken, ob ſie ſelbſt den viel härteren Satzungen ihrer Zweifelſucht und Selbſtliebe nicht unterthan blieben, ob ſie dem viel ſchlimmeren Tode ihrer Vorurtheile und Eitelkeiten, als verjährter Gewohnheit der Weltanſichten, nicht dienſtbar ſind? Sie mögen in ihre eigne Bruſt greifen und nicht richten!

II.

Wie ist der Feiertag von den Gebildeten zu heiligen?

Die Heiligung des Feiertags ist ein Gebot und zwar das letzte unter den drei ersten, welche die Pflichten gegen Gott enthalten. Als göttliches Gebot für alle Völker müssen wir demnach auch die Sonntagsfeier betrachten. Das führt viel im Munde, wenn man überhaupt noch die Gebote der heiligen Tafeln als ewige Gesetze Gottes für die gesammte Menschheit in Ehren hält. Dieses Gebot muß also auch in unserem Herzen und Wandel seine besondere Stelle behaupten und darf nicht als ein bloßes Cerimonialgesetz bei Seite geschoben werden. Was heißt denn für die Gebildeten in der Gesellschaft das dritte Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen"? Sollte nicht unseres Luthers Erklärung auch für sie gelten, wenn er spricht: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und lernen"?

Zuerst fragt sich's, ob die rechte Furcht und Ehrfurcht gegen Gott, daraus die Liebe nur hervorblüht, in ihnen sei. Sie sprechen wohl öfters, wir lieben unsern Gott, darum brauchen wir ihn, wie die Juden, nicht zu fürchten. Die

Furcht iſt nur ein unvollkommner Zuſtand der Knechtſchaft, wir ſind zu dem vollkommnern der Liebe in der Kindſchaft übergegangen.

Sollte aber ihre Liebe ſo alle Furcht und Ehrfurcht bei Seite ſetzen können, wenn ſie echter Art iſt? Iſt doch ſchon die kindliche Liebe zu den leiblichen Eltern mit Ehrfurcht, ja mit Furcht verbunden, ſie zu beleidigen und ihren Unwillen auf ſich zu ziehn, da die Kinder von den Eltern abhängig ſind und auch in den Jahren der Mündigkeit die Ehrfurcht gegen ſie nicht aus den Augen ſetzen werden, wenn ſie ihren Segen begehren?

Wie viel mehr wird jene Furcht und jene Ehrerbietung gegen den ewigen, himmliſchen, allmächtigen Gott-Vater eintreten müſſen, wenn ſie ihn in ſeiner Gewalt und Heiligkeit erkannt haben und alſo auch lieben? Wird dieſe Liebe nicht immer mit tiefer Beugung unter ſeine Hand verbunden ſein, da ihr ganzes zeitliches und ewiges Schickſal von ihm abhängt? Wird die Furcht und Beſorgniß nicht oft eintreten müſſen, ſein heiliges Weſen beleidiget, ſeine Wohlthaten gemißbraucht zu haben und dadurch ewige Strafen ſich zuzuziehn? Wird dieſe Furcht und Ehrfurcht ſie nicht oft in tiefe Reue und Buße treiben, und ein Zittern und Zagen in ihrer Seele hervorbringen, wenn ſie ihn lieben, nicht als ihres Gleichen, ſondern als den wahren Gott, Schöpfer Himmels und der Erden? Wird der Gedanke, daß ſie auf einem leichtſinnigen Wege ganz von Gott abkommen und ihre Seligkeit, die doch nur in der Gemeinſchaft mit ihm beſteht, verlieren könnten, mit Furcht und Schrecken ſie nicht erfüllen, wenn ſie ihn, als den wahren Gott, lieben? Da eben ſteckt der Irrthum bei den Gebildeten doch Unkirchlichen, daß ſie Gott als ihres Gleichen anſehn, mit dem ſie gleichſam eine gute Kameradſchaft halten, der ihnen ſo gewiß bleibt, wie das

eigne Herz und mit dem sie sich durch eine flüchtige Reue sogleich wieder aussöhnen können, ja der ihnen, um ihrer menschlichen Schwachheit, manche Fleischeslust zum voraus schon vergeben hat, weil er weiß, was für ein Gemächte sie sind. Darum können sie ihn so bequem lieben, ohne ihn zu fürchten, und sich ohne einen Mittler und Erlöser so leicht mit ihm abfinden, weil sie ihre laxen Grundsätze der Moral, die eben so sehr dem geschärften Gewissen, als der heiligen Schrift widersprechen, auf Gott übertragen und sich so recht eigentlich einen Götzen aus ihrem Lehm kneten, der, wie sie, Gedanken der Erde hat, der jeder Frivolität und Untreue durch die Finger sieht, wenn's nur nicht zu grob gemacht wird; der jeder Unredlichkeit, die Vorurtheile und Gewohnheit des Landes als Recht in der öffentlichen Meinung gestempelt haben, das Wort redet, der bei jedem lustigen Schmause, wie gotenhaft es da auch zugehe, ein gar fideler Gott ist, vor dem sie ihre Kniee beugen, und dem sie ihre Dank- und Rauchopfer bringen, als dem Gebilde ihrer Gedanken — ein rechtes altes heidnisches Götzenbild, das nur mit modernen Ideen der Ehre, Bonhomie, Humanität und Redlichkeit etwas aufgeputzt ist und übrigens ganz dem colossalen Augevit zu Carenzburg, mit den zahllosen Schwalbennestern behudelt, gleicht.

Das ist der Unkirchlich-Gebildeten gepriesene Liebe und Vertraulichkeit zu ihrem Gott, die keine Furcht noch Ehrfurcht kennt und nur immer von ihrer reinen Liebe redet, oder gar auf's weltliche Gesetz sich beruft, indem sie sprechen: „Ich thue Recht, darum bin ich gerecht und habe mir meinen Himmel verdient."

Deßhalb sagt Luther am Anfang der Erklärung jenes dritten Gebots, so wie aller zehn Gebote, als sie in den ersten und größesten gefasset sind: „Du sollst Gott über alle

Dinge fürchten, lieben und vertrauen"! auch hier: „Du sollst Gott fürchten und lieben" und setzet erst dann hinzu: „Daß du die Predigt und sein Wort nicht verachtest, sondern dasselbe heilig haltest, gerne hörest und lernest."

Also auch die Gebildeten müssen Gottesfurcht haben um Gottesliebe zu besitzen — und dann versteht es sich von selbst, daß sie die Predigt und sein Wort nicht verachten, weil das Predigen aus seinem Worte kömmt und nur durch den heiligen Geist die Erklärung und Anwendung seines Worts auf unser Herz und Leben ist, so daß es unter uns werde ein Band der christlichen Gemeinschaft zu allen göttlichen und bürgerlichen Tugenden. Dann versteht es sich ja von selbst, daß sie Wort und Predigt heilig halten und gerne sie hören und lernen, um gottgefällig zu wandeln. Dann versteht es sich ja von selbst, daß sie einen großen Unterschied noch machen zwischen ihrem geselligen und ihrem kirchlichen Leben, wie nahe beide Lebensweisen sich auch im Geiste stehn mögen, indem sie erkennen, daß das gesellige Leben nur aus dem kirchlichen sich bauen könne und daß es wie ein Reis aus dem edlen Stamme hervorwachsen müsse, um durch seine Säfte edle Früchte, die Früchte der Gerechtigkeit zu tragen. Wo aber jene rechte Erkenntniß und ehrfurchtsvolle Liebe Gottes nicht mehr ist, da kann auch die wahre Hochachtung für seine Gottesdienste nicht mehr sein, und der Feiertag nicht mehr geheiliget werden. Denn nicht wir heiligen ihn, wie gerne wir wollten, sondern nur der Geist Gottes in uns, der den Feiertag gemacht hat und Zeugniß giebt unserem Geiste, daß Geist Wahrheit redet und daß wir, die an seinen Namen glauben, Gottes Kinder sind; der heiliget den Sabbath in der Gemeinde und verbindet uns im Gotteshause durch Predigt, Gesang und Sakramente zu Einem vollkommnen Manne.

Von dieſer Verbindung, die ſich durch einen höhern Organismus des Geiſtes als eine nothwendige in ſeinen Gliedern offenbaret, weiß nun freilich der Unkirchlich-Gebildete nichts und kann auch davon nichts wiſſen — es ſei denn, daß es ihn augenblicklich als Offenbarung in einer andächtigen Gemeinde ergreifet — weil ſie nur durch eine kirchliche Erziehung, als Bund in Gott, erkannt und geknüpft werden kann.

Die Selbſtverleugnung wird zwar auf Wegen und Stegen als Pflicht und Tugend in einer gebildeten Geſellſchaft gepredigt, und bei dem Eintritt in dieſelbe iſt es eine Bedingung der Aufnahme, daß man mit ſeinen Gaben nur dem Ganzen zur angenehmen Unterhaltung und zur geiſtigen Belebung diene, ſo daß alles didaktiſche Dogmatiſiren als ſelbſtgefällig und unfein zurückgewieſen wird. — Gewiß ſind dieſes kirchliche Elemente, welche die feinere Geſellſchaft in ſich aufgenommen hat, doch nur formell und nicht in dem Weſen der Kirche. Sie ſtrebt nach einem gemeinſamen Geiſte, der ſich in vielen Gliedern, mit eines jeden beſonderer Gabe, als ein lebendiger Organismus offenbaret und bringt ihm große Opfer an der Eigenheit, daß er ein wirklicher werde. — Aber er bleibt im Negativen hangen, eben weil er nicht der heilige chriſtliche Geiſt iſt, der nur das wahre Poſitive geben kann und bildet ſich höchſtens zu einem edlen esprit de corps aus, der gegen manche Schlechtigkeiten und Vorurtheile der Zeit eine Oppoſition macht, aber in ſeiner Einſeitigkeit ſich ſelbſt in ſeinen Gliedern knechtet und das uns Allen Heilſame und uns Alle Verbindende nicht zu Stande bringen kann. Hier liegt der Grund des abſtrakten Ariſtokratismus, welcher ſich in unſern Tagen mit religiöſen Elementen zu erfüllen oder zu umhüllen bemüht iſt, um von der Kirche etwas Reales und Poſitives in ſich aufzunehmen und dadurch jene leere Negation wieder aufzuheben, ja die ortho-

dore Dogmatik buchstäblich in Schutz nimmt, aber doch immer einen bittern Geschmack der Selbstheit an sich behält und auf kastenartige Absonderung der Stände dringt, dadurch man ihn leicht von dem wahrhaft kirchlichen Geiste unterscheiden kann, der uns allzumal Einer machet in Christo Jesu.

Wie könnte es auch anders sein, da jener esprit de corps der feineren und höheren Gesellschaft, sobald die Heiligung des Sonntags und der öffentliche Gottesdienst nicht mehr zu den Bedürfnissen seines Lebens gehört, in einen Separatismus verfällt, welcher der wahren Selbstverleugnung, die nur in Christo vollbracht werden kann, gradezu entgegensteht und dagegen einer leeren Idee sich selbst opfert! Wollten hier die Unkirchlich-Gebildeten die Worte des Apostel Paulus von der unnützen und ängstlichen Beobachtung der Sabbather und Cerimonien zu ihrer Rechtfertigung heranziehn, so mögen sie wohl bedenken, daß hier nur von jüdischen Sabbathern und alttestamentlichen Cerimonien die Rede sei, nicht aber von dem christlichen Sonntage und von seiner Heiligung durch öffentliche Gottesdienste in der einträchtigen Gemeinde der Gläubigen, dadurch erst der Sabbath des alten Bundes, so wie das ganze Gesetz im Geiste Christi seine Erfüllung gewonnen hat. Hiezu kommt noch, daß die Gemeinschaft der ersten Christen in ihrem kleinen Häuflein, welches sich in abgelegnen Höhlen und Ruinen öfter zum Gottesdienste versammelte, so innig und unzertrennt war, daß ihr ganzes Leben, im Gegensatz der sie hassenden und verfolgenden Heiden, als ein fortwährender Sabbath durch gemeinsames Gebet, Fürbitte und Danksagung, so wie durch den öfteren Genuß des heiligen Nachtmahls, betrachtet werden kann und also die alttestamentliche Form der gottesdienstlichen Feier des siebenten Ruhetages fast ganz zurücktreten mogte. Ward dieser Tag durch die Auferstehung des Erlösers von den Todten,

doch auch für die Seinen, bei leiblicher Feier, ein Tag der höheren Seelenarbeit und ein Hauptmann der neuen Woche und des neuen Lebens.

So iſt noch unſer Sonntag ein treues Abbild des erſten Oſtertags und ein fröhliches, ſiegreiches Auferſtehn von den dunklen Werken der Erde, zu den Werken des Geiſtes, die Gott leben ſollen. In dieſem Sinne dürfte auch der Gebildetſte unter den Philoſophen, Künſtlern, Gelehrten, Beamten und Geſchäftsmännern nichts gegen die kirchliche Feier des Sonntags einzuwenden wiſſen, wie ſehr er auch dem Kirchengehn abgeneigt wäre und wie längſt er ſich davon entwöhnt habe.

Wenn es ſo wäre, mögte er uns entgegnen, dann wollte ich auch wohl in die Kirche kommen, aber es iſt nicht alſo. Denn die Gottesdienſte bedürfen großer Reformen, um den Sonntag für uns zu einem Auferſtehungstage zu machen. Die alten Geſangbücher z. B. paſſen nicht mehr für unſere Sprache und unſere Sitten, die Lieder haben manche anſtößige Worte und ſind voll ſcholaſtiſchen Dogmatismus dabei Niemand etwas Religiöſes fühlen und noch weniger etwas Vernünftiges denken kann. Alſo erſt neue zeitgemäße Geſangbücher! Die Predigten ſind öfters zu lang, um die Aufmerkſamkeit feſt zu halten, dazu kömmt noch der große Uebelſtand, daß ſie polemiſiren und dogmatiſiren, ſtatt uns an's Herz zu greifen und zu erbauen. Einer redet ein Langes und Breites, wir andern Alle müſſen ſchweigen und haben auch nachher nichts dagegen einzureden; das iſt durchaus ungeſellig, alſo wenigſtens in der Form unchriſtlich, denn der Geiſt, wie du ſelbſt ſagſt, verlangt eine Wechſelwirkung mehrerer Glieder, wie es ſich denn auch bei der erſten Pfingſtkirche zeigte, da die Verſammelten alle mit neuen Zungen die großen Thaten Gottes prieſen, bis Petrus aufſtand und aus der

Bibel die herbeigeeilten Spötter belehrte. Ähnliches findet ſich noch bei frommen Sekten, wo die Brüder, vom Geiſte getrieben, Einer nach dem Andern aufſtehn, um der Fülle frommer Empfindungen Luft zu machen und das lebendige Wort der Gnade zu verkündigen. Weil das aber in größeren Gemeinden der evangeliſchen Kirche nicht Statt finden kann; ſo bleiben es doch Mängel, welche dem proteſtantiſchen Kirchenbeſuch, wo das Predigen immer die Hauptſache iſt, widerſtehen, bis die ganze Form der Gottesdienſte umgeſchmelzen wird.

Statt dieſen Einwürfen zu begegnen, (welches ich mir für den folgenden Abſchnitt vorbehalte), bemerke ich nur noch, daß es nichts nütze das Unvollkommne der chriſtlichen Gottesdienſte zu tadeln und damit ſich für die Ausſchließung von denſelben entſchuldigen zu wollen, ſondern daß wir Alle aus dem höheren Geiſte der Geſellſchaft mitwirken müſſen und nicht allein die Prediger, um durch innige Theilnahme die Weiſe der Gottesdienſte zu verbeſſern und in den alten aber nicht veralteten Formen der Liturgieen und Geſänge den heiligen Faden einer großen Volkskirche und der daraus uns erwachſenden geiſtigen Gemeinſchaft, — welchen Faden der Nationalismus unbeſonnen und leichtfertig fallen ließ, indem er ſich naturaliſirend dem alten Menſchen der Sünde zu akkommodiren ſuchte und dadurch die Gotteshäuſer nur ausleerte — gläubig wieder aufzunehmen und ihn den Bedürfniſſen unſerer Zeitbildung anzuknüpfen, da ſtehn wir, und es thut Noth Hand an's Werk zu legen. Wenn die Weltlich-Gebildeten dieſes mehr und mehr unterlaſſen und ſich immer gleichgültiger dagegen bezeugen, ſo beweiſet es nur, daß ſie die große Aufgabe der Zeit nicht verſtehn, welche auf eine innigere Durchdringung und Ergänzung aller geiſtigen Elemente die aus der Kirche in den Staat überfließen, hingewendet iſt. An der

Lösung dieser Aufgabe hängt die Wohlfahrt der Völker und der bürgerliche Friede, mehr, als in irgend einer früheren Zeit, und sie kann nicht kräftig genug nach allen Seiten hin gelöst werden, um dem revolutionären Geiste unserer Tage Einhalt zu thun und den politischen Ideen einen innern höhern Gehalt und Bestand zu geben.

Denn die unsichtbare Kirche, darauf sie sich immer berufen, kann nur durch eine sichtbare mit ihren Gottesdiensten und Sakramenten Gestalt gewinnen und repräsentirt werden. Wo diese zurücktritt und keine Gemeinschaft im Geiste unter den leitenden Volksmännern mehr bildet, da zerfließt jene in phantastischen Nebelbildern der Schriftstellerei und in allgemeinen philosophischen Ideen, die keine Individualkraft haben und, wie tief sie auch geschöpft sind, für den empirischen Staat und seine Gesetze keine Anwendung finden können. Denn es fehlt allen jenen Vernunftideen und geistreichen Nebelbildern der Schriftstellerzunft der wahrhaft christliche Verstand, welcher in jedem Moment das Bestehende in's Leben ruft und das Scheinbare in seine Grenzen zurückdrängt.

III.

Worin beſteht die würdige Sonntagsfeier in einem evangeliſchen Staate?

Die würdige Sonntagsfeier iſt zeitgemäß und herzergreifend; alles Andere iſt unwürdig in einem evangeliſchen Staate, darin Chriſtus die Wahrheit geworden iſt. Neben dieſer Wahrheit kann nichts Anderes beſtehn, ſondern Alles muß darin aufgenommen werden und gleichſam darin aufgehn. — Der ſchönſte Schein, womit die katholiſche Kirche ihre Gottesdienſte ſchmückt und der Phantaſie eine reizende Unterhaltung giebt, iſt demnach in der evangeliſchen zurückzuweiſen. — Nicht, als wenn wir Muſik und Malerei zur Verſinnlichung chriſtlicher Ideen von uns weiſen wollten, vielmehr müſſen ſie auch uns dienen, um die ganze lebendige Wahrheit des Chriſtenthums, welche eben ſo wohl ſinnlich als geiſtig iſt, zu erfaſſen. Aber ſie müſſen, als ſchöne Kunſt, welche an ſich heilig iſt, uns nicht zu einem Lüſtern verleiten und nicht paganiſtiſche Elemente in den chriſtlichen Tempeldienſt mit einmiſchen. Dadurch wird die Andacht geſchwächt, das Herz frivoliſirt, der Geiſt irre geleitet. Die Phantaſie nimmt die Herrſchaft über den göttlichen Verſtand und die ſinnlich geiſtige Ekſtaſe iſt ihre höchſte Form, womit ſie allen vernünftigen Gottesdienſt überwältigt. Die Muſik

dient nicht mehr dem Worte, ſondern das Wort der Muſik. Der ſinnlich frivole Anklang in jenen Überſchwenglichkeiten der Tonwelt, bei Meſſen und Oratorien, welche halb kirchlich, halb theatraliſch hervortreten, und keinen klaren Begriff zurücklaſſen, trägt ſich verderblich über aus dem Tempel in die frivolere Welt und führet hier im Groben und Fleiſchlichen aus, was dort im Feinen und Sinnlich-Vergeiſtigten begonnen wurde. Immer mögte man dieſen Anbetern zurufen, wenn ſie in den Tempel der Töne und Bilder ein- und ausgehen, 1 Petr. 1, 22: „Machet keuſch eure Seelen im Gehorſam der Wahrheit durch den Geiſt zu ungefärbter Bruderliebe und habet euch unter einander brünſtig lieb aus reinem Herzen"! Denn es iſt etwas Unkeuſches und Untreues in jenen ſeraphiſchen Liedern, die nicht vom Himmel ſtammen, ſondern nur aus der untern Luft, die oft mit allerlei Moordünſten erfüllet wurde. Eine Lüge ſchleicht ſich hier in die göttliche Wahrheit ein und verunreiniget die Kirche, die Kunſt und das Leben.

Dagegen wiederholt ſich eben hier in voller Kraft der erſte Einwurf gegen die veralteten und zeitwidrigen Kirchenlieder der Evangeliſchen, welche die Andacht hindern, ſtatt ſie zu befördern.

Wir können es nicht läugnen, daß manche Kirchenlieder in unſeren älteren Geſangbüchern durch einzelne Ausdrücke anſtößig, oder doch unverſtändlich, und nicht mehr ganz zeitgemäß ſind. Deßhalb ſind auch in den mehrſten Gemeinden der Evangeliſchen neue Geſangbücher eingeführt, aber ſie haben uns nur durch ihren unkirchlichen und mit beſchnittenen Verſtandesformen abgekälteten Sinn aus dem Regen in die Trauſe gebracht. Selbſt die trefflichſten Kirchengeſänge unſerer neueren Dichter, Klopſtock, Gellert, Kramer u. ſ. w. ſind mehr verſifizirte Predigten, als wahre Herzenslieder und

könnten, wenn man den Reim auflöſte, leichtlich in Reden umgewandelt werden. Das ſoll man aber wohl bleiben laſſen bei einem Liede von Luther, Melanchthon, J. Frank, Paul Gerhard, D. Ziegler ꝛc. oder bei den trefflichen Liedern der fürſtlichen Perſonen aus der Reformationszeit, worin die ganze Seele ſingt, klagt, flehet und jubiliret. Denn dieſe Buß- und Freudenlieder gingen aus einem gemeinſamen neuen Kirchenleben hervor, wo der einzelne Sänger aus der ganzen Fülle der kirchlichen Empfindung ſchöpfte und nur der begeiſterte Repräſentant einer großen kirchlichen Genoſſenſchaft war. Er fand Alles ſchon vor, was er brauchte und darin konnte ſich ſeine Perſönlichkeit nach allen Seiten hin kirchlich frei ausbilden. Das zieht uns in jenen Geſängen der fürſtlichen Perſonen, z. B. eines Herzogs von Sachſen, einer Landgräfinn von Heſſen u. ſ. w. ſo ganz beſonders an, weil es in höchſt einfacher Form eine höhere geiſtliche Wirklichkeit in der Gemeinſchaft der Gläubigen, und zwar in den größeſten Verhältniſſen zum Staate, ausſpricht, das dem Liede Schwingen giebt, da ſie in dieſen Verhältniſſen lebten und wirkten und doch demuthsvolle Jünger und Jüngerinnen Chriſti blieben.

Wir können dieſe unnachahmliche Einfalt im Ernſt des evangeliſchen Glaubens nicht genug ehren, weil ſie im begeiſterten Liede das ſtärkſte Zeugniß einer Kirche iſt, die jene von den Papiſten verſchrieenen Ketzer allzumal Einer machte in Chriſto Jeſu, wie oft auch ihre Theologen über Glaubensmeinungen ſtritten und zerfielen.

Wir müſſen aber auch nicht in Abrede ſtellen, daß wir der altkatholiſchen Kirche viele unſerer ſchönſten Lieder, die zum Theil von den Reformatoren aus dem Mönchslatein in's Deutſche überſetzt wurden, verdanken und eben wie die deutſche Lutherſche Bibel als die höchſten Kleinodien unſerer Kir-

che werth halten müssen. Denn die katholische Kirche mit ihrem tiefen Gemüthe verhält sich eben so zu ihren streitenden Theologen, die ihres Eifers kein Ziel wußten, als die evangelische sich zu den ihrigen verhält. Jene lieblosen Zänkereien verhallen, aber der süße Kern des Glaubens bleibt im Liede und befruchtet noch die spätesten Jahrhunderte.

Eine solche Geschichte des christlichen Kirchenlieds haben wir hinter uns liegen und wehe uns, wenn wir sie als veraltet abbrechen wollten und aus freier Hand, als die viel Klügeren und Gebildeteren, neue Kirchenlieder schaffen. Denn diese Geschichte des Liedes, so wie sie sich aus der katholischen und allerältesten apostolischen in die evangelische Kirche durchgebildet hat, ist der Nerv unserer Andacht und der Freudenruf unserer Fest- und Sonntagsfeier.

Nun können wir denn jenen Anspruch und Aufruf: — „Neue Kirchenlieder, wenn wir in die Kirche kommen sollen", — etwas näher beleuchten. Denn absolutneu und wie aus dem Stegereif gesungen, kann nichts der Art sein, sondern muß eine Geschichte hinter sich haben und das letzte Glied einer geistigen Kette werden, wenn es sich als echt-kirchlich und erbaulich bewähren soll. Das Absolutneue ist im Kirchenliede unserer Tage etwas Absolutflaches und zerfließt in allgemeine Sentimentalitäten abstrakter Begriffe aus älterer oder neuester Dogmatik, und faßt eben so wenig das Herz an, als es den Geist befriedigen kann. Wie sehr auch Schillersche Formen der Phantasie es aufputzen, es bleibt im Innersten kalt und todt und zeigt uns höchstens die kurze Geschichte eines geistreichen Individuums, das sich in unserer schwankenden Zeit, in seltischer Abgeschlossenheit, oder in humanistischer Zerflossenheit, auch nur schwankend und trübe durchbilden konnte. Selbst die vielgefeierten Lieder von Knapp leiden an dieser Schwänkung und Trübheit einer unherschwei-

fenden Phantasie, die bei aller Innigkeit des augenblicklichen Gefühls, bald an Schillerschen Floskeln, bald an dogmatischen Terminologieen sich festhält, bald an allgemeinen Begriffen sich fortzieht, um nur nicht im aufgereizten Schwunge schwindlig zu werden, und so durch das Vielerlei der aufgenommenen Liedeselemente jene hohe Einsicht und Klarheit verliert, welche immer das echte Kirchenlied bezeichnen muß. Die wenigen Lieder des frommen Novalis (Hardenberg) dürften in neuerer Zeit die einzigen sein, welche die Probe mit den älteren aushalten, ja oft sie an schöner Gemüths-Fülle und Einfalt noch übertreffen; aber sie neigen sich auch in ihrer mehr weiblichen Natur dem Katholizismus zu und entbehren der männlichen Freudigkeit und ethischen Selbstständigkeit der evangelischen Kirche, die sich oft so herrlich und siegreich in den Lutherliedern und in denen seiner geistverwandten Nachfolger offenbarete. Auch dürfte man wohl die Novalissprache, als ein durchgebildetes Kunstprodukt eines zarten Sinnes in üppiger und verderbter Zeit mit der Sprache des Sallust vergleichen, die doch immer gegen die natürliche und charaktervolle Sprache eines Livius, nur wie eine Treibhauspflanze gegen ihr Urbild im Walde erscheinet, und einer künstlichen Luft bedarf, um zu bestehn.

Aus allem dem geht wenigstens hervor, daß die Forderung — „neue Kirchenlieder“! — keine so gar leichte sei, wie die Weltlich-Gebildeten meinten, vielmehr nur aus einem gemeinsamen Interesse für das kirchliche Leben unter Einander, dazu denn auch der allgemeine und herzliche Kirchenbesuch gehört, erfüllt werden könne. Die Gebildeten müssen also wieder fleißig in die Kirche kommen und an den Gottesdiensten des Volks einen warmen Antheil nehmen, um den Geist ihrer Kirchenlieder zu verbessern und sie im Bunde mit ihren Predigern von dem Veralteten und Anstößigen zu läutern.

Da dürfte ſich denn finden, wenn wir Hand an's Werk legen, daß Vieles in jenen Liedern, was auf bibliſchem Boden gewachſen iſt und die Beiſpiele aus der heiligen Geſchichte nimmt, nicht ſo veraltet ſei, als ſie meinten; ſondern vielmehr ein unveräußerliches Eigenthum eines chriſtlichen Volks, das ſich der großen Vorbilder des Glaubens dabei erinnert und erfreut. Es dürfte ſich finden, daß daran nur ihre unkirchliche Bildung einen Anſtoß nahm und daß ihnen noch der wahre Geſchmack für das Kirchlichſchöne fehle, welches nicht durch Sinnenreiz und Umhang eleganter Formen, ſondern durch das gradeſte und einfachſte Wort der Wahrheit ſich geltend machen muß. — Es dürfte ſich zu ihrem Erſtaunen finden, daß jenes ungebildete aber chriſtlich-religiöſe Volk, welches fleiſſig und aus Herzensbedürfniß die Gottesdienſte beſucht, viel tiefer in jene höhere Wahrheit und Schönheit des alten Kirchenliedes eingedrungen ſei, als ſie die Gebildeten, deren Herz und Leben ſich ſchon ſo lange davon entwöhnt und entfremdet hatte. Denn nicht auf dem weichen Pfühle des Reichthums und der Wohlluſt, ſondern nur im heißen Drange der Umſtände und im Kampfe mit den nothwendigſten Bedürfniſſen des irdiſchen Lebens, entfaltet ſich am ſchnellſten jenes höhere Seelenbedürfniß, im Hunger und Durſt nach dem Worte des Heils und nach der Gemeinſchaft im Geiſte, die ewiges Leben ſchaffen. Da werden die Gebildeten plötzlich inne werden, wenn die Kirche ſie wieder mit ihrer großen Wirklichkeit im heiligen Liede des Glaubens berührt, daß ſie umkehren müſſen und nicht das Lied, ſondern ſie ſelbſt der Verbeſſerung bedürfen, um überhaupt ein Mitglied der chriſtlichen Gemeinde zu bleiben und nicht in glänzenden Eitelkeiten unterzugehn. Überdies hat jedes echte Kirchenlied ein organiſches Leben, das ſich, wenn gleich in einzelnen Worten mildern, doch nicht wie ein Schülererer-

citium ausbeſſern läßt, ſondern mit hingebender Liebe und Andacht aufgenommen werden muß, um im Geiſte und Herzen ſein Recht zu finden. Da iſt ein altes Wort oft viel expreſſiver, als ein modernes, und alſo nicht veraltet für die kirchlichen Gottesdienſte, wenn gleich es in der Converſationsſprache keine Aufnahme mehr finden kann. Denn die gottesdienſtliche Form der Rede iſt eine andere, als die weltlich-converſationelle, wenn jene auch die Grundlage aller Geſelligkeit bilden muß. Sie iſt ſtärker und erhabner, ſie iſt nackter und grader, als die der gebildeten Sozietät, weil wir vor Gott dem Allmächtigen bekennen und ſingen und das ganze Volk Gottes daran Theil nehmen ſoll. Darum darf man ſie noch nicht der Unwahrheit und des falſchen Pathos zeihen — wiewohl ſie leicht darin verfallen kann, wo das chriſtliche Gemüth fehlt — denn ſie iſt in ihrer Würde das Vorbild aller Kraftſprache. Wenn wir reden, ſchreibt Petrus, ſo ſollen wir es reden als Gottes Wort. Das heißt, mit eben der Einfalt und Wahrhaftigkeit, als wenn wir göttliche Dinge bezeugten, die vom Geiſte Gottes uns geoffenbaret ſind.

Hier begegnen wir dem zweiten Einwurfe der Gebildeten, daß die Predigt zu polemiſch-dogmatiſch und zu gedehnt ſei, um an's Herz zu greifen und zu erbauen.

Dieſen Tadel können wir nicht ſo ganz zurückſchlagen, da manche Prediger ihre gegenwärtige Stellung zur evangeliſchen Gemeinde oft verkennen, oft mißbrauchen. Woher aber entſteht jene Verkennung und dieſer Mißbrauch, als weil die Glieder der Gemeinden ihre Prediger nicht feſt genug in evangeliſcher Liebe an ſich ſchließen, vielmehr ſie auf der Kanzel und in der Kinderlehre ohne Gegenrede walten laſſen und einem Indifferentismus Raum geben, dadurch alle geiſtige Wechſelwirkung zwiſchen ihnen und ihrem Seelſorger

aufhört? Und eben dieſe freie geiſtige Wechſelwirkung iſt das ſpezifiſch Unterſcheidende zwiſchen einer evangeliſchen und katholiſchen Gemeinde im Verhältniß zu ihren Predigern. Die katholiſche Gemeinde muß auf Glauben annehmen, was der Pater ſie lehrt, ſo wie dieſer, was der Papſt und die Conzilien lehren, ohne weiter zu prüfen, in wie ferne es mit dem gewiſſenhaften und lebendigen Glauben ſich vereinigen laſſe. Die evangeliſche Gemeinde hingegen prüft die Worte ihres Predigers und Seelſorgers in der vom Glauben erleuchteten Vernunft, weil er, bei aller Gnade und allen Gaben, auch nur ein Menſch iſt, der irren und fehlen kann, wie wir Alle. Sie prüft ſeine Worte nach der Schrift, die in ihrer Hand liegt und wendet ſich dann mit Vertrauen zu ihm, um darüber Aufſchluß und Belehrung zu empfangen, indem ſie in der großen Liebe, die alle Furcht austreibt, ihm ihre Einwürfe macht, ja ihren Tadel, wenn er zu weit ging in der Polemik, oder Irrlehren ſich erlaubte, nicht gegen ihn unterdrückt. Sie begrenzt ihn dadurch, indem ſie ihn zur wahren Freiheit erhebt und zeigt ihm die nachtheilige oder doch ſchwächende Wirkung ſeiner Redeform, indem ſie ihn, das redende Glied, zu einer heilſamen Selbſterkenntniß im Bunde mit ihnen verhilft. Wie dankbar würde für ſolche Einwürfe mancher Geiſtliche ſein, der nur ſich ſelbſt in der Lehrweiſe überlaſſen, auf Abwege geräth, davor ihn keine Wiſſenſchaft noch Gelehrſamkeit ſchützen kann? Wie würde er darin ihre Liebe und Theilnahme am mehrſten erkennen und ſeine Kräfte zügeln und ſammeln, um heilbringend auf den rechten Fleck zu wirken? Entfernen ſie ſich ſtatt deſſen aber von ihm und verlaſſen ſeine Kirche, ſo thun ſie Unrecht. Sprechen ſie ſtatt deſſen hinterrücks von ihm verwerfend und ſpottend, als habe er die Höhen der Zeitbildung nicht aufgenommen, ſo thun ſie noch mehr Unrecht und verkennen ganz ihre Stellung zum

Prediger im evangelischen Staate. Haben sie Recht und will der Prediger sich nicht einreden lassen, so mögen sie die Klage an's Consistorium bringen, denn es ist ihre Sache und ein böser Sauerteig, der den ganzen Teig des Gemeinde-Lebens durchsäuert. Eine solche Klage würde zuerst großes Aufsehn erregen, aber dann die wohlthätigsten Wirkungen haben, da es den Ernst der Gemeinde bezeugte. Es dürfte aber auch wohl der Fall oft eintreten, daß die Wortführer einer Gemeinde die Lehrweise ihres Geistlichen mit Unrecht tadelten, indem sie, zwar gebildet aber unkirchlich, noch gar nicht den richtigen Gesichtspunkt gefaßt hätte, aus dem seine Predigten und Catechisationen zu beurtheilen wären. Seine Polemik dürfte gegen den eingerißnen Leichtsinn in der Gemeindejugend nothwendig sein, um der Zügellosigkeit und dem Übermuth ihres fleischlichen Wesens Einhalt zu thun. Seine weitausgeführten dogmatischen Lehrvorträge über die Erlösung und Rechtfertigung durch das Verdienst Jesu Christi dürften der flachen Moral und Selbstgerechtigkeit jener Wortführer das Gleichgewicht halten müssen, um die theure Heilslehre wieder in Erinnerung zu bringen, die bei den Weltlich-Gebildeten fast ganz in Vergessenheit gerieth und als antiquirt bei Seite gelegt wurde. Es dürfte der höhere Geist des wahren und realen Christenglaubens mit seiner Demuth und Kindlichkeit, der der feineren Sozietät oft so ganz entfremdet wurde, durch dogmatische Predigten, jedoch in ethisch-religiöser Form, wieder geweckt und belebt werden müssen, um das Fundament der christlichen Gemeinschaft im Versöhnungs-Tode Christi nicht durch eitle Weltsitte zerstören zu lassen. Solche Vorträge scheinen denn bald den Unkirchlich-Gebildeten, welche die tiefsten Wahrheiten in ein bon mot fassen mögten, zu lang ausgedehnt, denn es fehlt ihnen an kirchlicher Erfahrung, um die tiefeingreifende Wahrheit jener

Lehren zu erkennen und ſie in allen ihren Lebensverhältniſſen heilbringend verzweigt wieder zu finden. Sie müſſen es erſt in einer fortgeſetzten Kirchengemeinſchaft lernen, wie dieſe Lehre erweckend und verſöhnend in ihr ganzes Leben eintrete und alle ihre Bündniſſe heiliger, freudevoller und dauernder mache. Dann wird ihnen die veraltete Dogmatik plötzlich neu werden und das Wort des bibliſchen Predigers ein Lebenswort. Nicht er ſoll ſich zu ihnen bequemen und in obligater Manier die heilige Lehre verflachen und beblümeln, um ſie ihnen reizender und ſchmackhafter zu machen; ſondern vielmehr ſie ſollen ſich mit ihrem Lehrer zu dem Heilande bequemen, der ſie und ihn zu einer gläubigen Gemeinde zuſammenſchmilzt. Da bedarf es denn keiner Schillerſchen Tiraden und keiner Jean Paulſchen Gedankenſprünge, um eine herzliche Rede über das Evangelium anziehend, lehrreich und erbaulich zu machen. Da fließt ſchnell die Stunde dahin und die Predigt iſt nicht zu lang geweſen. Aber zuerſt muß der kirchliche Geiſt geweckt und gebildet werden, um der feineren Sozietät überhaupt auch die kürzeſte evangeliſche Predigt annehmlich zu machen, denn ſonſt heißt es bei ihnen höchſtens: „Der Mann iſt ein guter Redner!“ aber man kann oft hinzuſetzen: „Aber ein ſchlechter Prediger;“ denn Predigen iſt mehr als Beredſamkeit, es iſt die innerſte Offenbarung des Geiſtes aus einem vom Glauben erfüllten und bewegten Herzen. Es iſt die lebendige Bibel, welche aus der geſchriebenen durch alle Jahrhunderte ſich fortſchreibt und das Wort Gottes in die Menſchenherzen bringt. Dieſe Bibel zu hören iſt ein würdiger Gottesdienſt.

Neue Einwürfe drängen ſich hier vor. Sie ſollten die Predigten ſein, ſprechen die Gebildeten, aber ſo ſind ſie nicht. Denn wenn wir Dir auch eingeſtehn wollten, daß manche Lehrvorträge des Chriſtenthums uns deshalb

zu dogmatisirend und zu lang erscheinen, weil uns die biblischen Vorstellungen von der Sünde, von der Erlösung und Rechtfertigung mehr oder weniger fremd geworden sind, vielleicht durch unsere Schuld, oder weil das soziale Leben in einem protestantischen Staate sich zu weit von dieser Vorstellungsweise entfernt hat; so müssen wir dagegen doch erwidern, daß manche Predigten zu mystisch und pietistisch gefaßt sind und andere wieder zu sehr in abstrakter Verstandesform sich bewegen, als daß sie für uns erbaulich werden könnten. So geschieht es, daß wir, wenn wir einmal in die Kirche gehn, leerer und unbefriedigter herauskommen, als wir hineintraten. Es hat die entgegengesetzte Wirkung auf uns gehabt, als die wir hofften und wir hätten die Sonntagsfeier in jeder guten Gesellschaft, als Gemeinschaft des Geistes, besser begehn können, als in dem Gotteshause. Da ward uns erst das Wort der Bibel recht klar, daß Gott nicht in Tempeln wohnet, die mit Händen gemacht sind, sondern mit seinem Geiste Himmel und Erde erfülle und wo zwei oder drei in seinem Namen sich versammeln, mitten unter ihnen sei.

Wir können gegen diese bitteren Erfahrungen, welche dem Kirchenbesuche entgegenstehn, nichts weiter erwidern, als daß es zum Theil die Schuld jener pietistischen, mystischen, oder rationalistischen Prediger sei, welche in einer jener Richtungen zu einseitig gebildet sind und zu abgesondert von dem geselligen Geiste der Gemeinden diese auf Universitäten eingesogne Richtung, als die einzige heilbringende, verfolgen, welches denn in der Regel ein Zeichen ihrer Geistlosigkeit ist; — zum Theil aber auch, wie wir schon oben bemerkten, die Schuld der Gemeinden, welche ihre Prediger, als die redenden Glieder der Kirche, nicht fester an sich halten und ihnen nicht herzlicher zusprechen, in dem, was für das kirchliche

Leben Noth ist. Denn der Zuhörer kann solches oft viel besser beurtheilen, als der Redner, da sich jenem das Negative viel deutlicher herausstellt und auch ihm durch andere Mithörer bestätiget wird, was der Redner entweder gar nicht oder erst zuletzt und oft zu spät erfährt. — Diese abstrakten Richtungen der Predigtweise gehn also schon aus einem Mangel der kirchlichen Gemeinschaft und dem ihn begleitenden Indifferentismus hervor und daran schließt sich denn so leicht der Irrthum des Predigers, daß er die evangelische Gemeinde, gleich wie der Pater die katholische, in irgend einer geistigen Richtung bearbeiten könne und daß es gut sei, um sie zu dem ihm verschwebenden Ziele zu führen. Dieser Irrthum straft sich scharf an Prediger und Gemeinden, denn er trennt beide aus einander und bringt einen jesuitischen Sauerteig in das reine Mehl, der alles Gemeindeleben gar schlimm versauert und ganz unschmackhaft macht. Nein, so ist es nicht in der christlichen Liebe und so soll es nicht sein. — Der Prediger soll nicht nach einer Idee, sei sie eine philosophische, oder ascetische, oder mystische, oder praktische, auf seine Gemeinde einwirken wollen, sondern er und seine Gemeinde sind nur integrirende Theile eines größeren Ganzen, davon Christus das Haupt und die lebendige Wahrheit ist, welches Ganze nur vom Prediger und von der Gemeinde gebauet und zusammengehalten werden kann durch eine reine und unbefangne Wechselwirkung im Geiste Jesu Christi. Diese schlechte bearbeitende Weise der Prediger an ihren Gemeinden stammt noch aus dem Katholizismus und aus dem altklugen Rationalismus, aus dem umgekehrten Papstthum, her. — Es bringt immer böse Früchte, denn es geht nicht von der höheren Wahrheit aus, die auch immer Christus und eine innige Gemeinschaft ist, sondern es geht von dem schlechten Selbst aus, das sich immer klüger dünkt als andere Leute,

Jedermann klüglich behandeln und zu einem Zwecke führen will, ohne wahre Menſchenkenntniß iſt, weil es ohne Liebe iſt, und alſo den Wald vor Bäumen nicht ſieht. Dieſe geprieſene Paſtoralklugheit, welche in proteſtantiſchen Landen ſich geltend zu machen ſucht, um allerlei kleinliche ſogenannte gute Abſichten zu erreichen, iſt wahrlich weit entfernt von jener, die der Herr ſeinen Jüngern anräth, wenn er ſpricht: „Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falſch wie die Tauben!“ und die Paulus übte, ſo daß er ein Grieche ward den Griechen und ein Jude den Juden. — Denn in dieſer chriſtlichen Klugheit iſt unbefangne Liebe und Selbſtverleugnung, ohne irdiſchen Plan und Zweck, nur für den nächſten Augenblick hülfreich wirkend, durch den Wahlſpruch: „Ich glaube, darum rede ich.“ In jener ſelbſtiſchen Klugheit dagegen iſt Alles Plan, Berechnung und Abſichtlichkeit, die nach einem gewiſſen Leiſten geſchlagen werden, nach einem gewiſſen Syſtem bearbeitet, nach einem gewiſſen Conventikel formaliſirt und dadurch alle unbefangne Liebe und Gemeinſchaft des Geiſtes — das wahrhaft chriſtliche Element — zu Grunde richten.

Auch dieſes könnten wir in der praktiſchen Theologie das Geiſtloſe und Bornirte nennen. Mit Recht haben ſich die Gemeinden zu beklagen, wenn ſie auf dieſe Weiſe von ihren Predigern in Kanzelvorträgen, Trau-, Tauf- und Leichenreden ſo wie in der Seelſorge unter vier Augen, planmäßig bearbeitet werden und mit vielen ſchönen Worten menſchlicher Weisheit abgeſpeiſet, ſtatt daß ſie, die Hirten, mit dem Geiſte und mit der Kraft, voll fröhlichen Glaubens und voll hingebender Bruderliebe zu ihnen kommen ſollten. Sind es aber tüchtige Gemeinden, ſo werden ſie es bei der Klage gegen Andere nicht bewenden laſſen, ſondern ihre Prediger ſelbſt darauf anreden und die Richtigkeit ihrer Bemühungen

ihnen auf dieſem Wege mit Ernſt und Treue verhalten. — Denn es dürfte wohl mancher Geiſtvollere unter den Gemeindegliedern ſein, der den weniger geiſtreichen Prediger darüber belehren und zurechte weiſen könnte, und wie groß würde auf den redlichen Geiſtlichen die Wirkung ſolcher Zuſprache ſich erweiſen! Wie feſt würde das Band der Freundſchaft mit ihm und einem ſolchen Gemeindegliede werden und wie viel Gottesſegen könnte ſich dadurch über die ganze Volksgemeinde ausbreiten!

Oft aber ſind auch jene Anſchuldigungen von den Unkirchlichen gegen die Predigt und Seelſorge nicht gegründet und es liegt nur an ihnen, daß ſie in den wahren und unbefangenen Geiſt jener ſogenannten pietiſtiſchen und myſtiſchen Predigten nicht eindringen können. Denn ſie ſind eben durch ihre Unkirchlichkeit noch zu ſehr in den Vorurtheilen der Welt befangen und meinen es mit ſich ſelbſt und ihrem ewigen Heile überhaupt noch nicht ſo ernſt und treu, um das wunderbare Licht Chriſti, das den Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbaret wird, in ſeiner Lehre und in den Predigten aus ſeinem Worte aufnehmen zu mögen. Es geht ihnen eine ſolche Predigt zu tief, wie ich ſchon eben andeutete; auf der Lebensfläche mit ihrem heitern Wechſel, bewegt ſich's für ſie angenehmer und leichter. Für das Andere, ſprechen ſie, wird Gott ſorgen, wenn ich ſterbe; nun iſt mir die Tugend und Redlichkeit und der praktiſche Nutzen meiner Thaten, welche die Welt preiſet und ehrt, und mit ihrem Beifall belohnt, hinlänglich und genug. Das Geheimniß des Todes Chriſti und ſeines verſöhnenden Blutes verſtehe ich nicht und eben ſo wenig die Erbſünde und ihre verderblichen Folgen, wenn nicht Gnade vor Recht ginge. Nein, ich will es auch nicht zu verſtehn mich bemühen, damit mir mein heiterer Lebensgenuß nicht getrübt werde. Ich

will nichts von einem Tode hören, den man ſchon ſterben muß, ehe man ſtirbt. Ich will nicht an eine Wiedergeburt im Geiſte glauben, die meine ganze Natur verwandeln ſoll, welche ich als gut und edel von Vater und Mutter empfangen habe. Nur dieſe Gaben will ich ſorgfältig ausbilden und in meine eignen Hände ſchauen und in keinem Anderen leben, wie der große Goethe ſagte, als er, ein Jüngling noch, aus Italien an ſeine Freunde in Deutſchland ſchrieb und ſeinem früheren Freunde Lavater darin entgegentrat. — Doch mögen dieſe Naturfreunde bedenken, daß eben dieſer Goethe, das Weltkind, inmitten der zweien Propheten Lavater und Baſedow, wie er humoriſtiſch ſich nannte, in reiferen Jahren ſich äußerte, er mögte auch wohl in die Kirche gehn und Evangelium predigen hören, wenn die Herrn Prediger nur nicht immer in ihren Reden das Myſterium verletzten und das Heilige zu Schanden machten. Wir finden alſo den vielſeitigen Mann in Oppoſition gegen jede Einſeitigkeit und ſo auch oft gegen ſich ſelbſt in verſchiednen Lebensmomenten. — Das weiſet auf eine höhere Wahrheit hin, darin alle Gebildete gegen ſich ſelbſt Oppoſition machen müſſen, um den allgemeinen Geiſt der chriſtlichen Kirche beſeligend und friedevoll in ſich aufzunehmen. Denn eben dadurch, daß wir in dieſem heiligen Geiſte von uns ſelbſt ablaſſen, kommen wir erſt ganz wieder zu uns ſelbſt und zwar zu unſerem beſſeren, ewigen Selbſt, das der lebendige Chriſtus in uns iſt, von welchem Paulus ſchreibt: „Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir.“ Dünkt auch dieſes Wort den Gebildeten myſtiſch, ſo iſt der Geiſt der ganzen Bibel ein Myſtiker und ſie müſſen ſich durchaus mit ihm nicht einlaſſen, wiewohl die Menſchheit ihm die höchſten Kleinodien ihrer Wohlfahrt verdanket.

Eben ſo verhält es ſich denn auch oft mit der Anklage

gegen den nahverwandten Pietismus, der den Gebildeten die Predigten unſchmackhaft machen ſoll. Dieſer Pietismus, wenn er nicht blos ein Formalismus iſt, ſondern wahre praktiſche Frömmigkeit enthält, iſt nichts als die ethiſche Seite des bibliſchen Myſtizismus, darin das Geheimniß des Geiſtes und ſein wunderbares Licht in Sitte, Ordnung und angemeßne Wirkſamkeit ſich überſetzt. Die wahre Pietät iſt alſo auch reich an praktiſcher Kraft und Anregung. Sie bildet eine Regel des Lebens, die uns eben recht frei im Geiſte machet, ſie zieht ſich Grenzen im Wandel, darin wir das Unendliche am beſten erkennen und erfaſſen können. Tritt dieſe Form der Pietät aus dem Herzen und Gemüthe als eine ernſte Geſinnung, als ein feſter Charakter, in die Predigt ein, ſo läutert ſie die Gemeinde vom erſchlaffenden Leichtſinne und von der böſen Formloſigkeit eines materiellen Wandels. Sie ſtählt den innern Menſchen und erfriſcht das matte Herz, indem ſie die Kraft und das Recht der Sittlichkeit aus der göttlichen Wahrheit und Liebe Chriſti offenbaret. Es mag dieſe Form in der Predigt eine Einſeitigkeit bleiben, die ſich oft an individuelle Anlage des Geiſtlichen knüpfet; aber ſie iſt, wenn ſie nicht zum Rigorismus ausartet, eine würdige Einſeitigkeit, welche der charakterloſen Allſeitigkeit einer frivolen Zeitbildung ſchützend entgegentritt und die edlen Samen des ewigen Lebens in der frommen Bruſt bewahrt. Mag man ſolche Predigten nicht hören und erſcheinen ſie zu monoton, um erbaulich zu werden, ſo deutet dieſe Abneigung auf einen Mangel an zarterer ethiſcher Bildung und Energie, den man nur zu oft unter der glatten Oberfläche der feineren Sozietät in unſern Tagen antrifft.

Was nun aber den letzten Einwurf gegen die blos verſtändige Predigtform der rationaliſtiſchen Tendenz betrifft, ſo iſt er leider nur zu ſehr gegründet. Doch mögte ich auch hier

nach der praktiſchen Seite hin eine Vertretung unternehmen, da dieſe Predigten, mit herzlicher Popularität und lebendiger religiöſer Erhebung verbunden, dem natürlichen Menſchen oft ſehr nahe treten und ihn in allen ſeinen Verſtecken und Umhüllungen verfolgen können, ſo daß er ſich vielfältig und tief getroffen fühlt und manchen guten Vorſatz mit nach Hauſe nimmt. Was dieſer verſtändigen Form an Geiſtesweihe und Feier daher abgeht, das wird ihr durch praktiſche Anwendbarkeit oft reichlich erſetzt, und wenn ſie ſich nur auf das Verdienſt und Vorbild Chriſti gründet, ſtatt auf die eitle Eigengerechtigkeit, ſo kann ſie (bei allen ihren Mängeln) in der Gemeinde großen Nutzen ſtiften, indem der Verſtand eben noch viel aufzuräumen, oder bei Seite zu ſchaffen hat, damit wir einträchtig bei einander wohnen mögen.

In allen dieſen Predigtformen kann alſo ein würdiger Gottesdienſt beſtehn, wenn ſie nur ihre iſolirenden Abſtraktionen fallen laſſen und zur Gemeinſchaft des Geiſtes ſich hinneigen mögen. Vorzüglich kömmt es darauf an, daß das Geſetz der zehn Gebote evangeliſch und das Evangelium als ein Geſetz des ewigen Lebens geprediget werde. Die Pauliniſche Anſicht vom Glauben und die Jakobiſche Anſicht von den guten Werken müſſen ſich in der Predigt nicht gegen einander abſchwächen, ſo wie man oft wohl höret: „Nicht blos Glaube, ſondern auch Werke!“ ſondern ſie müſſen ſich vollkommen in der Liebe Chriſti durchdringen, ſo wie Luther ſprach: „Der chriſtliche Glaube iſt der Hauptmann aller guten Werke.“ „Er iſt das erſte gute Werk, davon alle andern ihre Güte zu Lehn tragen.“ Nur auf dieſe Weiſe kann die dogmatiſche Predigtform einen ethiſch-ſtärkenden Eindruck und die ethiſche einen fromm-erhebenden Eindruck zurücklaſſen. Auf dieſe Weiſe nur können die Zuhörer bei einer ſogenannten myſtiſchen oder pietiſtiſchen Predigt klare Erkennt-

niß des Seelenheils und feste Vorsätze zur Umkehr gewinnen. Auf diese Weise nur wird die rationelle Form in das Element der Erlösung zurückgeführt und darin möglichst vermittelt, und die einfach-verständige Rede durch eine gewisse gemüthvolle Natürlichkeit und Gradheit mit höherer Weihe begabt. Die würdige Sonntagsfeier liegt also in dieser *gesellig-kirchlichen* Form der Rede, die alle Elemente der Lehre, der Züchtigung und Erbauung in sich aufgenommen hat und sich eben deshalb so unendlich individualisirt, so daß es einem jeden Zuhörer dünkt, als wenn *er* und kein Anderer damit gemeint sei, — ja wohl naiver Weise dem Prediger bei allem Lobe Vorwürfe machet, wie er doch so *persönlich* von ihm und seinen verborgnen Seelenzuständen habe reden können, wiewohl der Redner nicht aus der Ferne an ihn gedacht hat. — Wir finden hier also einen geistigen Organismus des kirchlichen Lebens, der seine Strahlengefäße und Venen in alle seine Glieder ausbreitet und in der christlichen Versammlung nichts unberührt, nichts unbelebt läßt. Das ist die Macht der protestantischen Kirche, darin alle Hörer des Worts — die Herrn und das Volk, die Gebildeten und die Einfältigen — zu Einem christlichen Staate vereiniget und verbunden werden, der gleichsam aus den Gottesdiensten seine Lebensströme saugt.

IV.

Was hat der Staat zu thun, um die kirchliche Neigung zu wecken und zu beleben?

Der evangelische Staat hat bereits viele kirchliche Elemente in sich aufgenommen und verarbeitet; er hat also auch die Pflicht, für die Kirche als Schutzherr zu sorgen und allen Hemmungen ihres freien göttlichen Triebes Widerstand zu thun. Da die evangelische Kirche kein sichtbares geistliches Oberhaupt hat, so liegt dem christlichen Landesherrn die Pflicht ob, nach Kräften den obersten Bischof in ihr zu vertreten. Diese Vertretung ist eine ähnliche negative, wie die Richter in Israel Gott vertraten, der ihr König war, bis Israel wurde, wie die andern Völker, und einen sichtbaren König begehrte. Der Landesherr ist in der evangelischen Kirche ein Richter von Gott gesetzet, der die reine Lehre und das reine Leben der Kirche, so wie es in der Bibel gegründet ist, als ein Gesetz der Freiheit, aufrecht halten muß. Dazu bedarf er freilich der Presbyterien, Synoden, Consistorien, Generalsuperintendenturen und evangelischen Bischöfe, um die Gebrechen und Bedürfnisse der Kirche ihm anschaulich zu machen, damit er das Heil der Kirche, welches in ihrer freien Bewegung und Wechselwirkung besteht, erhalten und befördern könne. Christus ist der Evangelischen

oberster Bischof und hat keinen Stellvertreter auf Erden für sie erwählt. Wohl aber hat er die evangelischen Fürsten über ihre Völker als Schutzherrn und Pfleger des himmlischen Schatzes, des unbefleckten Erbes eingesetzet, wie zur Zeit der Reformation, damit das von Fürsten, Predigern und Volk ausgesprochne Glaubensbekenntniß der Augsburgischen Confession eine Geschichte gewinnen und als Gemeindeleben der Evangelischen weiter sich entfalten und ausbilden könne. Der negative Stand der evangelischen Fürsten, da Christus selbst ja durch seinen Geist alles Positive in seine Kirche bringt, ist also ein sehr wichtiger und gesegneter Stand. Diese Negative wird gegen allen Irr-, Schwarm- und Wahnglauben, so wie gegen allen weltlichen Indifferentismus, darin sich das Leben der Kirche verflacht, verirrt und am Ende, wie ein Strom im Sande versiegt, bis er plötzlich wieder durch gewaltsame Umwälzungen hervorbricht, da er eben ewiger Art ist — diese Negative, sage ich, wird zum Schutz der Kirche, das wahrhafte Positive und ein Hirtenamt gegen alle Unbill. Es steht daher auch dem Staate und seinem Machthaber zu, über die Wege seiner Bürger und Beamten, im Verhältnisse zur Kirche, zu wachen. Es darf ihm nicht gleichgültig sein, ob seine Beamten eine kirchliche Neigung haben, oder nicht. Der Staat muß vielmehr zu seiner eignen Erhaltung sorgsam alle Hindernisse wegräumen, um diese ersterbende Neigung zu wecken und zu beleben. Die Hauptbinderniße aber, den Sonntag zu heiligen, bestehn bei den Beamten in der großen Masse und Ausdehnung ihrer Geschäfte. Sie müssen den Ruhetag zu Hülfe nehmen, wenn nicht um Akten zu lesen und Instruktionen auszufertigen, doch um Briefe zu schreiben und ihre Privatangelegenheiten zu ordnen. Der Sonntag ist in ihrem ganzen Geschäftsgange gleichsam schon mit in Rechnung gebracht und sie

freuen sich nur auf seine Ruhe und Stille, um einmal Athem zu schöpfen und ihr Haus zu bestellen. Die kleine Hauskirche ihres Ehestandes wird dabei zur Noth noch bedacht, auch die Frau oder das Kind wohl in die Kirche entlassen, aber der Beamte selbst bleibt auf seiner Arbeitsstube in seinem Schlafrocke, sieht halb neugierig, halb wehmüthig, die vorüberziehende Volksmenge zum Gotteshause wallen, liest vielleicht auch die Epistel und das Evangelium des Tags, bildet sich ein, seinen wahren Gottesdienst ganz in nuce dabei gehalten zu haben — setzt sich dann wieder zum Schreiben an sein Pult und läßt sich, wenn Frau, oder Kind, in geputzten Kleidern aus dem Gotteshause heimkehren, von ihnen aus der Predigt Einiges wohl gar erzählen, indem er sich, wenn er gewissenhaft ist, damit beruhiget, daß seine Familie doch dem öffentlichen Gottesdienst, statt seiner, beigewohnt habe. Ja, wenn sie ihm ihre kirchliche Erbauung rühmen, überzieht wohl ein wehmüthig-vornehmes Lächeln seinen Mund, indem er die ganze Wichtigkeit der Staatsmaschine fühlt, darin er eins der Räder mit zu treiben hat, damit nicht Alles still stehe — die Kirche erscheint ihm dagegen nur als eine einzelne Anstalt im Staate zur Beförderung der Religion, und zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit, ähnlich wie Wissenschaft und Kunst, durch Schulen, Universitäten und Akademien. Er ehrt wohl diese Anstalt der Kirche in ihren Gottesdiensten und Sakramenten; aber er weiß nicht, wie tief sie in das Leben des Staats und in sein eignes häusliches Leben eingreifen muß, wenn ihm geholfen werden soll.

Wäre dieses Bild der abgeschloßnen Beamtenwelt zu *grell entworfen? O es ließen sich aus der Wirklichkeit noch* viel stärkere Farben, noch viel schreiendere Töne auftragen. Wir begnügen uns aber mit dieser Skizze, um eine Abstellung dieser Uebelstände von Seiten der Verwaltungsbehörden

möglichſt vorzubereiten, ſo daß der großen Beamtenzahl, durch Abkürzung des Geſchäftsganges, ihr Sonn- und Feiertag wiedergegeben werden mögte.

Freilich entſteht hieraus nicht allein in jener großen Klaſſe ehrenwerther Bürger das Erſterben der kirchlichen Neigung; ſondern die Überladung mit Geſchäften iſt oft nur ein Vorwand, um ſich ſelbſt und Andere zu überreden, daß der Kirchenbeſuch nicht Noth ſey. Eine Selbſtüberredung bleibt es freilich immer, da die wahre Neigung zum kirchlichen Leben die beſchäftigſten Beamten unſerer Hauptſtadt am Sonntage in das Gotteshaus treibt, dahin ſie den weiteſten Weg nicht ſcheuen; denn der erbauliche Gottesdienſt kläret ihren Geiſt, um jene Laſten zu heben, und ſtillt und ſtärkt ihr Herz ſie zu tragen. Aber jene Selſtüberredung, die zum Gefühl der Nothwendigkeit heranwächſt — gründet ſich auf den ganzen Zuſchnitt ihrer praktiſchen Thätigkeit und findet oft noch mehr Nahrung in der Form, als in dem Umfang der Geſchäfte. Die Form der Geſetzgebung und Verwaltung iſt zum Theil eine zufällige, die im Drange der Noth und durch Zeitumſtände herbeigeführt wurde, welche wieder veralteten und dadurch neue Formen der Juſtiz- und Verwaltungsbehörden zum Bedürfniß machten. Das römiſche und allgemeine Recht iſt zwar die ausgebildetſte und claſſiſche Form der Geſetzgebung, aber es paßt nicht mehr ganz für unſere chriſtlichen Zuſtände und Verhältniſſe, ſo daß es durch das deutſche Recht, oder gar durch manches Provinzialrecht, legirt und verändert werden mußte. So gab es unter den Römern nur einen Sachbeſitz, der durch die Geſetze geſichert wurde. Niemand konnte dem Andern ſeinen perſönlichen Werth rauben, den er beſaß. Ein böſer Leumund fiel nur auf den zurück, der ihn fälſchlich verbreitet hatte. Es gab nur perſönliches Eigenthum materieller Güter, aber kein

gemeinſames des Geiſtes. Dieſes gemeinſame Eigenthum, welches das Individuum überſchreitet, iſt offenbar ein Produkt der Kirche und aus der Gemeinſchaft des Geiſtes hervorgegangen. Ein gegenſeitiges Anerkennen begründete den guten Namen, die öffentliche Meinung, und ſetzte ein Band unter den einzelnen Individuen voraus, das viel höherer Art als die römiſche Geſetzgebung iſt und allein aus dem tiefen Bedürfniß, eins zu werden in dem Gott der Wahrheit, hervorgeht. — Dieſes Moment der chriſtlichen Ehre ſpielt alſo in der neueren Geſetzgebung eine große Rolle und iſt von der größeſten Wichtigkeit für das Leben der Kirche. Wo es alſo in unſern Geſetzen fehlt, wie es denn noch viel zu wenig ausgebildet iſt, um das kirchliche Bedürfniß zu befriedigen, da entſteht alsbald ein Götzendienſt mit der falſchen Ehre, weil die Chriſtenheit einmal nicht ohne dieſes Gemeingefühl leben kann. Die Ehre wird eine äußerliche, weltliche, eitle; ſie entartet in Repräſentation und Modeſucht und bewegt ſich in dem Gebiete des Scheins ſtatt der Wahrheit. Ein gewiſſer Comment bildet ſich, wie unter Studenten, nur nicht immer ſo grell, unter allen Klaſſen der Staatsbürger und erſetzt durch eine ſtillſchweigende Übereinkunft, vom feinſten bis zum gröbſten Tone, das was die Kirche dem Staate nicht mehr geben kann, ein öffentliches Leben. Erſetzt? — Nein, es iſt nimmermehr zu erſetzen, wenn das öffentliche Leben des Staats nicht mehr aus der Gemeinſchaft des Geiſtes hervorgeht und wenn dieſe Gemeinſchaft nicht in der neueren Geſetzgebung hinlänglich berückſichtigt wurde. Alle jene Surrogate der Weltehre, feineren Sitte, Accommodation unter die öffentliche Meinung, Mode oder wie ſie heißen mögen, ſind nichtig, gegen die wahre Ehre, welche den Staatsbürgern aus der kirchlichen Gemeinſchaft gewonnen werden muß. Die öffentliche Mei-

nung iſt ohne dieſe ein Ungeheuer mit tauſend blinden Augen, die da meinen zu ſehn, und doch nicht ſehn; die da meinen zu erkennen, und doch nicht erkennen, das was Gottes iſt im Staate und in der Geſellſchaft. Das Accommodiren in den Willen dieſes Ungeheuers iſt der Grund und Urſprung aller Revolutionen der Völker, darin ſich immer ein Zufälliges als ein Nothwendiges, ein Einzelnes und Egoiſtiſches als ein Allgemeinverbindendes aufdringen will, und morgen die Charte, welche heute eine Wahrheit wurde, ſchon wieder einem neuen Irrthum anheim fallen läßt. Ein wahres feſtbeſtehendes Geſetz muß aus der Bruſt aller Bürger hervorgehn, und ein ſolches iſt nur die Frucht des chriſtlichen Glaubens und Bekenntniſſes in einer kirchlichen Gemeinſchaft. Die Frucht der Leidenſchaften und der Noth, wie Frankreichs neue Staatsverfaſſung und Geſittung entſtanden, wälzt ſich daher auch immer von neuem um, und kann nicht, als Form der Nothwendigkeit, zum feſten Beſtande kommen, eben weil der vierzehnte Ludwig ſich ſelbſt anmaßte, dieſe Nothwendigkeit zu ſein und dieſen Staat in ſeiner Perſon zu repräſentiren. Von dieſem elenden, ſinnlich-verdorbenen und vereitelten Könige, der dabei einen hohen Grad von liſtiger Menſchenkenntniß und feiner Verſtellungskunſt beſaß, ging alles Unheil über ſein Volk und über ſeine Nachfolger aus, die zum Theil in ſeine Fußſtapfen eintraten. Das Element, darin ſie lebten, war durchaus unkirchlich und darum auch durchaus unſittlich und unrechtlich. Denn er verwandelte die lebendige Sitte eines gemüthvollen und lebensfrohen Volks in eine todte ſtarre Convenienz, mit welchem Geſpenſt er ſeine mächtigen Barone ſchreckte und unverſehens alle Zügel in ſeine Hand nahm. Sich ſelbſt aber ließ er wieder durch Maitreſſen und Pfaffen regieren und ſetzte ſeinem Werk der eitlen Willkühr und Unkirchlichkeit dadurch die Krone auf, daß er, der nichts

glaubte, alle Proteſtanten grauſam verfolgen ließ, um den reinen Glauben wieder herzuſtellen in ſeinem Reiche, als wenn ſich das ſo nach politiſchen Maximen machen ließe, bald mit Liſt, bald mit Gewalt, das doch die Quelle der Wahrheit und alles geiſtigen Lebens iſt! —

Aus dieſem Grundirrthum, der auf eine gänzliche Unkenntniß des freien und zugleich nothwendigen Geiſtes der Kirche beruhte, iſt viel Willkührliches und Unkirchliches in die neueren Staats- und Geſetzverfaſſungen übergegangen. Es genügte nicht eine Scheinkirche, wie die päpſtliche, dem Staate gegenüber zu ſtellen, welche einen Staat im Staate bilden wollte und ſeine Rechte uſurpirte, ſtatt ſie zu begründen und aufzuklären. Es genügte auch nicht eine proteſtantiſche Kirche, als Anſtalt zur Frömmigkeit, dem Staate unterzuordnen und ſie von den Maximen des Staats abhängig zu machen. Denn die Kirche iſt ja ſelbſt der freie himmliſche Staat, welcher ſeinen Buchſtaben und Realbeſtand erſt in dem irdiſchen Staate begründen ſoll und daher die geiſtige und ideelle Seite deſſelben bildet. Deshalb ſind die Intereſſen der Kirche und des Staats ſo eng verknüpft, und der wahre Staat arbeitet der Kirche und die wahre Kirche dem Staate immer in die Hände.

Zu dieſer Durchdringung von Staat und Kirche kann es aber nur in evangeliſchen Reichen kommen, indem die Wahrheit des gewiſſenhaften Glaubens allein eine ſolche Durchdringung und Ergänzung vollbringen kann. Denn Obrigkeit, Geiſtlichkeit, Stände und Volk, ſollen durch den in alle Verzweigungen des kirchlichen und geſelligen Lebens eindringenden wahren praktiſchen Glauben Ein Geiſt und Ein Element werden und können es auch. — Hierauf hat der evangeliſche Staat beſonders zu wirken, theils durch die Abkürzung des Geſchäftsgangs, theils durch die Umarbei-

tung der Geſetze mehr in's Kirchliche, inſonderheit aber auch durch die ernſteren Rügen gegen Entheiligung des Sonntags, welche zwar ſchon im Geſetz begründet ſind, aber durch die kirchlichen Geſinnungen der Oberbehörden, denen man mit höherer Geiſtesbildung auch höhere kirchliche Einſicht zutrauen darf, in Kraft geſetzt werden müſſen. Es muß durch das Vorbild der oberſten Verwaltung unter den ſtädtiſchen Bürgern und Beamten, denen das platte Land bald nachfolgen würde, eine Ehrenſache werden, wenn man nicht krank iſt, am Sonntage das Gotteshaus zu beſuchen und herzlich, gläubig in der großen Gemeinde die Gottesdienſte zu begehn und ſeine Andacht zu halten. Dieſe Ehrenſache muß dem Bürger und Beamten ſo heilig ſein, wie jede andere, und es dürfte nicht fehlen, daß ſie ſich in einer Sonnabendsverſammlung das Ehrenwort geben und die Hände darauf reichten: „Morgen wollen wir uns in der Kirche wiederſehn.“ Nur dadurch, daß es eine Ehrenſache wird das Gotteshaus zu beſuchen, geht es als heilſame Gewohnheit wieder in die große Maſſe der Bürger über und kann ſich zu einer kirchlichen Geſinnung ausbilden. Nur dadurch fließt dieſe gute Sitte in Gemüth und Leben zurück und wird, ſo wie jede Ehrenſache, ein höheres Selbſtgefühl, jedoch nicht zum Hochmuth, ſondern zur Demuth. Nur dadurch wird ein Gemein-Bewußtſein wieder geweckt, welches alle Stände im chriſtlichen Geiſte wieder einander näher bringt und den reichen Mann lehrt mit der Gabe der Barmherzigkeit dem Armen auch ein freundlich Wort zu geben, welches oft mehr iſt, als eine große Gabe. Nur dadurch wird der ſogenannte edle Stolz der Gebildeten, Vornehmen, Mächtigen und Einflußreichen zu einer wahrhaft-chriſtlichen Demuth, Gütigkeit und Freundlichkeit umgewandelt, die das feſteſte Band in mißlichen Zeitläuften unter Herrn und Volk bilden.

O hörten wir bald von dieſer höheren kirchlichen Neigung in der Klaſſe der Führer und Vertreter der ſtädtiſchen Communen, welche ſich nun dagegen hin und wieder noch ihrer Unkirchlichkeit rühmen und, ihrer eignen Kraft und Weisheit vertrauend, den Kirchenbeſuch als etwas ganz Überflüſſiges von ſich abweiſen! Stammen ſolche Äußerungen aus einer früheren anmaßlich-rationaliſtiſchen Zeit her, welche überwunden ſcheint, ſo iſt doch jene von ihr eingepflanzte Richtung noch lange nicht überwunden. Vielmehr wuchert ſie fort in dem Acker der Gegenwart unter allerlei Formen der Willkühr und Eigenmacht, und ihr moraliſches Übel frißt ſich nur deſto tiefer als Geſchwür in den Charakter der Gelehrten und der Tüchtigen ein, als ihre Zunge davon ſchweiget und ihr Mund ſich bei dem Aufruf zur Kirchlichkeit, wie über eine neue Mode, die bald vorübergeht, zu einem kleinen gutmüthigen Lächeln nur verzieht. — Ihr ganzes Leben muß erſt eine andere Geſtalt gewinnen, der Kirchenbeſuch muß erſt ihre geſelligen Kreiſe wieder mit neuer heiliger Freude erfüllen, und ein ſtilles Wohlgefallen bei ihnen erwecken, ja Kunſt und Wiſſenſchaft müſſen ſich erſt wieder die Hände bieten, um ihre Mutter, die wahre evangeliſche Kirche, in ihre Kindes-Arme verehrend aufzunehmen; damit auch dieſe tüchtigen, aber ſelbſtiſch verknöcherten Staatsdiener ihren Hut mit Freuden ergreifen, wenn die Sonntagsglocken vom hohen Dome, oder aus der kleinen Kapelle, das heilige Zeichen geben, und zur Gemeinde eilen, um mit ihr den Gottesdienſt zu feiern im Tempel des Herrn, der in andächtiger Verſammlung mitten unter uns ſein will, wie er verheißen hat.

Wie weit aber ſind Bürger und Beamten in den evangeliſchen Staaten noch davon entfernt! Es erſcheint ihnen nur ein frommer Wunſch, der auf die lange Bank der Zukunft hinausgeſchoben wird. Denn eine feſtſtehende Sitte

für Haus und Staat hat ſich an die Stelle der Kirchlichkeit geſetzt und wird von den beſſeren und charaktervolleren Bürgern und Beamten wie ein Kleinod bewahrt, welches vom Vater auf den Sohn erbt und für König, Vaterland, Familie und eignen Heerd löbliche Grundſätze zu behaupten bemüht iſt, die aber oft an den Schwankungen der Zeit Schiffbruch leiden. Grundſätze ſind die Loſung, aber der feſte Grund, darauf die Grundſätze ruhen müſſen, um nicht zu fallen, iſt Chriſtus und ſeine Kirche. — Wird dieſe Kirche in ihren Höhen und Tiefen der Lehre und Gemeinſchaft erſchüttert und zerbrochen, ſo bricht auch jeder menſchliche Grundſatz im Drange der Umſtände zuſammen, weil ihm ſeine religiöſe Wirklichkeit fehlt, die nicht vom Individuo, ſondern vom Worte Gottes und von der Gemeinde der Heiligen ausgehn muß. Es bildet ſich wohl im Falle der Noth, durch kräftige Individuen angeregt, ein lebendiger Patrietismus zur Beſchützung des Vaterlandes und der heimiſchen Sitte gegen fremden Eindrang aus. Er trat als politiſcher Enthuſiasmus, wie ein Surrogat der Kirche, auf; aber ſoll er in chriſtliche Sitte und Ordnung übergehn, die Fürſten und Volk, Herrn und Knechte, zu einem lebendigen Staatskörper verbinden, ſo muß er der Kirchlichkeit ſich eng wieder anſchließen und aus ihr ſeine nothwendigen Formen nehmen. — Erfahrungen der jüngſten Tage können uns hinlänglich belehren, wie aller politiſche Enthuſiasmus revolutionärer Art ſei, oder es werde, wenn das Leben einer evangeliſchen Kirche ihn nicht wieder mit den feſtbeſtehenden Formen des Staats verſchmilzt und in denſelben ihn weiter ausbildet und geſtaltet. Dieſes evangeliſche Leben muß daher von dem Staate auf's ſorgfältigſte gepflegt werden, damit es die Lücken der weltlichen Geſetzgebung ausfülle und ergänze; beſonders aber das durch den Augenblick und im

Drange der Umſtände hervorgerufne Machtgebot mit dem ganzen Organismus des Staats verſchmelze und ihm gleichſam eine Geſchichte gebe. Denn das Ungeſchichtliche in den Geſetzen neuerer Zeit, welches gleichſam abrupt in's Leben tritt und wie aus dem Stegreif neue Ordnungen einführt, davon Frankreich ein warnendes Beiſpiel giebt, iſt eben das Unchriſtliche und Unkirchliche. Es geht von politiſchen Ideen aus, die mit der Wirklichkeit und dem Volksleben in keinem organiſchen Zuſammenhange ſtehn und welche daher, wenn ſie Einem Übel abhelfen, hundert andere hervorrufen und in ſich ſelbſt vag und bodenlos ſind.

Die chriſtlich-evangeliſche Kirche in ihren Glaubenshöhen und Tiefen kann allein dieſem Unfug phantaſtiſch-politiſcher Ideen, die von kräftig-eingreifenden Individuen ausgehn und wodurch der ſtimmloſe Staat, wie der ſtumme Magen, mit Unverdaulichkeiten überladen wird, die ihm allerlei Beängſtigungen und Fieberwallungen bringen, Widerſtand thun und wo ſie ſchädlich eingedrungen ſind, energiſch ſie von ſich ausſtoßen. Darum will es mir nothwendig erſcheinen, daß bei Landtagen und ſtändiſchen Verſammlungen auch die Kirche durch ihre höhere Geiſtlichkeit repräſentirt werde und das Intereſſe des Staats in ſeinen inneren Beziehungen als ein kirchliches darſtelle. Denn dieſes kirchliche Intereſſe des Staats iſt eben das Organiſche in ihm, worin ein Glied dem andern dienen muß mit der Gabe, die es empfangen hat und der wahre Nutzen für Alle ſich erſt ausweiſen muß.

Es kömmt für die Wohlfahrt des Staats wahrlich nicht allein darauf an, ihm größere Erwerbsquellen zu öffnen und den Reichthum des Landes im Handel und Wandel durch Maſchinen, Fabriken und Eiſenbahnen zu mehren; wie wichtig es auch ſein möge; ſondern es kömmt darauf beſonders an, daß es jedem Bürger in ſeinem Kreiſe und Berufe mög-

lichſt wohl werde, ſo daß er ſich nicht hinausſehne und in traurige Brodloſigkeit und Abgeriſſenheit verſunken, oder unter dem Joche der Willkühr ſchmachtend, nach Revolutionen lüſtern werde. — Der Deutſche hat ohnehin kein Talent, wie der Franzoſe, für politiſche Revolutionen, es ſei denn, daß ſie wie die Reformation, den Glauben und die Sitte des Glaubens berührten und dadurch religiöſer Art würden. Alle anderen Revolutionen fielen bei ihm täppiſch und dumm aus. — Es liegt ihm zuerſt nur daran, ſein Inneres frei und rein zu erhalten und durch dieſes erſt diejenige äußere Ehre zu begründen, davon der leichtſinnige Franzoſe nichts weiß. Um ſo gefährlicher iſt jede Revolution in Deutſchland, weil ſie nicht wie die der Julitage ſich wieder zuſammennimmt und, nach abgewaſchnem Blute, eine edle Miene macht; ſondern, wo ſie losbricht und Obhand gewinnt, in's Geſtaltloſe ausläuft. — Um ſo nothwendiger iſt es, daß die Kirche mit ihren höheren Prinzipien auf den Landtagen und bei den neuen Geſetzgebungen als Vermittlerin eintrete. Denn ſie hat, recht verſtanden, einen Verſtand zum Beſten des Ganzen, den die einzelnen weltlichen Repräſentationen in ihren particulären Strebungen nicht haben. Sie ſteht durch den chriſtlichen und gemeinnützigen Geſichtspunkt über Allen, weil es ihr an keiner Parthei gelegen iſt. Ihr Intereſſe iſt ein göttliches, und ſo kann ſie auch nur das Göttliche und Unwandelbare in die Staatsverfaſſung hineinbringen. So kann ſie allein dem Geſetzbuch jenen Anhauch geben, daß ſeine Buchſtaben nicht auslöſchen im Strome der Zeit. Man werfe nicht ein: da haben wir ja wieder die alte Hierarchie! die Prieſter wollen herrſchen und unter dem Schein der Vermittlung jeſuitiſch die Zügel des Staats ergreifen. Nein, das kann in evangeliſchen Staaten nicht mehr aufkommen und iſt eine zerfallne Form früherer Jahrhunderte der Kind-

heit, die ihren Nutzen ſtiftete, aber längſt im Grabe liegt. — Die Kirche kann unter Proteſtanten nicht mehr weltlich herrſchen und mit ihren Bannſtrahlen ſchrecken; aber ſie kann unter uns geiſtlich ordnen und verbinden, was in Zerwürfniſſen ſelbſtiſcher Maximen getrennt liegt. Sie kann in allen Richtungen den Staat wieder an den Himmel knüpfen, damit jede Inſtitution deſſelben ihr volles Recht gewinne. Dazu iſt ihre Repräſentation ein nothwendiges Mittelglied der Stände, welches nicht nur als Kirche ſich ſelbſt repräſentirt, ſondern auch in jedem andern weltlichen Staatsgliede ſeinen Reflex bildet. Denn das iſt das Weſen der evangeliſchen Kirche, daß ſie wie ein guter Sauerteig in alle Lebenskreiſe eindringt, und ſo auch in der Ständeverſammlung durch Deputirte ihren höheren Ernſt geltend macht. Eben weil dieſes Element fehlt, iſt auch kein rechtes Band der Gemeinſchaft zwiſchen Ständen und Obrigkeit, Vorſchlagenden und Verfügenden, denn es zerſplittert ſich jede Berathung zu ſehr in einzelne Intereſſen, die ſich mit gleichem Rechte entgegenſtehn und alſo nicht anders als durch ein Machtwort vermittelt werden können. Die Kirche bedarf dieſes Machtworts nicht, weil ſie das Geſetz der Freiheit repräſentirt und alſo das Allgemeinverbindende iſt von Hauſe aus.

Sobald der Staat dieſes Recht der Kirche einräumt, daß ſie ein Stand unter den Ständen werde, wenn gleich in einer beſonderen Stellung und nicht etwa wie in Schweden, wo ſie wieder eine weltlich-politiſche Macht bildet, ſo bald tritt ſie auch aus ihrem geiſtlichen Particularismus in das Staatsleben über und wird ein nothwendiges Moment der Geſetzgebung und Verwaltung werden. So bald wird das allgemeine kirchliche Intereſſe bei den Staatsbeamten auch erweckt und belebt werden und die Nothwendigkeit der kirchlichen Gemeinſchaft zur Erkenntniß gebracht. Denn die Kir-

che iſt ein Triebrad im Staate geworden und die ganze Maſchine hat dadurch gleichſam einen neuen Schwung gewonnen. Jeder Bürger fühlt ihre Wichtigkeit dann und merket ihren höheren chriſtlichen Verſtand, wie er ordnend und ſchützend in alle Lebenskreiſe eingreift. Sie genügt ſich dann nicht eine bloße Anſtalt zur Moraliſirung und Belehrung des Volks zu ſein. Sie wird ein Reich Gottes und gleichſam das Herz des Staatskörpers, welches alles Blut warm und friſch durch die Adern treibt und dem Geſetz ſeine höhere ethiſche Macht giebt. Erſt dadurch wird der Glaube im evangeliſchen Staate ein Gemeingut und die Kirchlichkeit eine Ehrenſache, darauf man ſich nicht mehr die Hände zu geben braucht, um ſie zu halten, weil ſie das heiligſte Gemeingefühl des Bürgerthums iſt. Alsdann iſt es klar, daß der Kirchenbeſuch Noth ſei. —

Parabeln

von

Theodor Schwarz.

Hamburg,
Verlag von Friedrich Perthes.

1840.

Vorwort.

An Anna Warges.

Mein Enkelchen Annchen,
Dir widm' ich das Buch,
Was Tochter Mariechen
Im Herzen schon trug. —
Ein wenig geschliffen,
Ein wenig gefeilt;
Sie hat's schon begriffen,
Zu dir es nun eilt,
Und wie sie gelauschet,
So lausche auch du
Auf Väterchens Worten,
Hör' fleißig ihm zu!

Und kannſt du es leſen,
Und kannſt es verſtehn,
So bin ich geneſen
Und kann nicht vergehn. —
„Großväterchen ſchläft ſchon,“
Süß Annchen dann ſpricht,
Doch winkt er von oben
Aus himmliſchem Licht.

I.

Der Herr und der Weinstock.

Der Herr ging einst einem Weinberge vorüber, darin ein Kind saß und dem Vater zusah, wie er die reifsten Trauben schnitt. — Der Herr sprach freundlich zu dem Winzer und lehrte ihn, was Noth sei, um das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Der Winzer fühlte seine Seele gespeiset und erquicket von dem Worte des Herrn und bot ihm, dankbar für die göttliche Gabe, die schönsten Trauben seines Weinbergs. — Das Kind blickte verlangend nach einer dieser dunkelrothen Trauben hin und streckte die Händchen aus. Da sprach unser Herr zu dem Kinde: „Mögtest du die schönste rothe Traube kosten, die deinem Gastfreunde gegeben wurde, so mußt du mir versprechen, daß du mich recht lieb haben willst, und, so oft du etwas Köstliches genießest von den Früchten der Erde, es sei Brod oder Wein, meiner dabei gedenken. Um mich aber recht lieb zu behalten, und mich nicht zu vergeſ-

ſen, mußt du fleißig einſt den Weinberg bearbeiten, und im Schweiße deines Angeſichtes dein Brod eſſen, wie dein Vater thut. Dann wirſt du mir dein ganzes Herz ſchenken, und ich gebe dir dafür vom Korne und vom Weinſtock eine höhere Speiſe und einen köſtlicheren Trank, die kein Menſch ſehen kann!" — Nach dieſen Worten gab er dem horchenden Kinde die ſchönſte ſeiner dunkelrothen Trauben, und daſſelbe gedachte, ſo oft es etwas Gutes empfing, der Gabe des Herrn. — Es ward ein frommer Menſch und ſein Vater freute ſich des hundertfältigen Segens, der durch das Wort des Herrn aus dieſer Traube wuchs.

Als das Kind nach mehreren Jahren in Jeruſalem auf dem Oſterfeſte den gütigen Lehrer kreuzigen und ſein Blut vergießen ſah, da gedachte es wieder mit beſonderer Rührung jener dunkelrothen Traube, und es war ihm ſo, als wenn es nun erſt ganz des Herrn Wort verſtehn könne.

II.

Der Greis und der Jüngling.

Ein Greis trug gebeugt die schwere Last seiner zitternden Glieder den Berg hinab. Ein Junggesell hüpfte dagegen, geschmückt mit Bändern am Huthe, den Berg hinauf, und rief dem Begegnenden spottend zu: „Alter, wirf deine Bürde ab und komme mit mir zum Tanze!" Der Greis erwiederte: „Ich trage die Bürde meiner Jahre, doch mein Herz ist leicht; du aber trägst eine schwerere Bürde auf deinem Herzen; wirf sie ab, da es noch Zeit ist, und komme zu meiner Ruhe!" — Der Jüngling sprach: „Du Narr, ich habe was Besseres zu thun!" und eilte lachend zum Schmause hin.

Der Greis ging bald in sein Grab und kam zu Gott. Bald nachher trat auch der Jüngling — ein Blutsturz hatte im Tanz ihn getödtet — vor den Richterstuhl des Allsehenden und Gerechten. — Als er nun so unvorbereitet da stand, zitterte seine Seele, und konnte das Licht der Himmel nicht ertragen. Da sah er den frommen Greis jugendlichschön an des Erlösers Brust ruhen. Er flehte ihn an und sprach: „Freund, nimm mir meine Bürde ab, die mich zur Hölle hinab zieht!" —

Aber der Herr des Lebens sprach zu ihm: „Wärest du ihm einst gefolgt, statt sein zu spotten, so hätte ich dir deine Sünde vergeben; nun aber ist sie dir behalten. — Weiche in die Nacht hin, welche du liebtest!“ — Die arme, zitternde Jünglings-Seele entwich, mit Schuld belastet den Richterspruch in der Brust tragend, dem ewigen Lichte und ging in die Nacht. O Mensch, verschwende deine Jugend nicht in eitler, thörichter Lust, sondern weihe sie frühe schon deinem Gott, und merke, was zu deinem Frieden dienet! —

III.

Der Alchymist.

Ein Alchymist hatte viele Nächte die Erden geschmolzen und die Metalle gemischt, um Gold zu machen; doch vergeblich blieb sein Bemühen, er fand immer das Alte nur wieder. — Ermattet saß er eines Morgens, kein Schlaf deckte seine Augen, Zeit und Geld waren verschwendet, seine Jugend war verblüht, seine Gesundheit geschwächt; nur die alte Liebe zur wunderbaren Kunst war ihm geblieben. — Da wallte es von Neuem aus der Tiefe in ihm auf, er ward wieder jung und frisch; zu neuen Mischungen riß ihn ein be-

geisternder Wahnsinn, und schon bemerkte er im glühenden Strome den goldnen Blick; nur kühlen sollte es sich noch und binden mit einem besonderen Wasser. —

Selig saß er da, und hatte die Welt vergessen in dem neuen Metall. — Da trat ein guter Freund herein und schalt sein Beginnen thöricht, und zwang ihn aufzustehn, wie man einem Wahnsinnigen thut, und riß ihn hinweg mit Gewalt (wie er meinte) von dem Rande des Verderbens. Unterdessen war die Schmelzgluth erloschen, versäumt der glückliche Augenblick, und auf der erstarrten Fläche zeigte sich nicht Gold, aber ein sehr reines, sanftgedämpftes Silber. — Der Freund freute sich seiner guten That, aber der arme Alchymist starb vor Gram. —

O Welt, du gleichest jenem Freunde; o Silber, du gleichest der Resignation! —

IV.

Das Gebet des Tropfens.

Ein Thautropfen fiel vom Himmel; er war für die gesegnete Flur bestimmt, aber Orkane trieben ihn über das brandende Meer hinaus. Der reine Tropfen betete angstvoll zum Schöpfer des Tropfens: „O Herr, der du mich gemacht hast für deine duftenden Blumen oder für dein gesegnetes Korn, laß mich nicht in den wilden, salzigen Wogen den Sündertod sterben; laß mich nicht vermischt werden mit den unreinen Wassern! Erbarmer, treib mich auf deine Blumen, und nachdem ich sie erquicket habe, zieh mich durch deine Sonne wieder empor zu dir!" — Der Schöpfer des Tropfens erhörte sein Gebet und auch nicht. — Eine blaue Muschel erhob sich aus der Tiefe des Meeres, öffnete sich sanft, als der Tropfen die Welle erreichte und empfing ihn in ihrem Schooße; alsbald verschloß sie sich fest, daß nichts von der unreinen Salzfluth mit eindringen konnte und sank in die Tiefe des Meeres hinab. Da lag der Tropfen auf Hoffnung. — Nach Jahrtausenden zogen einst Fischer in ihrem Netze diese Muschel an's Licht der Sonne. Ein armer Hausvater öffnete die scheinlose, eine Speise suchend, und

fand in ihr die schönste Perle. Er trug sie sofort in seines Königs Haus, der ihm dafür Brod die Fülle sein Lebelang gab. — Der König ließ die köstliche Perle in lauteres Gold fassen und schenkte sie, um ihrer besonderen Größe, seiner jungfräulichen Tochter, welche er mehr als sein Leben liebte. „Nimm, Tochter, von mir dies seltene Kleinod," sprach er, „und trage es zum Angedenken des größeren Kleinods, das dein Herz mir bewahre und köstlich vor Gott ist!" — Die Königstochter nahm die Perle dankbar aus des Vaters Hand und steckte hocherröthend sie an ihren schuldlosen Busen. — Bald vermählt dem mächtigsten Kaiser und die schönste Frau und Mutter ihres Volkes, blieb ihr die Perle ein mahnender Wächter der Demuth und Reinheit. Sie ward der Talisman ihres Geschlechts, und reinigte das Herz ihrer spätesten Enkelinnen mit Einfalt und Himmelsliebe! —

So erhöret Gott die Gebete der Kreaturen, über ihr Wollen, Wissen und Verstehn! —

Es sei unsre Bitte: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! —

V.

Das Gräschen und der Schwan.

Ein Schwan schaukelte sich stolz auf den Fluthen des Meeres und ruderte von Woge zu Woge, indem er sein weißes Gefieder im Wasserspiegel wohlgefällig betrachtete. — Ein Gräschen stand am Ufer im Sande und der Wind bewegte seine Spitze; die Spitze beschrieb um sich her einen Kreis. Betrübt blickte das Gräschen nach dem wogenden Meere hin und sprach zu dem Schwan: „O, Herrlicher, wie schwimmst du so frei und selig auf der unendlichen Fluth und freuest dich deines Daseins in blühender Jugend! Du ziehest von Insel zu Insel, von Land zu Lande, und dein Lauf wird durch nichts gehemmt. Ich dagegen bleibe hier im Sande zurück und kann nicht trinken von der heiligen Fluth; mein Halm dorrt im Winde und die Sonne saugt mir den Saft aus; vergeblich ist all mein Sehnen, ich kann nicht weiter hinaus, meine Spitze windet den Kreis, im Sande muß ich verdorren!" — So sprach das schmachtende Gräschen. — Der Schwan neigte selbstgefällig das Haupt und schwamm vorüber. —

O Schwan, du gleichest der stolzen Jugend, und du, Gräschen, dem Menschengeschick! —

VI.

Die Welt im Waſſertropfen.

Ein Vater ging mit ſeinem Kinde, nach einem fruchtbaren Sommerregen, in den Garten. Da hingen alle Blumen voll Tropfen und dankten und lobeten Gott mit ihrem lieblichen Dufte. Das Kind freuete ſich der verjüngten Natur, und ſtreckte die kleinen Händchen nach einem ſchönen Regenbogen aus, der ſich über den ganzen Himmel ſpannte. — „Wie herrlich iſt unſer Vater da oben in ſeiner großen Schöpfung, wie preiſen ihn alle ſeine Werke, der Regenbogen, wie die erquickten Blumen, die wärmende und leuchtende Sonne am Tage, der ſilberne Mond und die funkelnden Sterne bei Nacht! Wer zählet ihre Schaaren und wer nennet ihre Namen!" So ſprach der Vater. — „Aber, mein Kind," ſetzte er hinzu, „ſuche das Große nicht nur im Großen, denn auch in dieſem kleinen Regentropfen iſt eine Welt, unendlich, wie jene dort oben." — Hierauf ließ er durch ein Vergrößerungsglas das Kind den Regentropfen betrachten. „Was ſiehſt du?" ſprach er. „Ich ſehe," ſagte das Kind, „unendlich viele Würmchen in einer großen hellen Kugel, die alle voller Freuden auf und nieder ſprin-

gen und ſehr geſchäftig ſind. Woher kommen alle dieſe Geſchöpfe, o Vater? Sie ſind ſo ganz verſchieden geſtaltet und ihre Zahl ſcheint unermeßlich!" „Das alles," ſprach der Vater, „hat Gott gemacht; unendlich ſind ſeine Werke, im Kleinen wie im Großen, auch im Waſſertropfen iſt eine Welt!" —

VII.

Der Fremde und die Frau.

Eines Abends kam ein Wanderer, ermüdet von der langen Wallfahrt, am Fuße eines Berges an. Auf dem Gipfel erblickte er die ehrwürdigen Ruinen eines alten Griechentempels. Hunger und Durſt quälten ihn ſehr. Ringsum war's auch öde und menſchenleer. Kein wirthlich Obdach, ſo weit er ſehen konnte. — Oben auf jenem hohen Berge, ſo dachte er, da mögteſt du Erquickung und auch Ruhe finden. Mit den letzten Kräften beſtieg er alſo den ſteilen und ſteinigen Weg. Dichtes Gebüſch umhüllte ihn erſt. Dornen und Brombeergeſträuche faßten ſein Kleid und hielten ihn zurück. Endlich jedoch öffnete ſich der Pfad und vor ihm ſtand eine hohe doriſche Säulenreihe, die ein herrliches, doch halb verwittertes Architrav trug.

Es war ein Ceres-Tempel gewesen und noch ſtand ein Theil des innern Gemäuers. Eine ganze Familie von Buchen und Eichen hatte ſich daſelbſt eingeniſtet, doch vergeblich ſuchte er eine Quelle, um ſeinen Durſt zu löſchen. Nun trat er durch das hohe Portal in einen geräumigen Hof ein und wie erſtaunte er, als er an des Tempels Mauer gelehnt ein kleines Häuschen erblickte, welches mit klaren Fenſterſcheiben ihn gaſtlich einzuladen ſchien. Ein jugendliches Weib ſaß mit dem Säugling an der Bruſt vor der Thüre und erwiederte freundlich ſeinen Gruß, indem er ihr einen guten Abend bot.

„Kömmſt wohl weit her, mein Pilgrim," ſprach ſie, „du ſcheinſt hungrig und durſtig, dazu ermüdet von der Wallfahrt? So theile mit uns denn unſer tägliches Brod und lehe dich an unſerm Brunnen!" Mit dieſen Worten legte ſie den Säugling in ſeine Arme und eilte, um ihm aus dem Brunnen zu ſchöpfen. Bald reichte ſie ihm den Becher lebendigen Waſſers und ſchnitt ihm auch das häusliche Brod dazu in die Hand. „Da iß und trink, armer Fremdling," ſprach ſie und ging, ohne ſeinen Dank abzuwarten, um ihm in der Hütte ein weiches Lager zu bereiten. Bald kehrte auch ihr Mann, ein Tagelöhner, von ſeiner Arbeit heim und hieß ihn, indem er ſeine Holzart bei Seite ſtellte, wie einen alten Hausfreund, willkommen.

Der Pilgrim sprach: „Hier ist das Ziel meiner Wallfahrt, hier ist das heilige Land, das ich suchte. Hier bei euch will ich leben und sterben, denn ich bin heim gekehrt!" — Merke, o Kind: Bei guten Menschen, selbst unter den Trümmern der Vergangenheit, ist Friede Gottes und du findest da die Heimath des Lebens im süßen Wohlgefallen frommer Herzen.

VIII.

Der Schatz im Acker.

Ein armer Ackersmann, Vater von sechs unmündigen Kindern, pflügte sein Feld um und sprach in Sorgen: „Wer wird meinen Kindern Brod geben, wenn ich nicht mehr hier bin, da es nun schon so schwer hält, sie durch meine Arbeit zu speisen?"

Wie er noch so für sich redete, klang die Pflugschaar und die Pferde standen. Er wollte die Pflugschaar herausheben und hob zugleich ein Kästchen hervor, das stark mit Eisen beschlagen war. Erstaunt öffnete er es und fand es mit Goldstücken angefüllt. Eilig und froh wollte er es heim tragen, da aber gedachte er seines Zweifelmuths und seiner Sorgen. Er fiel auf seine Kniee nieder und dankte mit tiefer Inbrunst sei-

nen Schöpfer und betete: „O, der du die Raben speiſeſt in der Wüſte und den Feldlilien ein ſo ſchönes Kleid anziehſt, Dank dir, Vater, denn du wußteſt, noch ehe ich dich anflehte, was wir bedurften; du haſt es mir gegeben aus der Hand deiner Fülle, wiewohl ich ungläubig war und nicht werth bin der Barmherzigkeit, die du an mir gethan haſt!"

Nach dieſen Worten ſtand er auf und trug das Käſtchen als eine Gottesgabe hochbeglückt nach Hauſe. Als er aber ſo heimging, dachte er bei ſich ſelbſt: „Wem mogte wohl das Käſtchen gehört haben?" Er hatte nemlich das Ackerſtück von einem Nachbar gekauft, der, durch ſchlechte Wirthſchaft herunter gekommen, nun ärmer und hülfsbedürftiger war als er ſelbſt. Deſſen Vater, der in dem Rufe des Reichthums ſtand, war in der Kriegszeit plötzlich geſtorben. „Wahrſcheinlich," ſprach eine Stimme in ihm, „wahrſcheinlich hat der Reiche dieſes Käſtchen mit ſeiner ganzen Baarſchaft hier vergraben, um es vor der Raubſucht der Feinde zu ſchützen. Alſo nicht dir, ſondern dem armen Nachbar gehört dieſer Schatz."

Von dieſer Stimme bewegt, ging er mit dem Geldkaſten, nicht in ſein Haus, ſondern gradeswegs zum Nachbar und ſtellte es vor ihn auf den Tiſch hin und ſprach: „Deinen Acker zwar habe ich gekauft, aber

nicht den verborgnen Schatz darin. Nimm hin, was dein ist und Gott durch meine Hand dir sendet!"

Der Nachbar wußte nicht, wie ihm geschah, als er die Fülle der Goldstücke im Kasten erblickte. Wie im Traume war es ihm und er umarmte den freundlichen Geber unter den heißesten Thränen. „Bruder, so ist uns beiden geholfen," rief er aus, „wir theilen den Schatz und theilen das Leben!"

Jener Finder aber wies jeden Antheil am Gelde zurück, damit ihm das reine Bewußtsein der Rechtschaffenheit nicht getrübt würde. Bald kam diese That auch dem Könige zu Ohren und er lohnete die Redlichkeit des armen Ackermanns, indem er für die Erziehung seiner Kinder sorgte, so daß sie als nützliche und zuverlässige Menschen ihr gutes Brod in seinem Reiche fanden und von ihren Mitbürgern geehrt wurden. Der arme Ackersmann aber wohnte mit ihnen im Frieden Gottes bis an sein Ende und sprach scheidend zu den Kindern: „Der größte Schatz ist ein reines Herz und Gott der Herr verläßt seine Redlichen nicht."

IX.

Das Kind und die Bibel.

Ein Kind fand in einem wüſten Hauſe eine ſehr große Bibel aufgeſchlagen auf dem Boden liegen. Niemand wußte von dem Buche, als das Kind allein. Wenn es von der Weide kam und die Schaafe, die es hüthete, in den Stall getrieben hatte, eilte es ſogleich in das wüſte Haus und blätterte in dem großen Buche, das viele wunderſame Bilder hatte. Dieſe betrachtete es immer von Neuem und konnte ſich nicht ſatt daran ſehn, noch genug daran freuen. Das Leſen der Schrift verſtand es noch nicht, aber es war ſehr wißbegierig zu lernen und es dünkte dem frommen Kinde, als wenn es ſchon viel aus den Bildern lernte. Einmal war es nach langem Betrachten auf den großen Pergamentblättern des Folianten ſüß eingeſchlafen. Der letzte rothe Sonnenſtrahl fiel durch den hohen Fenſterbogen auf das Buch und auf das Kind hin. Golden erſchien die heilige Schrift, goldner des Kindes blonde Ringellocken, welche ſeine Stirne und glühende Wange verſchatteten. — Da ſtieg auf dem letzten Strahle ein Engel aus dem lichten Abendhimmel herab und ſprach im Traume zu dem Kinde alſo: „Willſt

du, Menſchenkind, ein Kind Gottes werden, ſo lerne bald leſen in dem Buche, darauf du ruheſt; denn es iſt das ewige Leben darin und es ſoll dir den Weg zeigen, darauf du wandeln mußt, um dahin zu kommen, wo ich bin. Da wirſt du noch viel ſchönere Bilder ſehn und in einem viel größeren Buche leſen lernen, ſo daß du Alles verſtehn kannſt."

Das fromme Kind erwachte, wie von einem ſanften Kuſſe berührt und lief zu ſeinen Eltern hin und erzählte ihnen den ganzen Traum, als wäre es wirklich ſo geſchehen. Die Eltern waren arme Leute, hielten es aber von nun an fleißig zur Schule und knappten das Schulgeld ſich vom täglichen Brode ab. Denn der Vater ſprach zur Mutter des Kindes: „Der Menſch lebt nicht vom Brode allein, ſondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht." Und ſiehe das Kind lernte bald leſen und forſchete in der heiligen Schrift und fand — wie der Himmelsbote geſprochen hatte — das ewige Leben darin.

X.

Der Gletſcher.

Ein Alpenjäger verirrte ſich eines Tags in einem wüſten Gletſcher-Thale. Die wolkenhohen Felſen ſtarrten ſchwarz und ſenkrecht um ihn her. Die Bergſtröme rollten fürchterlich klingend in die nebelhafte Tiefe hinab. Schwindelnde Abgründe öffneten ſich bei jedem Schritte vor ſeinen Füßen. Nirgends fand er einen Ausgang hin zu Menſchen. Immer wilder ward dem Suchenden die Öde. Eine Schneelawine ſtürzte plötzlich in geringer Entfernung krachend vor ihm nieder und riß Felſen und Wald mit fort. Erſchöpft ſank er endlich zu Boden und die ſtarrende Eiſeskälte drang von der Sohle durch alle ſeine Glieder ſchon. Ein Lämmergeier ſenkte ſich krächzend aus der Nebelwolke, ſeines Raubes ſchon gewiß, zu ihm nieder. Da raffte er ſeine letzten Kräfte und Gedanken zuſammen und betete; „O du mein Gott, bei dem kein Ding unmöglich iſt, der du dem verirrten Wanderer Wege bahneſt in der Einöde und aus des Löwen Rachen ihn reißeſt, hilf mir aus Todesnoth und zeige mir den rechten Weg!“ —

Und wie er noch ſo betete, ſiehe, da hörte er ein

lautes Krachen und der Felsen that sich auf zu seinen Füßen und er sah durch die große Spalte, die wie auf Stufen hinabführte, ein grünes mit Sennhütten bedecktes Thal. Und er stieg getrost hinab und kam zu guten Menschen hin und rief: „Ich bin gerettet!" und fiel auf seine Kniee nieder und betete an den Gott, bei welchem kein Ding unmöglich ist, der da spricht: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen."

XI.

Das Adlernest.

Ein Adler führte zum ersten Male seine Jungen aus dem Neste und über den Bach, und trug sie auf seinen Flügeln dann. Sie freuten sich des Sonnenscheins auf den Fittigen des Vaters und übten ihre Kräfte. Der Adler senkte sich wieder und gebot ihnen zu flattern über die grüne Wiese und auf den nahen Baum, indem er sie warnte, sich ohne seinen Beistand nicht höher zu erheben. Dann führte er sie in das Felsennest zurück und zog nach Raub aus. Bald brachte er eine Taube in seinen Krallen, davon sie zehrten.

Von Neuem flog er aus nach Beute. Die Jungen übten ſich unterdeſſen im Fliegen auf der nahen Wieſe und von Baum zu Baume. Der Adler kehrte nun mit einer geraubten Ente zurück und hielt mit ſeinen Jungen das Feſtmahl. Dann nahm er ſie von Neuem auf ſeine Flügel und trug ſie in höhere Lüfte, der Sonne entgegen. Auf einem wolkenhohen Felſen ruhten ſie endlich aus und, indem ſie den Rückweg zum Neſte antraten, ermahnte er ſie, ohne ihn dieſe Höhen zu meiden, bis ſie an Kräften ganz gereift wären.

Einſt aber zogen die jungen Adler ohne ihren Vater aus und ſprachen zu einander: „Laßt uns verſuchen den höheren Flug! denn es langweilt uns auf der Wieſe hier.“ Uneingedenk der väterlichen Warnungen ſchwangen ſie ſich über den Strom zur Felſenhöhe empor. Kühn gemacht durch das erſte ſelbſtſtändige Gelingen, ſtiegen ſie noch viel höher bis zu einer zuſammengeballten lichten Wolke auf, die ſie für einen Kreidefelſen hielten. — Sie wollten ſich darauf niederlaſſen, um das ganze Land zu überſchauen. Aber ein Sturmwind war in der Wolke und warf die unerfahrnen, dieſen an die Felſenwand, jenen in den Strom. Nur wenige erreichten, ſtark beſchädigt an Kopf und Bruſt, die ſichere Heimath. Die andern alle ertranken im Strome und der jüngſte ward von einem Knaben gefangen, der ihm die Flügel brach und unter ſein zah-

mes Federvieh setzte. An Futter fehlte es ihm da nicht, und die Hühner ermahnten ihn, gutes Muths zu sein, auch seine Wildheit abzulegen. Der Adlerjüngling aber verschmähete, seiner Schwungkraft beraubt, alle Speise und starb bald im Hühnerhofe an unheilbarem Grame. — Merket, wer zu hohen Dingen bestimmt ist, der prüfe seine Kräfte und überhebe sich nicht!

XII.

Jesus und die Vögel.

Jesus spielte als Kind einst am Sabbathtage mit mehreren Knaben am Bache zu Nazareth. Sie kneteten mit den kleinen Händchen im weichen Thone und machten sich daraus allerlei Bilderchen. Der eine machte sich ein Pferd, der andere einen Esel, der dritte einen Elephanten, der vierte ein Schaaf. Der kleine Jesus aber machte aus dem weichsten Thone zwölf Vögelchen, gedenkend der zwölf Stämme Israels.

Ein Nachbar sah ihren kindischen Spielen zu und lief zu Joseph dem Zimmermann und rief ihm zürnend entgegen: „Wie doch erziehst du dein Kind, daß es Werke, unnütze Werke thut am heiligen Sabbathtage. Komm und schaue, wie es mit den andern Bu-

ben am Bache ſitzt und im Thon knetet! Gottlos, ſehr gottlos iſt ſein Beginnen."

Joſeph lief eilends zum Bache hin und rief ſchon aus der Ferne dem kleinen Jeſus entgegen, der harmlos da knetete: „O, du gottloſes Kind, was machſt du mit den böſen Buben am heiligen Sabbathtage? Hüthe dich, daß nicht des Herrn Zebaoth Zornfeuer dich verzehre!" —

Das Gotteskind aber ſah ſich um und ſprach: „Was iſt's?" und klatſchte gar fröhlich in ſeine Händchen und rief: „Flieget hin ihr Vöglein alle und lobet meinen Vater im Himmel!"

Und die zwölf Vögel wurden alsbald lebendig und entfalteten ihre Flügel und flogen hin und ſangen in hohen Lüften ihr Loblied dem Herrn, Herrn!

Erſtarrt vor Schreck ſtand der Nachbar da, Joſeph aber betete an, und das Gotteskind lief frohlockend zu ſeiner Mutter Maria.

Das Göttliche im Menſchen meiſtere nicht nach dem Geſetz, denn es iſt des Geſetzes Meiſter!

XIII.

Der Engel und das Kind.

Ein Kind ruhte an ſeines Vaters Bruſt auf einem grünen Hügel und beide blickten in die ſinkende Sonne. Der Vater gedachte ſeiner verklärten Frau und die Sehnſucht nach dem Tode ſtieg in ihm mächtig auf. Er hatte dem Knaben eben von ſeiner ſeligen Mutter erzählt, die an ſeiner Geburt geſtorben war. „Ach," ſprach er, „wäre ich ſchon bei ihr, aber du, mein liebes Kind, du hältſt mich am Leben noch feſt." Des Kindes Auge ward bei dieſer Rede ſtiller und klarer, wie ein tiefer Meeresgrund, darin man gerne hinabſchauet. Unverwandt blickte es in der Sonnen Gluth hinein und des Vaters Seele flog der Verklärten zu. Plötzlich rief das Kind aus: „Ach, ach, ſieh doch, lieber Vater, welch' ein ſchöner Mann im rothen Kleide vor uns da ſteht! Sieh doch, er blickt dich ſo freundlich an und winkt dir!" Mit Ernſt ſprach der Vater; „Mein Kind, deine Einbildung betrügt dich. Es iſt der letzte rothe Sonnenſtrahl, der deine Augen blendet." „Ach nein," erwiederte das Kind, „höre doch nur, lieber Vater, wie er dich ruft mit ſüßen Worten. Es iſt gewiß ein Bote von Gott, den die liebe Mutter dir

ſendet." Der Vater ſprach mit wehmüthigem Lächeln: „Mein Kind, es iſt der Abendwind, der durch die Kornhalme ſäuſelt. Laß uns nur heimgehn, bevor der kalte Thau fällt!" Freudig erſchrocken rief dagegen das Kind aus: „Ach Vater, Vater, nun küßt er dich gar auf Stirne, Augen und Mund, ein, zwei, drei Male, und nun iſt es weg." —

Der Vater ſchwieg zu des Knaben Rede, denn ein kalter Schauer lief ſchon durch alle ſeine Gebeine und er fühlte wohl, daß ſein Todesengel ihn geküßt habe. Er ſchloß das weiſſagende Kind in ſeine Arme und an ſeine Bruſt, und hauchte ſchon um Mitternacht ſeinen Geiſt aus.

Sei bereit, o Menſch, wenn dein Todesengel dir den Kuß giebt, und glaube dem kindlichen Munde, der Weiſſagung ſpricht!

XIV.

Der Graf und die Spinne.

Ein edler Graf ward von Verleumdern des Hochverraths beschuldigt und auf Befehl des Landesfürsten in ein abscheuliches, unterirdisches Gefängniß geworfen. Der Arme, seiner Familie entrissen, bat um nichts, als seine Flöte behalten zu dürfen. Man gewährte es ihm und im nassen, dunklen Kerker war die Flöte seine einzige Trösterin, denn Niemand durfte zu ihm, selbst nicht seine Gattin und seine Kinder. In dieser strengen Einsamkeit jedoch härmte er sich zusehends ab und auch das Flötenspiel konnte ihn nicht mehr erheitern. Seine Feinde sahen frohlockend seinem baldigen Tode entgegen, da der tiefste Gram ihn schon ganz entstellt hatte. Plötzlich aber erholte sich der Graf und sein Geist ward wieder lebendig. Vergeblich forschten seine Todfeinde nach der Ursache dieser Veränderung und meinten, es sei ein Freund, der heimlich zu ihm komme. Aber es war eine Kreutzspinne, die ihr Gewebe über eine kleine Luftöffnung des Gegitters gespannt hatte. Der Graf bemerkte mit Vergnügen, wie sie bei seinem Flötenspiel immer aus ihrem Winkel hervorkroch und aufmerksam lauschte, ja bei ge-

wiſſen rührenden Melodieen vor Empfindung an ihrem ganzen Leibe zitterte und nach dem Zeitmaaß der Muſik taktmäßig hin und her auf ihrem Faden ſich bewegte. Nun war der arme Gefangne nicht mehr allein in dem abſcheulichen Kerker. Die Spinne leiſtete ihm Geſellſchaft und theilte alle ſeine Freuden und Leiden. So ward ſie ihm bald die treuſte Freundin und die unzertrennlichſte Gefährtin. Sein Flötenſpiel diente beiden zum geiſtigen Austauſch ihrer Stimmungen und Gedanken. Dankbar und zufrieden lebte der gefangne Graf lange mit dieſer ſinnigen und liebevollen Kreutzſpinne und begehrte nichts weiter, als daß dieſe eine Himmelsgabe ihm in ſeinem Elende doch bis an's Ende erhalten werden mögte. Denn mit ſeiner Familie und mit der Welt und allen ihren Gütern hatte er ſich längſt abgefunden. Die gute Spinne war ſeine einzige Liebe geworden. Doch der liſtige Kerkermeiſter belauſchte ihn einſtens durch eine Spalte der Thür, wie er vor ſeiner Geſellſchafterin die Flöte blies und auch mit ihr redete. Er entdeckte ſofort den boshaften Feinden das ſeltſame Geheimniß des Grafen. Sie wirkten es bald bei dem Fürſten aus, daß der Kerkermeiſter vor den Augen des Gefangnen die mitleidige Spinne tödten mußte. Der unglückliche Graf, ſeiner einzigen Geſellſchafterin beraubt, verſank nun von Neuem in unheilbare Schwermuth und er ſtarb bald

vor Grame um seine gute Spinne, die ihn statt Weib und Kind und statt aller Freuden der Erde getröstet hatte.

O Mensch, raube deinem Nächsten nicht seine einzige Liebe, denn sie ist sein Leben.

XV.

Der Herr und der Bildhauer.

Ermüdet von der Tageswanderung trat einst bei Sonnenuntergang ein seltner Fremdling zu einem Bildhauer ein, der vor den Thoren Sidons wohnte. Der Künstler nahm ihn freundlich auf, erquickte ihn mit Speise und Trank und führte ihn dann in seine Werkstätte. Ein Apoll stand eben in Marmor vollendet da, der Jüngling Eros aber war in voller Arbeit und so eben nur aus dem Rohen in Thon geknetet. Der einfache Gast sprach über diese Bilder einige tiefschauende Worte und erweckte dadurch in dem Künstler das Verlangen, sein Lob oder seinen Tadel zu vernehmen.

„Gewißlich," sprach der freundliche Wirth, „bist du ein kunstfertiger Meister der Bildnerei und hast schon große Werke vollendet. Dein treffendes Urtheil über

meine Statuen verräth dich. So ſage mir denn, wie ich dieſen himmliſchen Eros abbilden ſoll, oder noch beſſer, forme du ihn ſelbſt mir, zum liebevollen Angedenken!"

Der Gaſt ſprach dagegen: „Ich bin kein Kunſtrichter, noch weniger ein Bildhauer, wiewohl ich viele und große Werke gebildet habe und berufen bin, einſt ſie alle zu richten. Dennoch will ich's verſuchen, dir in jenem Erdenkloße ein Angedenken zu hinterlaſſen, ſo wie du es wünſcheſt." Alsbald fing der Fremde an, mit Macht jenen Klumpen weichen Thons zu kneten und zu ſtreichen, und nach Verlauf einer Stunde ſchon ſtand ein Jünglingsbild da, welches eben lebendig vom Himmel herabgeſtiegen zu ſein ſchien. Der erſtaunte Bildhauer warf ſich ſofort anbetend vor dem Götterbilde nieder und rief den Eros laut an. „Nein," ſprach der Fremde mit ſanfter Mahnung, „beuge nicht deine Kniee vor dem Werke meiner Hände, dem Erdenkloße; aber beuge Herz und Kniee vor dem Gott, der mir Macht gegeben hat, dir die Decke von den Augen zu nehmen und dich von deinen Sünden zu erlöſen!" Der ſehr erſchrockne Künſtler blickte nun zu ſeinem Gaſte empor und es dünkte ihm nicht mehr derſelbe zu ſein. Denn eine göttliche Würde und himmliſche Reinheit ſtrahlte von ſeinem Haupte und leuchtete aus ſeinen Augen. Er beugte ſich vor ihm tiefer zur Erde und

rief entzückt aus: „Wahrlich, du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, darauf Israel wartet!"

„Ich bin's!" sprach der schlichte Fremdling mit erbarmender Milde. „Diene denn hinfort nicht mehr falschen Göttern, sondern stehe auf und folge mir nach! Das Bild aber behalte zu meinem Angedenken, nachdem ich aufgefahren bin zum Himmel; denn es gleichet mir, wie ein Thon dem Töpfer nur gleichen kann."

Der Bildhauer ward von Stund an ein treuer Jünger des Herrn und bildete, statt der falschen Götter, späterhin die heilige Jungfrau und die hohen Apostel ab. Das Bild des Christ aber wagte er nicht mehr nachzuformen, noch es in Marmor zu hauen, sondern bewahrte es im Thone an heiliger Stelle auf. — So heilige deine Kunst im Glauben!

XVI.

Der Todtengräber.

In einer großen Stadt hatte ein armer Vater vieler Kinder das Amt eines Todtengräbers übernommen, nachdem sein kleines Vermögen im Schiffbruch verloren ging. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, sechs Söhne, mit guten Sitten und nützlichen Kenntnissen ausgestattet, als wackere Männer dem Dienste des Vaterlandes zu übergeben, und drei wohlerzogne blühende Töchter auch glücklich zu verheirathen. Also diente ihm der Tod zum Leben und das traurigste Geschäft zum fröhlichen Erwerbe. — Als nun die Zeit nahete, daß er heimgehn sollte, erschien ihm im Traume sein abgeschiedner Freund und sprach: „Halt dich bereit und bestelle dein Haus! Grabe selbst dein Grab, denn morgen mußt du sterben, und eingehn zu unserer Ruhe!"

Bei diesen Worten erwachte er mit einem tiefen Schauer, dem Vorboten des Todes, und gürtete sich fester und machte sich stark. Er theilte das Erbe unter seine Kinder, er bezahlte seine Schulden, er tröstete sein Weib und ging dann zum letzten Male auf den Gottesacker hin, um ein Grab zu graben — sein Grab. Darauf kehrte er fröhlich heim, dankete sei-

nem Gott, der ihm die letzte Kraft zum Berufe verliehen hatte und ſtarb am Abend in Frieden unter den Seinigen; ſo ging er heim zur ſeeligen Ruhe.

Alſo wird ſelbſt das traurigſte Geſchäft, mit Berufstreue geführt und vollbracht, das Mittel zu deiner heiteren Vollendung.

XVII.

Die Todtenbraut.

In Schwedens Kupfergrube zu Fahlun arbeitete einſt ein junger Bergmann und gedachte im tiefſten Schachte ſeiner anmuthigen Braut, die er nach wenigen Tagen heimführen wollte. Er ſang ſich, allein mit der kleinen Lampe auf der Bruſt und zwölfhundert Schuh unter der Erde, ein fröhliches Hochzeitslied, ſo daß die ſtarren Felſen davon erklangen und mit ihrem Echo ihm Antwort gaben. Da hörte er's plötzlich rollen, wie ferne Donner. Näher und näher rollte es heran und in dem lauteren Toſen verſtummte auch ſein Geſang. — Ein unterirdiſcher Waſſerſtrom war aus ſeiner Bahn gebrochen und ſtrömte nun durch den Riß der Felſen unaufhaltſam zu ihm herab. Vor Schrecken erſtarrten ſeine Glieder und er hatte nur noch Zeit

zu beten: „Herr sei meiner armen Seele gnädig und erbarme dich meiner jungen Braut!“ Da füllte schon das Gewässer seine enge Arbeitsstelle und er ertrank. Am Abend erzählten die heimkehrenden Bergleute im Orte das Unglück, seine alten Eltern grämten sich, untröstlich aber war seine junge und schöne Braut und gelobte niemals zu heirathen, wenn ihr Jöns nicht wiederkomme. Stiller ward ihr Schmerz durch die allstillende Zeit, aber sie wies dennoch alle jungen Freier von sich ab und weihete in treuer Liebe ihr ganzes Leben dem verstorbenen Bräutigam.

Nach etwa funfzig Jahren ward in Fahluns Kupfergrube ein neuer Berggang gesprengt, weil der reichste Schacht, wie die Sage ging, vom Gewässer verschüttet sei. Unerwartet stieß man bei dieser Arbeit auf einen alten verfallnen Stollen, der halb mit Wasser angefüllt war, und fand darin den Leichnam eines schönen Jünglings, welcher, von den Kupfersalzen erhalten, wie vor wenigen Minuten gestorben zu sein schien. Sie trugen ihn sofort zu Tage und stellten ihn in der Stadtkirche im offnen Sarge zur Schau aus, ob Einer aus der Bergmanns-Zunft ihn als den Seinigen wiedererkennen mögte. Da lag er nun in seiner alterthümlichen Tracht, wie eine Rose blühend, mit rothen Wangen und jugendlich schwellenden Lippen. Doch wie viel Volks sich auch versammelte und die

ſchöne Leiche betrachtete und bewunderte, niemand kannte ſie doch. Endlich kam mit wankenden Schritten und tief am Stabe gebückt ein altes, altes Mütterchen und drängte ſich hüſtelnd durch die ſtaunende Menge zum Sarge heran. Lange ſtand ſie am Leichnam ſtill und beſchauete ihn. Weit über ihn hingebeugt, bebte ihr zahnloſer Mund und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren tiefeingeſunknen Augen über ihn herab. Zuſammen ſchlug ſie endlich die dürren Hände, wie zum Gebet, ſo rang ſie wie mit ſchmerzlicher Freude dann und rief aus: „Ach du mein Gott, ſo ſoll ich, ehe denn ich ſterbe, doch meinen Jöns, den lieben, lieben Bräutigam, noch einmal wieder ſehn!" — Sie küßte ihn mit Inbrunſt und gab ſodann auf ſeinen Lippen ihren Geiſt auf. Das Volk ſtarrte dieſes Bild an, wie eine Weiſſagung; man legte ſie ſogleich neben ihren Verlobten in den Sarg hin und begrub die Treu-Liebenden mit hoher Kirchenfeier zu Fahlun.

Alſo verbindet ſich das welkende Leben mit dem blühenden Tode in ewig junger Liebe, die eine höhere Ordnung hat.

XVIII.

Die Sonnen-Schau.

Im Reiche Atlantis, das längſt ſchon von Meeresfluthen verſchlungen wurde, lebte vor uralten Zeiten ein mächtiger König. Die Sonne ſchien in ſeinem Reiche ein halbes Jahr lang und machte einen langen Tag. Die andere Hälfte des Jahres aber blieb ſie aus und machte die lange Nacht. Das größte Feſt des Volks war nun im Lenz, wenn die Sonne wiederkehrte und die Nacht endete; denn es ging eine alte Sage, einſt werde die Sonne ausbleiben und ewige Nacht dieſes Reich umhüllen.

Angebrochen war nun dieſes Feſt und Odin, der graue König rief: „Auf, mein Sohn Ingwe, nimm der edlen Jünglinge Schaar, nehmt auch die heiligen Hörner mit und beſteiget Meru, den Berg der Berge, ſchauet um euch her in das atlantiſche Gewäſſer, ob Sonne nicht wiederkehret, denn ihre Stunde iſt gekommen!"

Ingwe gehorchte dem Herrſcher. Er nahm der edlen Jünglinge Schaar, nahm auch die heiligen Hörner mit und beſtieg mit ihnen den Berg der Berge, ſchauend in's Meer nach Oſten hin, ob Sonne nicht wie-

derkehre. — In heiliger Stille bei Nordscheins Nacht; nur den Athem hörte man und die knisternden Fackeln; schaueten sie Alle mit spähenden Blicken über die östliche See hin.

Siehe, da glühte es auf am purpurnen Saume wie eine ferne Hoffnung, und Nordschein, der starke, erblaßte. Heller und heller ward der Ost, die blassen Himmelswangen erröthete endlich, wie eine schaamhafte Jungfrau; gleich Funken verglommen die Sterne und siehe, es kömmt die Königin der Welten, die Freundin der Menschen, in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit, die Sonne ist gen Atlantis heimgekehrt.

Prinz Ingwe stößt in's heilige Horn, dann der edlen Jünglinge Schaar. Sie blasen mit ihm den hohen Lobgesang: „Sonne ist wiedergekehret, Nacht ist vergangen. Lobet den Herrn der Sonne! lobet den Herrn der Nacht!"

Laut tönte ihr Jubelgesang und heiliges Frohlocken von Berg zu Bergen, von Thal zu Thälern, von Dorf zu Dörfern, tausendfältig von Allen wiederholt, bis tief in des Königes Hauptstadt hin. Noch lauschte der alte Herrscher, noch lag die Nacht auf den Feldern der Stadt, aber alle Kreaturen erwachten von dem heiligen Rufe. Es ruhen alle Waffen, es schmückt sich jeder Krieger mit seinem festlichen Kleide, Friede und Freude durchziehn wie Götter des Himmels das weite

Atlantis-Reich. Festgesang, Saitenspiel und Tanz, Bruderkuß und Händedruck, umschlingen wie mit viel tausend lieblichen Banden die glücklichen Bewohner der seeligen Insel Atlantis, denn siehe, ihr heiliges Licht ist wiedergekehret und aus Nacht ist Tag worden.

Also schauet unverrückt auf die Sonne des innern Lebens hin in der Nacht der Erden, und stimmet ihr, wenn sie wiederkehret und der Tag anbricht, einmüthig euern frohen Lobgesang an!

XIX.

Der Herr und die Kornähren.

Der Herr des Lebens ging einst mit seinen Jüngern durch die reifenden Saatfelder und sie streiften Ähren aus, um ihren Hunger zu stillen. Da sprachen die Kornähren alle zum Herrn: „Gerne speisen wir dich und deine Jünger mit unserer Kraft, da ihr das Brod des ewigen Lebens allen Menschen bringet; aber wie mancher Unwürdige schneidet unsere Halmen ab und nähret sich von unserem Mahl. Herr, wehre ihnen das, und laß uns wachsen zu deiner Ehre, um nur den Redlichen eine Speise zu sein!"

Der Herr des Lebens aber antwortete den Kornäh-

ren: „Meine geliebte Saat, immer doch bleibst du ein Bild meiner Güte und ein Gleichniß meiner Barmherzigkeit, die über Gottlose wie über Fromme ausgeschüttet werden; Diesen zum Dankopfer, Jenen zur Gnadenfrist. — Also blühst du mir doch immer zur Ehre und giebst zum Segnen deine heilige Frucht her. Darum sei getrost, mein geliebtes Korn, und wachse fröhlich aus der Erden Schooße und gleiche auch darin deinem Schöpfer, daß du hundertfältig wucherst, dem Unwürdigen, wie dem Würdigen, dem Bösen, wie dem Frommen! Bleibst du doch, was du bist, wiewohl der Sanftmüthige dich nur besitzet und der Dankbare in dir nur das Brod des ewigen Lebens findet." So sprach der Herr, aber die Kornähren alle neigten sich tiefer und verstummten über das große Wort des Lehrers.

O Mensch, diene desgleichen deinen Nebenmenschen mit deiner Gabe, unbekümmert, ob sie es dir danken, oder nicht; denn die Gabe ist Gottes.

XX.

Der Weinſtock und die Diſtel.

Ein Weinſtock ward in der Blüthenzeit von allerlei Unkraut umwuchert. Der kundige Gärtner befahl ſeinem Knechte, daſſelbe auszujäten, um die edle Rebe davon zu befreien, denn es ſog ihr die Kraft weg aus dem Boden. Da der Knecht den Befehl ſeines Herrn vollzog, ſo kam er auch zu einer mächtigen Diſtel, die aus dem fetten Schatten, ähnlich dem Weinſtock, Stiel und Blätter prahlend erhoben hatte. Schon hatte der Knecht die Hände angelegt, um die Diſtel auszureißen, als dieſe ihm zurief: „Verwegner, ſcheuſt du dich nicht, mir mein edles Leben zu rauben, da ich doch zur Freude der Götter und Menſchen die ſchönſten und ſeltenſten Früchte trage! Sieh, wie ich mich dem Weinſtock gleichſtelle und ihn mit meiner Saftfülle in Stiel und Blättern noch weit übertreffe!"

Der Knecht, durch dieſe dreiſte Rede bethört, ließ ſie ſtehn. Nach einigen Tagen aber kam der Gärtner zu ſeinem edlen Weinſtock, um die Jätung des Knechts zu beſehn, und als er die mächtige Diſtel erblickte, die ſich ſo trotzig und allein neben dem Weinſtock behauptet hatte; da ſchalt er den dummen Knecht und rief:

„Wie haſt du dich durch den prahlenden Taugenichts alſo bethören laſſen, daß du ihn allein unter allem Unkraut neben dem Weinſtock verſchonteſt? Deine Schonung des Gemeinen tödtet den Edlen.“ — Und der Gärtner ergriff eine ſpitzige Hacke und ſofort reutete er die Diſtel aus mit der tiefſten Wurzel.

Alſo findet der lügenhafte Prahler, nachdem er eine Zeit lang ſich gegen den Wahrhaftigen gebrüſtet hat, immer ſeinen ſtrafenden Richter.

XXI.

Der Einſiedler im Berge.

Auf einer Inſel in der Oſtſee an der nordöſtlichen Küſte lebte ein Prediger in einer zahlreichen Gemeinde und wirkte in den Jahren ſeiner Kraft, wie es hieß, ſegensvoll durch Wort und Exempel. Denn er predigte das Evangelium lauter und ohne Anſehn der Perſon. Beſonders lag ihm die Erziehung der Gemeindejugend am Herzen und ſeine größte Freude war's, wenn er mit ſeiner innigen Rede in den Seelen der Kinder das heilige Feuer der göttlichen Liebe anblaſen konnte. Das ſah er oft in den thränenſchweren Augen der Jünglinge und Jungfrauen leuchten und, wie ſie

davon im gereinigten Herzen entzündet wurden, so lobete er Gott. — Anderes aber sah er auch nicht. Er merkte nicht, wie der Feind bei Nacht Unkraut unter seinen Weitzen streute, welches bald in Fleischlichkeit, Geiz und Hoffahrt auflief und gleich starken Dornen sein edles Korn des Worts erstickte. Wenn dann die Zeit kam, daß seine geistliche Aussaat Früchte tragen sollte und er so viele der Ähren leer oder brandig fand, so ward er traurig und merkte, daß seine herzige Rede wenig gewirkt habe. Denn der böse Feind sprach hohnlachend: „Laß ihn nur predigen, ich finde einen andern Weg in ihr Herz, um sie zu verderben." So beschloß er sein Mannesalter in Hoffnungen, die fehl schlugen, und in Sorgen, die in Erfüllung gingen. Denn der fromme Eiferer hatte sich bisher mit schönen Träumen eingewieget, und als die Augen ihm aufgethan wurden, versank er in tiefen Gram. — Da kam ihm ein Gedanke in den Sinn und er führte ihn aus. Er trug um seinen Urlaub auf mehrere Jahre an, als wolle er durch eine weite Seereise seine geschwächte Gesundheit stärken, und bat um einen Gehülfen und Nachfolger im Amte. Nachdem der Substitut nun berufen und von ihm eingeführt war, so predigte er vor der versammelten Gemeine noch einmal aus der ganzen Kraft und Fülle seines Herzens und ermahnete sie zur Liebe und zum Frieden unter einan-

der. Sodann ging er in eines Jeden Haus und bat ſie, bis zu ſeiner Heimkehr bei der reinen Lehre zu bleiben, auch für ihn zu beten und ſein in Liebe zu gedenken. So reiſete der alte Prediger unter lauten Segenswünſchen ab und ihre Thränen brachten ihm das Opfer des gerührteſten Dankes. Der Nachfolger des Alten, ein junger, rüſtiger Mann, trat in ſein Amt ein und nach einem Jahre las man in der Zeitung, daß der alte Prediger im fremden Lande geſtorben ſei. — Der junge Subſtitut war ein friedlicher Mann, der Allen recht ſchien und an den man ſich leicht gewöhnte, ſo daß bald der Alte vergeſſen wurde.

Nach einiger Zeit fand ſich am Meere in einer der großen unterirdiſchen Höhlen des Bakenbergs, der Grenze dieſes Sprengels, ein uralter Einſiedler, mit langem, weißem Barte und von ſeltſam bekanntem und doch unbekanntem Weſen ein. Er übte die Heilkunde unentgeltlich und mit vieler Freundlichkeit an Armen und Reichen aus; doch nicht die nur für den Leib. Auch die Seelen bedachte er mit chriſtlichem Rath und Zuſpruch und redete ihnen aus eigner Erfahrung durch allerlei Gleichniſſe und Exempel ſo kräftig und einfältiglich an's Herz, nachdem er ihre Krankheiten geheilt hatte, ſo daß ſeine Höhle viel mehr als die Sonntags-Kirche ſich füllte und er ihr ganzes Vertrauen gewann. Man wußte nicht, woher er gekommen ſei, noch aus

welchem Volke oder Geſchlechte er ſtamme. Er nannte ſich nur Theodoſius und ſeine ſeltſame Umhüllung mit Kutte und Kappe fiel bald nicht mehr auf. Jedermann hatte ihn lieb gewonnen wie einen alten Freund und befolgte gerne daher ſeine Lehren. So wirkte er vieles Gutes bis an ſein Ende, gleichwie ein Apoſtel der Armen und wie ein Vater des Volks. Endlich entſchlief er in Frieden und ſeine Werke folgten ihm nach. Erſt nach ſeinem Tode fand man in ſeinem Siegelringe ſeinen Stand und Namen gezeichnet. Es war ihr alter Prediger in dieſer ſeltſamen Umhüllung geweſen.

Alſo erfülle deinen Beruf, o Menſchenkind, wenn nicht in der Ordnung, doch außer der Ordnung; und thue deine Pflicht, wenn nicht als ein Bekannter, doch als Unbekannter; denn die Wahrheit zu thun iſt immer Noth! nicht blos zur Zeit, ſondern auch zur Unzeit!

XXIII.

Das erste Gebot.

Abram, Tharas Sohn, ging einst, ein Knabe von zwölf Jahren, der Schaafe zu hüthen im Lande Syrien an einem schönen Frühlingsmorgen. Er hatte zu dem lebendigen und dem allmächtigen Gott gebetet: „Bewahre mich, Herr, vor allem Übel!" Da wandte er die Augen um und erblickte auf einem baumreichen Hügel ein üppiges Götzenbild von Gold stehn, welches die Einwohner Militta nannten. Von dem Hügel herab ertönte eine berauschende Musik und lockte ihn zu einer Schaar dort tanzender Jünglinge und Mädchen unwiderstehlich hinan. Sie umtanzten in wilden Sprüngen die Göttin der fleischlichen Liebe und berauschten sich mit feurigen Weinen zu der ausgelassensten Lust. Noch stand der Sohn Tharas mit innerem Grauen da und betrachtete mit Abscheu ihre wohllüstigen Bewegungen. Doch bald zogen sie, halb bittend, halb zwingend, den Sträubenden hinein in ihren Kreis und bewogen ihn zum heidnischen Tanze. Schon schwindelte sein Geist und sein Herz neigte sich dem üppigen Dienste der Göttin zu. Aber plötzlich ergriff ihn ein heiliger Zorn. Hoch schwang er seinen Hirtenstab,

entriß ſich ihren umklammernden Armen und Händen und ſchmetterte mit Einem gewaltigen Schlage das goldne Götzenbild zu Boden, ſo daß an demſelben Arme und Beine zerbrachen und das lockige Haupt der Militta in den Staub rollte. Starr vor Schrecken ſtand die ganze abgöttiſche Schaar da und wartete auf die Rache der Göttin gegen den Frevler. Abram aber ſchwang muthig und freudig, wie gegen einen Löwen, ſeinen Stab und rief mit lauter Stimme: „Das ſind euere Götter von Menſchenhand gemacht! Kein Odem wohnt in ihrer Bruſt, keine Kraft in ihren Armen, keine Seele in ihrem Haupte. Sie können ſich ſelbſt nicht helfen, viel weniger Euch! Darum betet an den einigen und lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und dienet ihm allein; denn Er iſt der Herr."

Da nun die Götzendiener ſahen, daß dem kühnen Knaben nichts Übels geſchah, ſo verehrten ſie ſeinen hohen Muth, lachten das Götzenbild aus und folgten ihm nach zum Dienſte des lebendigen Gottes.

Abram aber ſang dem Herrn das Loblied, welches begann: „Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir! Denn ich bin deine Stärke und dein ſehr großer Lohn." Das heißt: „Seid ſtark im Herrn und in der Macht ſeiner Stärke!"

XXIV.

Die Sibylle.

In dem alten Rom erſchien einſt eine hehre Jungfrau, welche dem Senate für ein groſses Gewicht Goldes ihre Weiſſagungen über die Zukunft der Stadt in neun Büchern darbot. Aber der Senat wies ſie zurück, weil er den Preis gar zu hoch fand. Darauf verbrannte die Sibylle auf offnem Markte drei dieſer Bücher und trug die ſechs übrigen zu gleichem Preiſe dem Senate an. Da die verſammelten Väter mit Verwunderung und Unwillen dieſen zweiten Antrag zurückwieſen, verbrannte die Sibylle abermals vor den Augen alles Volks drei derſelben, und fragte zum letzten Male den Senat, ob er die letzten drei Bücher göttlicher Offenbarung zum Heile des römiſchen Volks für die verlangte Summe erkaufen wolle, oder den Zorn der ewigen Götter auf ſich laden. Die Väter, durch dieſe Mahnung erſchreckt, fragten die Prieſter, Wahrſager und Zeichendeuter um Rath, was nun zu thun ſei. Ihre Antwort war: „Die Ausſprüche der Götter ſind viel köſtlicher, als alles Gold. Erkauft ſie für jeden Preis zum Heile Roms!“ Sogleich nun wog der Senat der Sibylle das Gold zu und nahm dage-

gen die drei Bücher der Weisheit, welche man in dem Tempel des weissagenden Gottes sorgfältig in einer verschlossenen Lade aufbewahrte. Die hehre Sibylle aber vertheilte das Gold unter die Armen der Stadt und sprach: „Die Götter senden Euch dieses, nachdem Ihr die bessere Gabe in den heiligen Büchern nicht zurückgewiesen habt. Befragt sie immer daraus zur Zeit der Noth!" Also nahm die Prophetin Abschied und ward nie mehr gesehn. Die römischen Väter aber, wenn dem Reiche ein Verderben bedrohte, schlugen die sibyllinischen Bücher auf, und was man zuerst darin las, das diente immer zur Errettung der Stadt. So bewährte sich der Seherin Ausspruch, und erst, als bei der Eroberung Roms die drei heiligen Bücher verbrannten, ging das Reich des Romulus unter.

Bewahre das Wort der Weisheit und schätze es höher, als alles Gold, denn es ist dein Leben und wird deine Tage verlängern!

XXV.

Der König und die Thiere.

Ein groſser König hatte durch die Treuloſigkeit ſeiner Diener Krone und Reich verloren. Verkleidet als ein armer Pilgrim wanderte er in die Einöde, da ſein Nachfolger ſchon einen hohen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatte. Niemand geleitete ihn, als ſein treuer Hund. Der verfolgte König zog durch Wüſteneien, die kein Menſchenfuß betreten hatte, und kam endlich über ein ſteiles Gebirg in einen ſehr groſsen Wald. Hier, von allen Menſchen getrennt, fand er endlich, faſt verſchmachtet vor Durſt, auf einer grünen Wieſe eine klare Quelle, die aus einer Felſenwand entſprang, und fand auch in dem Berge eine geräumige Grotte, die er ſich zur Wohnung erwählte. Ein wilder Feigenbaum, der die Grotte überſchattete, gab ihm eine ſpärliche Nahrung. Doch hatte er ſich mehrere Getreidekörner von Hauſe mitgebracht, welche er in die fruchtbare Erde ſtreute, nachdem er mit Hülfe ſeines Hundes den Boden durch einem ſelbſtgemachten Pflug aufgeriſſen. Seine undankbaren Diener ſuchte er zu vergeſſen und bald erſchien ihm ſeine vorige Herrlichkeit und Macht nur wie ein dunkler Traum. Seine erheiternde Be-

ſchäftigung in dieſer ſtrengen Einſamkeit war, daß er allerlei Thiere, die neugierig zu ihm heran kamen, zu zähmen und zu erziehen ſuchte. Er lockte ſie erſt an ſich, indem er ihre Stimme nachahmte, und gewann ihre Zuneigung dann bald durch dargebotenes Futter, welches er mit vieler Mühe für ſie ſammelte. Nach einigen Jahren ſchon gab ihm ein üppiges Kornfeld Brodes die Fülle. Bald auch wuchſen Pomeranzen und Feigen auf den in der Wildniß gefundenen, nun umgepflanzten und gepflegten Bäumen. Auch bald bedeckten wohlſchmeckende Erdbeeren und Melonen ſein nahes vom Felſen eingehegtes Gärtchen, und der köſtlichſte Wein reifte ihm an der Granitwand empor. Endlich fand er auch gute Geſellſchaft bei den gelehrigen Thieren und ſein treuer Hund diente ihm oft zum Dolmetſch. Nach und nach lernten die Kreaturen von ihm menſchliche Weiſe und achteten gefällig auf alle ſeine Winke. Wenn er dann Morgens mit klarer Stimme dem Schöpfer der Welten ſein Loblied ſang, ſo ſchwiegen ſeine zwitſchernden Vögel und horchten andächtig zu. Der Löwe legte ſich zu ſeinen Füßen nieder und blickte ihn feierlich an. Das Reh lehnte ſich liebkoſend mit dem Kopf an ſeine Schulter und der Hund leckte ehrerbietig ſeine Hände. Selbſt der Adler in hohen Lüften vergaß ſo lange ſeine Raubſucht und ſchwebte unbeweglich über ſeinem Haupte, bis der Ge-

sang geendet war. So wurden die Thiere seine Freunde. Er verband ihre Wunden und heilte ihre Krankheiten. Sie hingen an ihm, wie sein Volk, und ihre treue Liebe that ihm wohl. Noch immer ein König, herrschte er über die unvernünftigen Kreaturen und erzog sie zum göttlichen Ebenbilde, nachdem die Menschen ihn treulos verlassen hatten.

Der Große bleibt immer König, ob die Menschen ihn verehren, ob sie ihn verlassen; denn seine Macht ist von Oben.

XXVI.

Der Herr und die Bienen.

Ermüdet durch das verworrene Treiben der Menschen, die dem Reiche Gottes widerstrebten, setzte der Herr sich einst in der Wüsten unter einem hohlen Baume hin, darin fleißige Bienen ihren Honig trugen. Eine jede sammelte für sich selbst zum Wintervorrathe des süßen Saftes doch nicht genug. Denn sie kannten noch nicht die Wohlthaten eines Staats. Da sprach unser Herr zu den Bienen: „Ihr Armen, was sammelt ihr so einsam und machet euch viel Mühe und Arbeit? Ich will euch zu einem Reiche des Friedens

verbinden, ſo wird euere Arbeit geſegneter ſein." Die Bienchen hörten ihm aufmerkſam zu und klatſchten mit ihren Flügeln ihm Beifall und Dank.

Da wählte der Herr eine Königin unter ihnen und gab ihr ſofort eine ſchlankere Wohlgeſtalt und befahl ihnen, ihr zu bauen eine königliche Zelle und ordnete die Drohnen als ihre Männer um ſie her, und machte ſie zur Mutter ihres ganzen Volks. Dann ſchuf er in den übrigen Arbeitsbienen, neben ihrem raſtloſen Fleiße, einen edlen Kunſtkreis, ſich in geregelten Zellen um ihre Königin her anzubauen, und ſenkte in ihre Bruſt einen feſten Gehorſam, ihr ohne Wandel zu dienen und ſie, als ihre Mutter, nie zu verlaſſen. Er nannte ſie den Weiſer, um ihnen allen den Weg zu weiſen. — Wohin ſie flog, dahin mußten ſie ihr nachfolgen, und wo ſie ausruhete, da mußten ſie neben ihr weilen. Alſo gründete unſer Herr den Bienen-Staat, als ein Gleichniß ſeines göttlichen Reichs. Dieſer Staat beſteht noch zur Beſchämung der Menſchen, wenn ihre Staaten oft wanken und durch Uneinigkeit ſinken, feſt und unerſchüttert bis auf den heutigen Tag, eine Ordnung Gottes im hohlen Baume. —

O Menſchenkind, lerne von den Bienen durch Gehorſam gegen die Geſetze Gottes zu halten das Band des Friedens!

XXVII.

Der Fiſcher und ſein Glück.

Ein armer Fiſcher, Vater von ſechs unmündigen Kindern, zog einſt auf's Meer bei ſtürmiſcher Nachtzeit; denn er hatte kein Brod mehr im Hauſe, um die Hungrigen zu ſpeiſen. Die Mutter der Kinder war jüngſt auch geſtorben, ſo mußte er ihnen Alles in Altem ſein. — Mit dunklen Wolken war der Himmel bedeckt und ſein ſchwacher Kahn widerſtand kaum der Macht der Wellen. In Sorgen um Nothdurft und Nahrung ſchiffte er ſo dahin, und bitterer dünkten ſie ihm als der Tod. Da thürmte ſich vor ihm auf eine hoch brandende Welle und beugte ihren furchtbaren Schaumkamm ſchon über ſein Boot hin. — „Ach," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſchiffe nicht mit der irdiſchen Sorge und Traurigkeit, die den Tod bringen, ſchiffe mit dem allmächtigen Gott, der Wind und Meer ſtillen kann!" Dieſer Gedanke ward alsbald zum Gebet und ſiehe, die Welle rollte vorüber, welche ihn zu verſchlingen drohte. Da lobete er ſeinen Gott und von nun an ſchiffte er nie mehr mit der lähmenden Sorge, ſondern nur mit dem ſtarken Gott und ward ein neuer Menſch. Sein Glaube hatte ihm alſo geholfen, ſein Fiſchfang ward

gesegnet und am Morgen kehrte er mit einem reichlichen Zuge zurück. Dafür nun kaufte er seinen Kindern Brod und Kleider, er besserte sein Boot, seine Segel und Netze aus und lobete dann den Herrn. Seine Kinder waren nicht mehr verwaiſete, denn sein Glaube hatte auch ihnen einen Versorger gegeben. Sie wurden einträchtiger unter einander und die Älteren behüteten die Jüngeren, die Klügeren die Blöden, als wenn noch die Mutter, wenn der Vater auf die See fuhr, ordnend unter ihnen wäre. — So wuchs sein Hauswesen an Wohlstand, Zucht und Ordnung und die Nachbaren fragten ihn: „Woher kömmt denn dir all das Glück, da du sonst so arm warst?" Der Fischer sprach: „Ich fuhr früher nur allein, nun habe ich einen Macker gefunden, der meine Netze füllte. Ich fahre mit Gott." Einige der benachbarten Fischer dachten: „Er hat einen Schatz aufgezogen und will es nicht sagen." Andere dagegen nahmen sein Wort zu Herzen und fuhren, wie er, mit Gott aus und wurden gleich ihm gesegnet.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, dann wird euch alles Andere auch zufallen!

XXVIII.

Die verzauberte Prinzessin.

Aus dem Süden Deutschlands kam ein junger Pilgrim zu dem nördlichsten Seestrande und sah zum ersten Male das unendliche Meer. — Tief gerührt sank er auf seine Kniee nieder und betete an den Schöpfer der Felsen und des Meeres. Denn das hohe, steile Kreideufer und die offne See redeten zu ihm, wie ein Wort des allmächtigen Gottes. — Nach einer guten Weile stieg er auf einem bequem geschlungenen Fußpfade durch grüne Buchenschatten zum Ufer hinab. Und wie er nun so wanderte am Meeresstrande, sah er plötzlich auf einem sehr großen Steine, von Wellen umbraust, eine wunderschöne Jungfrau in prächtigen Purpurkleidern sitzen, angethan mit dem köstlichsten Geschmeide. Mit der größesten Anstrengung wusch sie ein blutbeflecktes Mannshemde und heiße Thränen stürzten aus ihren Augen in die Wellen, denn das dolchdurchbohrte Hemde blieb blutig wie es war.

Still und lange betrachtete der staunende Jüngling dieses Wunder, doch endlich brach er aus: „Was schaffest du, allerschönste Prinzessin, hier am Meere an einem Sonntag-Morgen und bist so sehr betrübt?"

Mit einem unendlichen Jammerton, wie wohl noch niemals gehört iſt, wandte ſich die Waſchende zu ihm um und rief: „Ach, ach, ach, daß du doch das rechte Wort geſprochen hätteſt!“ „Was iſt denn das rechte Wort?“ fragte der tieferſchütterte Jüngling. Sie ſah ihn mit ihren dunklen, ſeeblauen und thränenſchweren Augen gar lieblich und wehmüthig an und ſprach zu ihm: „Das rechte Wort iſt: „Gott helf!“ — Hätteſt du mit dieſem Worte heute mich begrüßt, ſo wäre ich erlöſet von all meiner Qual. Ich wäre dein Ehgemahl mit allen großen Schätzen dieſes Bergs geworden. Nun muß ich abermals tauſend Jahre waſchen, bis meine Erlöſung nahet und du wirſt mich niemals wiederſehn.“

Mit dieſen Worten verſchwand die herrliche Maid vor den Augen des Jünglings, aber der Trauernde ſchrieb mit einem Stückchen vom Kreideberg an den großen Stein, darauf die Waſchende ſaß: „Gott helf, Gott helf dir!“ Ob es ihr wohl geholfen habe? Er hoffte es und hoffte es auch nicht. Stille war es rings geworden. Als er aber das hohe Kreideufer der Stubenkammer wieder hinanſtieg, da meinte er von Neuem zu hören das emſige Waſchen am großen Steine. — Ihr Blick und ihr Jammer hatten ihm das Herz gebrochen. Tief betrübt kehrte er heim und iſt auch nie

wieder froh geworden, weil er das rechte Wort nicht ſprach, um die Geliebte zu erlöſen.

Gott helf! iſt das rechte Wort; lerne es bei Zeiten ſprechen, um dich und Andere zu beglücken!

XXIX.

Der König und der Bauer.

Ein König zog einſt mit ſeinem Kriegsheer bis an die Grenzen ſeines großen Reichs und übernachtete unerkannt bei einem Bauer. Dieſer nahm ihn als einen Fremdling gaſtfrei auf und ſpeiſete ihn von den Früchten ſeines Feldes. Der Bauer hatte ſechs rüſtige Söhne und ſechs Töchter, die wie Ölzweige um ſeinen Tiſch her ſaßen, und ſeine Frau war, wie ein fruchtbarer Weinſtock, die Ehre ihres Hauſes. Ein Friede wohnte in ihrer kleinen Hausgemeinde und eine Freude an dem einfachen Mahle, wie der König ſie noch nie geſehn hatte. „Woher kömmt denn dir," ſprach der König verwundert, „all das ſtille Glück, das ich bisher entbehrte?" „Ich weiß es nicht," verſetzte der Bauer, „es ſei denn, daß der Geber aller guten Gabe es mir aus Gnaden beſcheerte. Ich bete und ich arbeite alle Tage und ich ſorge dann nicht um den andern Morgen.

Das Brod fehlte uns noch nie auf dem Tiſche und der Friede noch nie im Herzen. So ſind unſere Kinder groß geworden. Bald löſet der älteſte Sohn mich ab und die älteſte Tochter tritt für die Hausmutter ein. Dann haben wir Alten ruhige Tage. Gott ſegne nur unſern guten König, der mir dieſes Gütchen zur niederen Pacht gab! Mögte er doch ihm, bei allen ſeinen großen Mühen und vielen Arbeiten im Kriege und Frieden ſo freundlich ſein, gleich wie uns!" Der König neigte traurig das Haupt, ſeufzete tief auf und nahm dann am Morgen Abſchied von den glücklichen Bauersleuten. „Betet immer für mich," ſprach er ſcheidend, „und wiſſet, wenn ich nicht König wäre, ſo mögte ich Bauer werden, wie ihr." So verließ er die Staunenden und Segnenden.

Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat, darum ſehet zu, daß ihr reich werdet in Gott!

XXX.

Die Thräne des Herrn.

Da unſer Herr noch auf Erden wandelte und einſt mit ſeinen Jüngern dem herrlichen Jeruſalem nahete, weinete er über die unglückliche und tiefverblendete Stadt und verkündigte, daß ſie, weil ſie die Hand des Erbarmers verſchmähete, ihrem unerkannten Verderben entgegenreifen werde. Alſo der Herr der Welt hatte für die verſtockten Sünder nichts, als eine Thräne des göttlichen Mitleids? — Dieſe heilige Thräne fiel in den vorüberrauſchenden Bach Kidron, aber ſie vermiſchte ſich nicht mit ſeinen trüben Waſſern, ſondern ſank wie ein gediegnes Erz tief in den Erdengrund hinab. Nach einem langen Jahrtauſend fand ſie einſt eine arme von der Welt verſtoßne Waiſe unter den Kieſeln des Bachs. Sie war der ſchönſte Diamant geworden und das Kind trug ſie in ſeines Königs Haus, der es dafür hoch belohnte und wohl erziehen ließ; denn alle Kenner bewunderten das ſeltne Waſſer und hohe Feuer des Edelſteins und freuten ſich ſeines lieblichen Glanzes, Niemand aber wußte ſeinen heiligen Urſprung. — Der wunderbare Diamant der Thräne Gottes blieb ein hoher Talisman in dieſem Königsge-

ſchlechte, und ſo lange er im Hauſe war, bewahrte es den Frieden, der höher als alle Vernunft iſt.

Der Thränen-Diamant iſt das Mitleid der chriſtlichen Liebe. Bewahre es gegen Feind und Freund, ſo wird auch der Friede Gottes bei dir wohnen und dein Haus bauen helfen.

XXXI.

Die blutigen Schweißtropfen des Herrn.

Da unſer Herr im Garten Gethſemane ſich zum nahbevorſtehenden Kreuzestode bereitete und am Ölberge, betend und knieend, heftiger rang für die Sünden der Welt, fiel ſein Angſtſchweiß wie Blutstropfen auf die Erde, denn es galt die Erlöſung des Menſchengeſchlechts. Aus einigen dieſer Tropfen, welche ſich mit dem Nachtthau vermiſchten, entkeimten ſofort ſchöne blutrothe Roſen, die am Tage ſeiner Auferſtehung ſchon in voller Blüthe ſtanden und den ganzen Garten ſtark und ſüß durchdufteten. Andere Tropfen aber fielen in ein ſteinigtes Land, und da ſie den harten Kies nicht erweichen konnten, färbten ſie ihn mit glühendem Abendroth und machten ihn klar, wie Kriſtall, indem ſie ihn tiefer in den Erdboden hinabſenkten. Nach

langen, langen Jahren, als der heilige Tempel schon längst verbrannt war und von der Burg Zion und von der prächtigen Stadt kein Stein mehr auf dem andern geblieben, grub ein armes israelitisches Weib hier nach einem Heilkraut für ihr krankes Kind. Statt dessen fand sie einen dieser hellen blutrothen Steine. Sie legte ihn ihrem todtkranken Säugling auf's Herz und siehe, er ward gesund zu derselbigen Stunde. Der Stein ging wieder verloren. Eine alte Prophezeihung aber spricht: „Es sei der Stein der Weisen und wer ihn wieder findet, der werde der Glückseligste unter allen Menschenkindern."

XXXII.

Der Herr und der Bettler.

Als der Herr noch auf Erden wandelte, begegnete ihm einst ein Bettler, der ihn um einen Zehryfennig bat, wiewohl er einen Sack voll Brodes auf dem Rücken trug. Der Herr fragte ihn: „Was hast du in deinem Beutel?" Der Bettler sprach: „Mein erflehetes Brod." Der Herr sprach: „Warum bettelst du denn um das leibliche Brod, da du noch hast?" Der Bettler antwortete: „Damit ich auch noch morgen und über-

morgen habe." Der Herr sprach: „Bitte zuerst um das geistliche Brod, so wird dir auch alle leibliche Speise zufallen und nichts dir mangeln können." Der Bettler aber fragte ihn: „Woher soll ich nehmen das geistliche Brod? Zeige es mir!" Der Herr antwortete und sprach: „Ich bin das geistliche Brod. Folge mir nach, so wird dich nicht mehr hungern, denn der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht."

Der Bettler folgte unserem Herrn nach und zu derselben Stunde ward er ein neuer Mensch. Es hungerte ihn nicht mehr nach den Lüsten dieser Welt, die ihn in Armuth versenkt hatten: sondern er lernte mit seinen Händen schaffen etwas Gutes, daß er sich selbst nährte und auch hatte zu geben den Dürftigen. Da sprach der Herr zu ihm: „Siehe, seeliger ist Geben, als Nehmen!" Der Jünger aber antwortete ihm und sprach: „Ja Herr, seeliger ist Geben als Nehmen." Der Meister lächelte und sprach: „Doch ist auch seelig das Nehmen. Denn ich habe um deine Seele geworben und du hast sie mir gegeben. So wird der Nehmer mit dem Geber seelig werden."

Wir Alle sind Bettler auf Erden und bitten um das ewige Leben. Die Gabe der Liebe ist dieses Leben und sie macht den Nehmer wie den Geber seelig.

XXXI.

Der Herr und die Tauben.

An der keimenden Frühlingssaat ging einst unser Herr vorüber und segnete sie, daß sie reichere Frucht bringe. Da kam eine Schaar weißer Tauben geflogen, und ließ sich auf das Ackerfeld nieder, um ihren Hunger zu stillen. Der Herr des Ackers aber lief aus seiner Hütte hervor und scheuchte scheltend sie mit Steinwürfen weg, indem er eine derselben tödtete. „Die bösen Tauben!" sprach er zu dem unbekannten Wandersmann, „sie raffen mir meine Weitzenkörner weg und zerstören meine gute Saat, die ich gesäet habe. Ich mögte sie alle tödten, wie jene eine da, wenn sie in meiner Hand wären!" Der Herr aber fragte ihn und sprach: „Weß ist der Acker und weß sind die Weitzenkörner, welche du hineinstreuetest? Bist du etwa mehr, als ein Haushalter, der einst mir Rechenschaft thun soll? Darum gönne meinen Kreaturen die Körner des Überflusses, wenn es dir wohl geht! Damit du aber wissest, daß ich Macht habe zu segnen und Macht zu strafen, so gieb mir die erschlagne Taube her!" Der Landmann gab sie dem Herrn mit zitternder Hand, und alsbald entfaltete sie ihre Flügel und flatterte zur gesel-

ligen Schaar hin. Da sprach der Herr zu den Tauben, als er den erschrocknen Landmann anbetend zu seinen Füßen sah: „Kommet alle wieder!“ Und sie kamen alle wieder und setzten sich auf den grünenden Acker und nährten sich von den entblößten Körnern des Überflusses, die der gütige Herr ihnen anwies. Das Feld aber trug hundertfältige Frucht und der bekehrte Landmann lobete den Herrn Herrn.

Soll dein Brod gesegnet sein, so gönne aller Kreatur Gottes ihr Theil von deinem Überflusse und geize nicht damit!

XXXIV.

Der zerbrochne Ring.

Ein Hausvater theilte sterbend unter seine drei Söhne das Erbe, welches in einem einzigen Ringe bestand, folgendermaßen. Der Ring, welcher wunderſame Kräfte hatte und von unschätzbarem Werthe war, sollte dem ältesten Sohne bis zu den Jahren seiner Mannheit zu eigen verbleiben, daß er ihm wuchere durch weisen Gebrauch zum Heil seines Hauses und an allerlei Gütern ihm die Fülle gebe. Dann aber sollte der Ring in die Hand des Jüngeren übergehn,

der ihn ebenfalls bis zu den Jahren der Mündigkeit brauchen sollte, ob er damit sich und die Seinen versorgen und beglücken mögte. Zuletzt sollte der Wunderring in die Hand des Jüngsten übergehn, daß er ihn bis in den Tod bewahren und die Welt damit einst erlösen mögte von allem Übel. Die Söhne aber waren mit dem Testament des Vaters nicht zufrieden und entzweiten sich über diesen Wunderring. Der Älteste achtete die Zeit seines Besitzes zu kurz, weil er den Jahren der Mannheit schon nahe war. Der Mittlere war mit der kurzen Zeit des Besitzes noch weniger zufrieden. Der Jüngste endlich mogte nicht so lange warten, bis seine Zeit gekommen sei. Ein Jeder von ihnen verlangte den ganzen Besitz des Ringes und alsbald. Der sterbende Vater trauerte über den Zwist seiner Kinder und zerbrach den wunderbaren Ring. — Da waren aus Einem drei ganz gleiche Ringe geworden. Er theilte sie nun aus unter seine drei Söhne und sie waren das wohl zufrieden.

Der Vater aber sprach sterbend zu ihnen: „Meine Kinder! Ihr habt das höchste Glück zerrissen durch euern Neid, das ist das Unaussprechliche, was vom Himmel sinkt und nicht mit Augen gesehn wird. Glücklich aber werdet ihr durch jene schwächeren Ebenbilder des heiligen Rings dennoch werden. Aber die Decke wird erst von den Augen eures Geschlechts hin-

wegsinken, wenn der späteste Erbe die drei Ringe wieder zusammenschmilzt und den so wieder hergestellten ursprünglichen Ring zum Heil aller Menschen gebraucht." — Darauf schloß der Sterbende die Augen und die räthselhaften Ringe blieben in den Händen seiner Söhne. Sie brachten einem Jeden unter ihnen auch ein besonderes Glück, welches sich auf alle ihre Nachkommen vererbte. Doch mischte sich zugleich auch manches Unglück hinein und eine unaussprechliche Sehnsucht, die sich nie erfüllte, blieb ihnen zurück. Sie wurden zwar glücklich, aber nicht glückseelig, denn, wie der Scheidende es weissagte, das höchste Glück ward zerrissen durch ihren Neid.

Wisset, der scheidende Hausvater ist der Regierer der Welten. Seine Söhne sind die Christen-Völker der Erde. Der Wunderring aber ist die wahre Religion. In verschiedne christliche Confessionen ist sie zerbrochen. Der letzte Erbe ist das tausendjährige Reich. Erst dann sinkt die Decke von Israel ab und die Fülle der Heiden geht ein zu Einem Hirten und zu Einer Heerde. Der wieder zusammengeschmolzne Ring aber ist das neue Jerusalem, was rein vom Himmel herabfällt, wo Gott selbst die Sonne ist und das Menschenherz der alleinige Tempel. Dann höret alle Sehnsucht auf, denn Gott ist Alles in Allem worden.

XXXV.

Das Meer und die Auſter.

Eine Auſter, welche von den Meereswogen hin und her geworfen wurde, beklagte ſich einſt gegen das Meer und ſprach: „Warum, o Mutter, läßt du mich nicht in deinem Schooße ruhen, ſondern ſchnellſt mich bald an Felſenſteinen, ſo daß alle meine Glieder krachen, bald hüllſt du mich ein in grünen Tang, um, ausgeworfen an der Küſte, zu verſchmachten, endlich gar läßt du mich vom Menſchen fangen, um ſeine Tafel zu ſchmücken und unter ſeinen Zähnen zu ſterben. Bin ich nicht eben ſo gut wie deine Robben und Eisbären, welche deine Fluth durchſchwimmen, wohin ſie wollen, und ausruhen auf deinen Klippen, wo es ihnen beliebt und wo kein Menſchengeſchoß ſie erreichen kann? Aber du haſt mich immer ſtiefmütterlich verſorgt und wirfſt mich aus, wie einen Kieſel.“ Das Meer ſprach erwiedernd: „Warum beklagſt du dich, meine Tochter, als thäte ich dir Unrecht? Du haſt mit deiner Geburt auch deine Beſtimmung, wie jedes meiner Kinder empfangen. Erfülle ſie und ſei zufrieden mit deinem beſchiednen Theile! Nicht ſelbſt haſt du dir das Leben gegeben, noch dein Loos dir gewählt.

Es ſteht auch nicht in meiner Macht, was ich aus meinem Schooße gebären will. Die Hand des Allmächtigen hat dich bereitet. Als Auſter füllſt du eine Stelle in ſeiner ewigen Ordnung aus, ſonſt wärſt du nichts. Thue alſo ſeinen Willen und murre nicht!" Betrübt ſchwieg die Auſter und das Meer hüllte ſie tiefer in ſeinem Schooße ein.

Wer biſt du, Sterblicher, daß du mit deinem Schöpfer rechten wollteſt?

XXXVI.

Das Geſpräch der Blumen.

An einem frühen Sommermorgen, da der perlende Thau noch auf den Blättern blinkte, führten einſt die Blumen eines einſamen Gartens folgendes Geſpräch: Die Roſe, als Königin der Blumen, ſprach zuerſt mit holdem Munde: „Wie freue ich mich unter euch Schweſtern meiner edlen Jugend und meiner üppigen Wohlgeſtalt und meines erfriſchenden Duftes, womit der Schöpfer mich hoch beglückte, um Viele zu erfreuen! Iſt auch mein Leben nur kurz, ſo iſt es doch reich an heiliger Wonne." Die Nelke ſprach dar-

nach: „Auch ich freue mich der Fülle meiner Blätter und der Gluth meiner Farben und des würzigen Duftes, die dem Gärtner wohlgefallen, wenn er meinen schwanken Stengel am Stabe zart bindet. Kann ich auch mit deiner Schönheit, Fülle und Jugend, o Königin, mich nicht vergleichen, so weilet doch mein empfindsam Herz gerne bei der feinen Zeichnung meiner Blätter und bei ihren zartgefärbten Streifen, die dem Regenbogen nachahmen.“ Die weiße Lilie erhub nun prieſterlich ihr Haupt und ſprach: „Wie könnte ich mich wohl unſerer Königin gleich ſtellen, die Götter und Menſchen erfreuet! Dagegen iſt meine Luſt nicht von dieſer Erde, denn die Sonne hat ihr Ebenbild auf meine Stirne gedrückt. Ich öffne ihr, wenn ſie frühe mich anblickt, meinen leuchtenden Kelch und bringe ihr auf meinem Altare den Weihrauchduft des wohlgefälligen Dankes dar. Ich ſchließe ihn erſt wieder, wenn ſie ſich in's Meer hinabtaucht. Die Menge geht an mir leicht vorüber, aber der Denker weilet und blicket tief hinab in meinen reinen Kelch, wo Anbetung und Frömmigkeit wohnen. So diene ich einer höheren Herrin und bin froh.“ Die Hyazinthe ſprach gebeugt: „Frühe Liebe des erſten Frühlingsſtrahles hat mich geſchaffen. Aus dem weichen Schooße meiner heiligen Mutter ſtieg ich ſchon im ſchmelzenden Schnee auf. Kühlend durchdrang er mein duftendes Blut. Zarter

färbten ſich meine Glocken am milderen Sonnenſcheine und meine bleichen Wangen erröthéten bei ſeinem erſten Kuſſe. So freuet ſich auch mein die demüthige Jungfrau und ſtecket mich in Hoffnung an ihren ahnenden Buſen.“ Das Veilchen nahm nun das Wort und ſprach ganz leiſe: „Verborgen im hohen Graſe ſucht mich ein treues Herz. Das häusliche Weib liebt meinen Duft und hält mich werth im Strauße, unter meinen Blättern verhüllt. Wie gerne welke ich dann an ihrem keuſchen Buſen hin! Das iſt mein beſcheidnes Theil, denn wie könnte ich mit euch, ihr hohen Schweſtern, mich vergleichen!“ — Nun ſchüttelte ſchnell die Ranunkel das Köpfchen und ſprach anmuthig ſpottend: „Nicht ſo beſcheide ich mich, wie das Schweſterchen Veilchen, welches mit Demuth ſich ſchmückt. Mit hundert Augen blicke ich, gleich der Roſe, fröhlich um mich her und prange nicht vergebens im Glanze meiner Blätter. Der Lichtſtrahl bricht ſich wohl tauſendfach in meinen Farben und das Auge des Menſchen wird von mir gefeſſelt. Bedeutend und prächtig hat mich der Schöpfer geſchmückt und im Lichten erkennet mich ein gutes Herz.“ Dagegen rief mit lieblichem Munde das Vergißmeinnicht: „Nicht mein vergiß, wohin du gehſt! Doch komm zurück! Mein Auge lacht, das iſt der ſüßen Liebe Macht. Vergiß mein nicht, du biſt mein Glück! O kehre um

und mich entzück'!" Endlich ſprach mit mildem Ernſt die junge Novize Aurikel, wie ein geiſtlich Lied klang's.

„Nahe am Buſen der Mutter Marie
Blüh' ich nur flüchtige Zeit,
Blühe am Anfang und Ende des Jahrs,
Halt' mich zum Scheiden bereit,
Hauche dir weiblichſte Liebe
Aus der zarteſten Bruſt,
Hege dir keuſcheſte Triebe,
Schaffe dir heiligſte Luſt. —
Träume der ewigen Jugend,
Wonnen der früheſten Zeit,
Weck' dich zur höheren Tugend,
Mach' dich zum Sterben bereit." —

In Proſa dagegen rief lachend die Tulipane: „Schaut an die luſtigen Farben alle an unſerem gewölbten Kelche! Nicht wahr, die Wahl wird euch ſchwer? denn wir gelten nur etwas im Chore als Kinder des Regenbogens, der über den Himmel ſich ausſpannt. Laßt uns, ihr zarteren und edleren Schweſtern, im Chore nur gelten, ein fröhlich Völkchen, damit das Gelächter nicht aufhöre!"

So ſprachen die Blumen des Sommers im einſamen Garten. So ſprechen ſie noch zu deinem einſamen Herzen, o Menſch voll ſtiller Liebe und Sehnſucht.

XXXVII.

Das Erndtefeld.

Lichtweiß ſchimmerte ſchon die Flur. Die Sichel ging zu Felde und es ſanken unter ihrem Schwunge die hochreifen Ähren. Der Herr aber der Flur ſtand unter der Eiche und reichte den Schnittern am Ende des Schwades den labenden Trunk hin. Der letzte Sonnenſtrahl färbte mit Purpurgold das reichgeſegnete Kornfeld und zahlloſe Mückenſchwärme ſummten ihr ahnungsvolles Lied in ſtiller Abendluft. Schon aus dem dunkelblauen Meere ſtieg die ſanfte Abendröthe auf in den klaren Himmel, und ſchlang ſich wie ein blutrothes Band um die hochgelbe Erde. — Raſcher erklangen nun die Sicheln der Schnitter und mächtiger häuften ſich hüglige Schwade. Hinter dem ſtarken Mann band die flinke Dirne ihre Garben im Thau — Greiſe und Kinder ſetzten ſie zu Hocken in langen Zeilen hin. Vollbracht war die Arbeit des Tags, der gütige Herr winkte, und alle Diener des Feldes, Knechte und Mägde, Greiſe und Kinder, verſammelten ſich um den gütigen Herrn und jeder von ihnen empfing ſeinen Lohn aus ſeiner reichen Hand. Sodann zogen alle Arbeiter mit ihrem Herrn heim, indem ſie ihre hellen

Stimmen erhoben, zum frohen Saitenklang ihn in ihre Mitte nehmend. Wie süß war die Ruhe nach saurer Arbeit, wie labend der Feierabend nach fleißigem Tagewerke!

O Leben des Menschen, du gleichest dem Erndtefelde! Deine Sichel ist die Zeit. Deine Garben sind die Thaten der Redlichen. Die Schnitter und Binder und Hocker sind mancherlei Gaben und Kräfte der Seele und des Leibes. Die summenden Mückenschwärme dort in stiller Abendluft sind die ahnungsreichen Gefühle. Das Scheidelicht der Sonne auf den vergoldeten Ähren ist die himmlische Hoffnung. Das Abendroth, ein Gürtel der Fülle, ist dein innerer Friede. Der Herr des Feldes ist Gott der ewige Vater der Menschen, die sich am Ende des Tageswerks um ihn sammeln und ihren Lohn empfangen. Der helle Gesang auf dem Heimwege aber sind der Engel Chöre. Der frohe Saitenklang ist das Loblied am Grabe der Frommen. Der labende Abend ist die Ruhe der fleißigen Arbeiter. Inmitten unter ihnen steht der Herr des Lebens, bis der neue Morgen anbricht und die lange Nacht vergangen ist.

XXXVIII.

Das Saitenſpiel und die grüne Saat.

Zur Frühlingszeit zog einſt eine fröhliche Hochzeitsſchaar mit Sang und Saitenſpiel über die grünende Saat hin. Die luſtigen Töne erhuben ihre hellen Kehlen weit und breit ſprechend in mancherlei Zungen, und drangen über Flur und Wald, und ſchwangen ſich endlich ſogar bis in die duftigen Morgenwolken auf, um die ganze Natur zu erwecken. — Rühmend ſprachen ſie unter einander ſo: „Machen wir nicht grüner den Wald, lebendiger die Fluth, klarer die Luft und fröhlicher jede Kreatur? Wie mögteſt denn du, o keimende Saat, über die unſer Adlerflug hinzieht, wie mögte dein grünender Halm, den die Hufe der Roſſe, oder die Füße der Menſchen zertreten, ſich unſerer Schöne nur von ferne vergleichen können? Die Sichel ſchneidet dich ab, wenn du reif biſt, aber wir bringen in jegliches Herz ein und wir beherrſchen alle Gefühle der Menſchen bei Wohl und Weh.

So prahlten die luſtigen Töne über das Feld hin und es lachte die hochzeitliche Schaar dazu. Aber nun gab der Schöpfer der Welten ſeinem grünenden Korne Zunge und Stimme und es neigte tiefer all' ſeine zar-

ten Spitzen im Frühlingswinde und es sprach bescheidentlich: „Ja, ihr hohen klingenden Töne, ihr beherrschet die Menschenherzen, aber ihr verführet sie auch. Reizend, aber treulos ist euere Macht. Hold und lieb klinget ihr nun, doch im nächsten Momente schon seid ihr verhallet. Wir dagegen erfrischen die Sinne und stillen das Herz, denn wir entsenden aus der früchtenden Fülle der schwarzen Erdschollen ein liebliches und weissagendes Hoffnungslicht, weil wir sind des Vaters Gnadengabe. Der Mensch sieht still uns aufgrünen und seinen Acker der Arbeit wie mit einem Sammet bedecken und er lobet seinen Gott, den Herrn, Herrn."

So sprach die grünende Saat und verstummte. Doch frischer blickte sie aus der fetten Erde herauf und die süße Braut senkte ihre keuschen Blicke danksagend tiefer auf sie hinab. — Die lustigen Töne aber hörten sich selbst nur und flogen leichtfertig vorüber, denn das heilige Wort hatte bei ihnen noch keine Stätte gefunden, wo es weilen mogte.

Das heißt: „Schön ist Gesang und Saitenspiel, doch viel schöner ist die grünende Saat."

XXXIX.

Der Jäger, die Gemſe und der Felsborn.

An einem langen und heißen Sommertage einſt kletterte raſtlos ein Alpenjäger durch das Gebirge, die Spur einer Gemſe verfolgend. Durſtig und erſchöpft ſank er endlich an einem Felsborn nieder, der aus der großen Höhe brauſend herabſtrömte und letzte ſich an den kühlen Waſſern. Mit erneueten Kräften erſtieg er endlich das ſteile Felshaupt und erblickte auf dem Gipfel des Bergs die ſchüchterne langgeſuchte Gemſe, wie ſie mit ihm aus demſelben Felsborne trank. Da ſpannte er ſeinen Bogen und legte ſchon den ſcharfen Pfeil auf und war ſeines Schuſſes gewiß. Nun blickte die zitternde Gemſe ihn an und ſprach: „Haben wir doch beide getrunken aus dieſer labenden Quelle und Gott hat unſern heißen Durſt ſo gnädig geſtillt, da wir ſchon verſchmachteten! So ſind wir Gefährten in der Noth geweſen und du willſt mir nun mein harmloſes Leben rauben? Scheue doch die Strafen unſeres Gottes und beflecke nicht den reinen Felsborn mit meinem Blute!“ Der harte Waidmann aber rief ihr entgegen: „Du haſt mir den langen Tag viel Mühe gemacht, mein Blut klebt um deinetwillen am glatten

Geſtein, dein Leben iſt mir verfallen und dein Balg iſt mein Lohn." So verſchloſſen gegen alle Bitten der Gemſe wollte er bereits den Pfeil abſchießen und zielte grade auf ihr Herz. Da rief mit donnernder Stimme der Bergquell ihm zu: „Undankbarer! Vergiltſt du alſo nur Gutes mit Böſem und ſcheueſt nicht den Erbarmer! Siehe, ſeine Schrecken werden dich hier ereilen, wenn du nicht alsbald umkehreſt. Aber er wollte nicht, und erhub noch einmal den niedergeſenkten Bogen und zielte auf den bebenden Gemsbock. Da erſchien dem Staunenden, zwiſchen den Hörnern des Thiers, der leidende und blutende Gott an einem ſchwarzen Kreuze, und blickte ihn gar mitleidsvoll an. — Sofort ergriff ihn ein namenloſer Schrecken, die Todesſchauer liefen kalt durch alle ſeine Gebeine und er ſtürzte beſinnungslos den Berg hinab. Erſt unten im Thale kehrte ſein Bewußtſein zurück, er bereuete ſeine Härte und lobete Gott, der ihn durch heilſame Schrecken gewarnet und bekehrt hatte.

Achtet auf die Zeichen Gottes und laßt euch von ſeinen Schreckniſſen warnen, wenn ihr die Unſchuld verfolgt!

XI.

Der Greis, das Traumbild und der Stern.

Einſt wandelte ein Greis am Ufer des Meeres und gedachte der beſſeren Tage, die nicht mehr da waren. Das Rauſchen der Wellen erneuerte manchen ſchönen Traum ſeines Lebens, der ihn in Hoffnung beglückt hatte, doch unerfüllt blieb. Noch rauſchten die bläulichen Wellen eben ſo lieblich, wie in ſeiner fröhlichen Jugend; noch erzählten ſie ihm, wie damals, von unausſprechlichen Dingen und unendlichem Glücke. — Doch nun ſtand der Sirius ſtatt der Sonne am nächtlichen Himmel über dem Meere und erhellte nur matt und kalt die rollenden Fluthen, als wollte der Stern ſeiner Hoffnungen höhnen. Wehmüthig rief der Greis aus: „O Träume ſind Schäume! Fahr' hin, du goldner Traum meiner Jugend, darin die eitlen Wünſche ſich hüllten! O heiliger Stern der Sterne, lehre mich Wahrheit!" — Stärker blitzte und erglühte der hohe Stern bei dieſem Gebet des Greiſes, als wollte er fragen: „Kannſt du, o Schwacher, auch meine Wahrheit ertragen?" Zugleich aber trat ein freundlicher Mann vor ihn hin und ſprach: „Ich bin der Traum deines

Lebens; was schmähest du mich so? Wisse, o Kurzsichtiger, hätte ich dich nicht bisher so freundlich geleitet und so tröstlich und labend mit dem Munde der Wellen zu dir geredet, längst wärst du schon todt!" Der Greis aber versetzte bitter: „So weiche endlich von mir, du täuschender Traum, und laß mich sterben am Lichte der Wahrheit!" Seufzend entwich der freundliche Bote der Götter und vor ihm stand eine schreckliche und riesenhafte Gestalt mit Augen, leuchtend wie die Sonnen, und rief: „Ich bin die Wahrheit. Kannst du mich ertragen?" — Wie ein Blitzstrahl fuhr es nun durch des Greises Haupt. Er erkannte die ewige Wahrheit, aber ihr Licht tödtete ihn alsbald.

Forsche nicht, Sterblicher, über deine Grenzen hinaus, damit du nicht schaueſt und sterbest!

XLI.

Das tröstende Wunderbild.

Auf einem hohen Berge stand in einer uralten verfallenen Kapelle einst ein tröstendes Wunderbild. Alle Welt wallfahrtete dahin, um an den Lineamenten des Gemäldes den Geist zu erheben und das Herz zu stillen. Regen und Sonnenschein, Thau und Reif, Ha-

gel und Schnee fielen durch das offne Dach auf das uralte Bild; doch verwandelten und verwischten sie es nicht, denn seine Zeichnung und Färbung war von ganz besonderer Art. Aber es verwandelte sich in sich selber nach dem Sinne eines jeden Beschauers, der nur das darin fand, was er sehnsuchtsvoll suchte.

Als Mutter Gottes mit dem Christkinde auf dem Arme, in Wolkenpracht thronend, angebetet von Legionen der Engel, umstrahlt vom himmlischen Lichte, erschien es dem Einen, huldreich ihn benedeiend. Einem Andern dagegen ward es ein Heiland am Kreuze, mit unendlichen Leiden angethan, streng und ernst, für die Sünde der Welt sein reines Leben lassend. Doch aus dem blutigen dorngekrönten Angesichte strahlten die göttlichen Augen, liebevoll und wohlbekannt, eine unendliche Labung in das nach Gerechtigkeit dürstende Herz. Einem Andern wieder stellte sich dieses Bild wie eine Frühlingsaue dar, mit zarten blühenden Gebüschen umkränzt, im frischesten Lichtgrün, von silberhellen Bächlein durchrieselt, über welche entfernte, blaue Alpen mit schneeweißen Zinnen, die röthlichweißen Blüthen überbietend, majestätisch hervorragten. Dem einfachen Naturkinde schwoll das Herz vor Wonne und die Brust erweiterte sich zu unbekannten seeligen Ahnungen der süßesten Lust. Noch einem Andern stellte sich das Bild dar als ein hoher Dom, spitzbogig,

gewölbt und gegiebelt, mit kunstvollem Chor und zartdurchbrochenen, wolkenragenden Zwillingsthürmen geschmückt, im Innern und Äußern sich offenbarend als ein wundersamer Riesenbau, so daß der Pilgrim anbetend niedersank vor dem Meisterwerk der Kunst. — Einem unkünstlerischen Naturkinde erschien es dagegen als ein unendlich wogendes Kornfeld, am friedlichen Gehöfte und Baumgarten prangend, vom leisen Sommerwinde in der Halmenfülle herrlich bewegt, mit einem dunkelblauen Gewitterhimmel umhaucht, darin der Regenbogen hell prangte. Die Sorgenlast sank dem Pilger ab von der Brust, das Herz ward ihm fröhlich und er trocknete von den nassen Augen die Thränen des Danks. Einem heimkehrenden Familienvater endlich wandelte sich dieses Bild zu einer Scene des stillsten häuslichen Glückes um. Er sah sein junges Weib, mit dem süßen Säugling an der Brust, nach ihm, dem Langentfernten, durch das offne Fenster sehnsuchtsvoll ausschauend, die älteren Kinder tröstend um sie beschäftigt und in der alten Wohnstube das bekannte Hausgeräth sauber geschliffen und still geordnet. Es war nach weiter Reise sein geahnetes und erwünschtes Glück im Bilde ihm vorgestellt und er dankte Gott.

So wandelte das Wundergemälde sich um in den glänzendsten Farben und schloß sich dann einem jeden liebenden Herzen wie ein Himmelreich auf. Niemand

von Allen, die an den ausgetretnen Stufen des Altars niederknieeten und beteten, ging ungelabet heim, denn göttliche Gnaden waren mit ihm. —

Dieſes Wunderbild auf hohem Berge gleicht der wahren Religion, welche jedes ſuchende und leidende Herz ſtillt und befriedigt.

XLII.

Das lebendige Waſſer.

Das wahre Glück gleichet einem klaren lebendigen Waſſer, welches ein Bergmann, der nach Golde grub, in dem tiefſten Schachte fand. Schon viele Jahre hatte er gegraben und fand nichts, als wüſtes Geſtein, wiewohl eine alte Weiſſagung ihm verkündigt hatte, hier liege der größte Schatz. In großer Tiefe endlich und am einſamen Grubenlämpchen flimmerte es vor ſeinen Augen wie Gold oder Silber, aber es war nicht Gold noch Silber, es war ein Waſſerquell, der hell und lieblich durch die ſtarren Felſenglieder rann. — Der durſtige Bergmann, faſt verſchmachtet ſchon, ſchöpfte daraus und trank. Und ſiehe, er ward gelabet, wie noch nie. — Denn das Waſſer rann durch ſein Fleiſch und Blut und ging ihm durch Mark und

Bein, wie ein ſüßer Lebensbalſam. Seine Gier nach Golde war erloſchen. Sein Herz ward ſtill, wie der tiefe Schacht, darin das lebendige Brünnlein quillt und friede- und freudevoll klingt, nachdem das wüſte Geſtein mit ſeinem todtliegenden weggeräumt war. Die Verheißung hatte ſich erfüllt, aber anders. Er grub nicht mehr nach Golde in dem tiefen Schachte. Er grub alle Tage nur, um aus der lebendigen Quelle zu ſchöpfen, welche ihn und ſein Haus reichlich verſorgte und der Güter Fülle ihm gab. Denn ſie führte ihn in's neue Leben ein.

Arbeite, daß du dürſteſt! Dürſte, daß du ſchöpfeſt! Schöpfe und letze dich, damit du ſeelig werdeſt! Denn es iſt hohe Zeit.

XLIII.

Der Schmetterling im Roſengarten.

Das ewige Leben gleichet einem Schmetterlinge, der auf eine Roſe ſich ſetzte. Ein Wanderer ſtand daneben und ſtaunte an die Pracht und Herrlichkeit ſeiner zuſammengefalteten Flügel. Denn er meinte wie unter einem grauſchillernden Flor nichts Geringeres als Perlenſchnüre, vermiſcht mit Rubinen, Saphir und

Smaragden, zu erblicken. Unverwendet beſchauete er den ſchönen Zwiefalter eine gute Weile und konnte nicht weg; denn eine tiefe Sehnſucht quell in ſeinem Herzen, daß er die zartverhüllten Flügel aufſchlagen mögte, um ihn in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu ſehn. Immer heißer ward ſein Begehren, immer mehr vergaß er ſich ſelbſt und den Zweck ſeiner Reiſe. Nicht mehr drückte ihn die heiße Sommerſchwüle. Auch keine Sorge machte ihm die dunkle Gewitterwolke, welche über den Roſengarten aufſtieg und ſchon anhub, in blendenden Blitzen und raſſelnden Donnern ſich zu entladen, ihm mit einem Platzregen drohend. Unbeweglich, wie ein Marmorbild, ſtand er vor der üppigen Roſenknospe und ſchaute nur auf den ſeltnen Gaſt, ob er ſich entfalten würde. Siehe, endlich — als wenn er ſeiner zarten Liebe gewahren wollte — ſchlug er plötzlich ſeine Flügel auf und breitete ihre Himmelspracht weit aus über die Roſe, welche an dieſem höheren Lichte erblaßte. Der Entzückte ſah nun, was nur Glücklichſte ſehn können, den reinen Purpur des ewigen Lebens, mit einem tiefen Himmelsblau ſtark umrandet, ohne alle Wolken und Decken. Auf ſeine Kniee ſank er nieder und betete an, Den, der das Alles gemacht hat und in der höchſten Farbenpracht nur einen Abglanz ſeiner Herrlichkeit offenbaret den fleiſchlichen Augen. — Ein Feuer beſonderer Art durchdrang alsbald

den ſtill Schauenden und er fühlte in fremden Schmerzen, wie ſein Herz ſich verklären wollte. So ſtand er vor jenem Purpurflügelpaar entzündet, wie in der Wüſte Horeb der brennende Buſch, der doch nicht verbrannte. Eine Engelsſtimme aus ſeinem Innern aber rief und doch war's, als wenn ſie von Oben herab komme: „Siehe, das iſt deine Seeligkeit!" Und wie die Stimme ſo geſprochen hatte, ſo erhub ſich der Schmetterling vom Roſenſtrauch und flatterte über die Hecke des Gartens hin, und dann über den Buchenwald und ſchwang ſich bis in den Äther auf und verſchwand ihm endlich, wie ein rother Lichtpunkt. Aber der Wiederſchein des ſchönen Schmetterlings blieb in ſeinem Herzen zurück, und ſtillte es und lehrte ihn abſterben der vergänglichen Luſt eitler Genüſſe.

Der Schmetterling im Roſengarten iſt der Geiſt in unbefleckter Jugend. Seine zuſammengeſchlagenen Flügeldecken ſind die Demuth, ſeine aufgeſchlagenen Purpurflügel ſind die Liebe. Bewahr' ſie beide unzertrennlich, in einem frommen Herzen!

XLIV.

Das zerriſſene Netz.

Die chriſtliche Kirche gleichet einem Fiſchernetze, darin ein Fiſcher zur Nachtzeit viele und groſſe Fiſche gefangen hatte. Da es aber Tag wurde und die Sonne aufging, ſo befand es ſich ſehr beſchädiget und der Fiſcher ſetzte ſich am Ufer hin, um es auszubeſſern. Sorgfältig löſte er die durchbrochnen Maſchen und knüpfte neue Fäden an, um andere Maſchen hineinzunetzen, die den alten glichen. Ein Weltweiſer, der am Meeresufer luſtwandelte, ſah ihm lächelnd zu, er trat vor ihn hin und ſprach: „Was machſt du dir ſo viel Mühe und Arbeit mit dem alten, verbrauchten Netze, um es auszubeſſern? Es hat ja längſt ſeine Dienſte ſchon gethan und taugt zu nichts mehr, als zum Verbrennen, oder zum Aufdrehen, um dein Boot mit ſeinem Werg zu dichten. Wenige feſte Drähte magſt du noch benutzen können, das andere löſe ab, ſo bekömmſt du Licht!“ „Ja Licht genug,“ verſetzte der Fiſcher, „aber auch ein groſſes Loch, das ich nicht auszufüllen verſtehe. Das alte Netz iſt dann ganz unbrauchbar geworden und ich verſtehe kein neues von dieſer Güte zu ſtricken. Denn ſeht, in alle die neu-

gestrickten Netze unserer Tage gehn die Fische nicht hinein, oder sie schießen durch bei den zu weiten Maschen. Auch ist der Sack zu klein und zu groß sind die Flügel, welche sich im Sturme leicht umdrehen und auch den Sack zuschnüren, so daß kein Fischchen hinein kann, wie gerne es wollte. — Darum sind die neuen Fischer unserer Küste auch alle verarmt; ich dagegen habe bisher mein gutes Brod gehabt. Also will ich nur das kunstvolle Netz ausbessern und die neuen Fäden mit den alten verknüpfen, wo sie noch halten wollen, bis der Meister kömmt, der es gestrickt hat und mir ein neues machen wird." Spöttisch lächelnd rief der Weltweise dem netzenden Fischer zu: „O Aberglaube, wie lange wirst du die Vernunft noch gefangen nehmen!" Kopfschüttelnd dagegen sprach der Fischer: „O Unglaube, wie lange wirst du noch für Vernunft dich ausgeben und der Erfahrung äffen?" Der Fischer strickte sonach ruhig fort, bis sein Netz wieder so dicht war, um gute Fische zu fangen. — Der Weltweise aber ging seines Wegs und hat mit all' seinen Schlüssen noch kein Fischlein gefangen, das der Mühe werth wäre, wie man vernommen hat.

XLV.

Das wüſte Haus.

Die Seele des Menſchen gleichet einem wüſten Hauſe, darin zur Nachtzeit, als der Herr verreiſte, viel böſe Geiſter einkehrten und tafelten. Wenn aber der Morgenſtern aufgeht, ſo ziehen ſie alle ab und machen andern böſen Geiſtern Platz, die am hellen Tage ſich's darin wohl ſein laſſen. In der Zwiſchenzeit ſtehn die Thore des Hauſes weit offen und durch die halbgeſchloßnen Thüren pfeifet der Wind, ſingend ſein melancholiſches Lied vom Schickſal, bis die neuen Gäſte ihn übertäubet haben. So geht's einen Tag, ſo den andern. Endlich doch kehrt der Hausherr heim und treibt all' die ungebetnen Gäſte aus ſeinem Hauſe hinaus und reiniget ſeine Stuben von ihrem Unflath und ſchließt ſeine Thüren zu und ſteckt die Schlüſſel in die Taſche, und geht zu ſeinem Acker und zu ſeiner Handthierung und dinget ſich Arbeiter in ſeine Erndte, und wenn es Abend wird ſpricht er zu ſeinen Arbeitern: „Freunde und Brüder, kommt in mein leeres Haus, das ich gereiniget habe! Es darf nicht lange ſo allein daſtehn, wiewohl es verſchloſſen iſt. Setzet euch an meinen Tiſch und nehmt euch von meinem Vorrath der

Speiſe und des Tranks, und ſeid fröhlich mit mir, denn ihr habt des Tages Laſt und Hitze mit mir getragen und ſeid nicht müde geworden, mir zu dienen. Die Arbeitſamen ſollen mein Haus wieder einweihen, damit das wüſte wieder wohnlich werde und das einſame wieder gaſtlich!" Und Alle gingen gerne zu dem Herrn des Hauſes ein und ſetzten ſich an ſeine Tiſche und weiheten die Öde mit fröhlichem Genuß ein und mit lieblicher Rede, und banneten die Traurigkeit mit begeiſternden Liedern, und erfleheten den Segen über das Haus durch einträchtige Liebe, und waren froh mit ihrem Herrn daſelbſt. Die böſen Geiſter aber ſchlichen neidiſch um das erleuchtete Haus herum und konnten doch keine Spalte finden, wo ſie eindringen mogten, noch ein ödes Kämmerlein ſehn im Hauſe, das ihre Wohnung würde; denn da draußen bei ihnen im Nachtſturm war Heulen und Zähnklappen, drinnen aber Fröhlichkeit.

So thue Buße, liebe Seele, und baue dann deine Öde wieder an, und freue dich mit den Arbeitſamen im Herrn!

XLVI.

Der Tod im Leben.

Der lebendige Tod iſt gleich einem Jünglinge, der in der Lüſte Maienblüthe die Kräfte ſeines Leibes vergeudete, nachdem er ſein höchſtes Kleinod, was er als Erbtheil mitnahm aus des Vaters Hauſe, an eine Buhlerin verſchenkt hatte. Doch noch reich genug an Schönheit und Verſtand, an Geld und Ehren, ward er bald der Liebling der Welt und er durfte in keiner feineren Geſellſchaft fehlen, wo die Freude einkehren ſollte. Man fand ſeinen Leichtſinn liebenswürdig, ſeine Treuloſigkeit reizend, ſeinen Stolz edel, ſeine Verſchwendung fürſtlich und ſeine Selbſtſucht klug. Man rühmte ſeine Laſter und vergötterte ſeine Tugenden, denn er war von der Welt, die ihn als den Ihrigen hegte und trug. In ihm ſchmeichelte ſie ſich ſelbſt nur und betete ihr Götzenbild an. Auch der Kenner des menſchlichen Herzens ſah unter den Blüthen ſeiner üppigen Jugend die kriechende, ſchillernde Schlange, und bemerkte, wie ſie ihr bläuliches Gift mit ſchmeichelnder Zunge in alle ſeine Adern ausgoß. Auf einem einſamen Wege alſo redete er den Jüngling an und ſprach zu ihm: „Du Schöner und Edler, warum wanken

deine unbeachteten Schritte ſo und dein Auge ſenkt ſich, oder gleitet zur Seite, wenn ich dich grad anſehe! Als Knabe ſchlugſt du es immer vor mir auf und dein Gang war feſt, wie ein gutes Gewiſſen. Siehe, es iſt der Tod, welcher ſchon unter deiner roſigen Haut liegt. Es iſt die Verweſung, welche ſchon mit ihren fahlen Farben der Auflöſung hindurchſchimmert. Dein Blick, wie du jetzt trotzig mich anſiehſt, iſt kein Blick mehr. Dein Auge ſteht feſt wie Horn, oder gleißet wie Schlangenaugen. Merke, wie grauſam du biſt gegen dich ſelbſt und magſt dich nicht mehr über deine arme Seele erbarmen, da du doch mit vollen Händen den Schmeichlern, oder Buhlen dein Geld hinwirfſt. Laß dich erweichen durch meine Bitten und kehre wieder um zu deiner alten Heimath, denn nur da kannſt du geheilt werden von dem lebendigen Tode, der dich verzehret."

Der Jüngling hörte ihn an und lächelte, endlich ſprach er höhnend: „Bleib mir weg mit deinen Sittenſprüchen! Du biſt von jeher ein Pedant geweſen und mir ganz widerlich. Deine altdeutſche Moral iſt längſt aus der Mode gekommen. Ich will mein Leben genießen und ſterben, wenn ich nicht mehr genießen kann. Die Heimath, von der du redeſt, war ein Kindertraum. Nun, da ich Mann wurde, frage ich mein Schickſal und es muß mir Antwort geben, ſo wie es mir gefällt,

denn ich bin *sein Herr*.“ Mit dieſen Worten wandte ſich der Jüngling von dem Mahnenden ab und ſtürzte ſich nur noch tiefer in den Strudel der Sünden, um, wie er ſprach, nicht vor langer Weile zu verſchmachten. Er umſchlang mit neuer Leidenſchaft das durchſichtige Trugbild der eitlen Freuden und erwärmte das ſchon Erkaltende an ſeinem Buſen mit dem Feuer des Abgrunds. — Aber kälter und kälter ward dabei nur ſein Inneres, härter und öder ward ſein Herz. Überdruß erfüllte ihn, indem er die blinden Kinder des Fleiſches noch mit falſcher Begeiſterung hinriß, oder mit ſchnöder Sinnengluth bethörte und als der Unwiderſtehliche von ihnen geprieſen wurde. Faſt vor langer Weile ſtarb er hin, während er eine ganze Geſellſchaft mit Witz und Laune entzückte. — Denn *das Hoffnungsloſe* hatte ſich ſeiner bemeiſtert, und das Eis des Todes ſtieg aus ſeinem Geiſte ſchon in die welkenden Glieder. Endlich brach ſein ſtolzer Leib zuſammen und man trug ſeine Hülle zur Erde; aber aus ſeinem Grabe blühte eine ſtreng duftende Blume auf und man nannte ſie „*Todeswürz*,“ oder „Würze des Todes,“ weil ſie die Beſinnung betäubte.

XLVII.

Das Leben im Tode.

Das Leben im Tode gleichet einem Seher, der von einer Morgenröthe bis zur andern unbeweglich vor Gott steht und zeitlos seine überschwängliche Herrlichkeit anschauet. Sein Antlitz ist bleich wie eine Nachtblume, sein Bart ist in der Fülle der Jahre weiß geworden, seine farbigen Kleider sind an der Sonne verblichen auf dem langen Pilgerwege. Doch aus seinen Augen leuchtet eine ewige Klarheit und seine Lippen umspielt ein Engelsgruß. Sein Lächeln dringt wie ein milder Sonnenschein durch die dunkle Welt, und wo er in der Fremde eintritt, da tönen seine Worte wie aus dem seeligen Heim und bringen stillbelebend in ein jedes Menschenherz ein.

Dieser Seher ist auch an dir, liebe Seele, wohl einst vorübergegangen und hat mit seinen unsterblichen Augen dir in's Angesicht geschauet. Besinne dich nur, wann und wo du ihn sahest! War's am Grabe deines Vaters, oder am Traualtare im Wonneblick deiner süßen Braut? War's im Siege der Schlacht für Gott und Vaterland, oder an der Wiege deines ersten Kindes, als es, an der Mutter Brust gestillt, einge-

ſchlummert war und nun aus Engelsruhe erwachend die klaren Augen zu dir aufſchlug? War's, als du mit Gefahr deines Lebens den Schiffbrüchigen aus den Fluthen gerettet hatteſt und er dir, am Ufer geborgen, ſeinen Dank ſtammelte, oder war's, als dir die Ewiggeliebte unter heißen Thränen zuerſt ihre Gegenliebe bekannte und mit dem erſten Kuſſe eueren ſchönen Bund verſiegelte? Beſinne dich nur, du haſt das Leben im Tode ſchon einmal geſehn und das Jenſeits iſt dir da zum Diesſeits geworden, die Zeit zur Ewigkeit, die Erde zum Himmel! Da ſprachſt du zu deiner Seele: „O Tod, wo iſt dein Stachel? O Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott ſei Dank, der mir den Sieg gegeben hat durch meinen Herrn Jeſum Chriſtum!" Und haſt du einſt alſo gefühlt und alſo geſprochen, und hat ſich die Herrlichkeit deines Gottes in der Herrlichkeit des Menſchen dir ſo geoffenbaret, und iſt der Himmel ſo zu dir auf die Erde herniedergeſtiegen in der heiligen Gemeinde vieler Gläubigen, oder nur zu zweien, und der dritte ſtellte ſich bald bei euch ein, und ſchloß Er die Herzen euch auf und ſchüttete Er die Schätze derſelben vor euch aus, im lieblichen Zwiegeſpräch, und machte Er euere Zungen feurig — o, ſo glaube und lebe dieſes Glaubens immerdar, und behalte dieſen Glauben bis an dein Ende! Alſo wirſt du, wenn der Tod kömmt, ſchon mit Seherblicken

durch den Vorhang ſchauen können und wirſt leben, wenn du gleich ſtirbſt.

Laß rinnen die Zeit, o Seher der Ewigkeit! Denn zeitlos biſt du geweſen und zeitlos ſollſt du werden.

O Ebenbild deines Schöpfers, ergründe deine Tiefen und faſſe Muth, zu glauben an dein ſeeliges Leben! Denn ein Fremdling biſt du und ſollſt es auch bleiben auf dieſer Erden. Dein Vaterhaus iſt nicht von dieſer Welt. Gieb nur Zeugniß in dieſer Welt, daß du es redlich ſucheſt und heimzukehren begehreſt!

XLVIII.

Der Ackersmann und die Lerche.

Das Leben des Menſchen gleichet dem Ackersmanne, der zur Frühlingszeit die dunkle Erde umpflügte und vom Geſange der Lerche begleitet wurde. Er ſiehet nicht rückwärts, ſondern nur vor ſich hin und ziehet die grade Furche. — Mancher Stein klingt wohl unter ſeiner Pflugſchaar, aber er hebt ihn heraus, oder, wenn er zu groß iſt, beuget er aus, bis ſeine Knechte kommen und ihn mit Eiſenſtangen ausheben, oder mit Pulver zerſprengen. — Er läßt ſich durch keine Hinderniſſe abſchrecken, eine Furche grade neben der an-

dern zu ziehn und ruhet nicht, bis der ganze Acker aufgelockert, gereiniget vom Unkraut und für die Saatfurche gut bestellt ist. — Die Lerche erfreut ihn bei seiner Arbeit mit ihren Psalmen und Lobgesängen, die sie aufsteigend dem Ewigen singet in reinerer Luft wirbelnd und im lieblichen Sonnenscheine. — Er lobet mit ihr auch seinen Gott in stiller Brust, denn sie singt ihm den ganzen Frühling des Herrn in's Herz hinein. — Ihr Lobgesang und seine Arbeit gehören immer zusammen, und sie weilet auch am liebsten mit ihrer hellen Kehle bei dem fleißigen Ackerer. Nun kömmt aber die Zeit, daß er das goldne Korn in die Erde streuen soll, und er säet es aus mit Zuversicht in das bereitete Land. Wieder bedeckt er es mit lockerer Erde und läßt es schlafen, bis es grünend aufersteht. Aber der Feind kömmt zur Nachtzeit und säet Unkraut dazwischen. Ihn begleitet kein Lerchengesang, wohl aber Rabengekrächze und Eulengeschrei. Niemand weiß es, bis das Unkraut aufgeht mit dem guten Korne. — Der Landmann erschrickt, da er nur reines Korn gesäet hatte. Er merkt bald, es war der Feind, aber er verzaget nicht, wenn er fleißig und ordentlich das Land bestellte. Er vertrauet doch den besseren Kräften seines guten Korns und ist getrost. Nicht umsonst hat ihm im Schweiße des Angesichts bei seiner Arbeit die Lerche ihre Freudenlieder gesungen. Und

ſiehe, das Kern Gottes geht mächtig auf und überwächſet bald und erſticket faſt das Unkraut, denn es iſt viel ſtärker als ſolches. — Die geſegnete Erndte kömmt und die Lerche ſingt ihm, unter dem Klange der Senſe und wenn er die vollen Garben in die Scheune ſammelt, von Neuem ihre Loblieder für den Herrn Herrn, den Geber aller guten Gaben. Da faltet auch Er die Hände und ſpricht: „Nicht durch mein Verdienſt und Würdigkeit, ſondern allein durch deine Gnade und Barmherzigkeit iſt mein Unkraut faſt erſtickt und iſt mein Korn reichlich geſegnet. Der Feind zwar hat es mit mir böſe gemeint, du aber, mein Gott, haſt es mit mir gut gemeint, und du haſt mich geſegnet wunderbar, da ich an dich glaubte. Lobe den Herrn meine Seele und Alles, was in mir iſt, lobe den Herrn!“ Und er driſcht ſein Korn aus und feget ſeine Tenne und ſichtet ſorgfältig die neue Saat und läßt Unkraut und Spreu zurück, um das gereinigte Kern in die neue Furche zu ſtreuen und ſpricht: „Gott wird's verſehn!“

XLIX.

Die Kornblumen am Wege.

Die Freuden der Erde ſind gleich den Kornblumen am Wege, die ein Kind aus dem Weitzen pflückte, um ſich davon einen Kranz zu machen. Sind deren nicht gar viele, ſo ſchmücken ſie den guten Weitzen und ſchaden ihm nicht. Nehmen ſie aber überhand, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Weitzen nicht gedeihet. Das Kind läuft vorüber und lieſet emſig, ſo weit es in den hohen Weitzen gehn darf, die blauen Tremſen aus, und wenn es einen vollen Strauß hat, ſo ſteckt es, an dem Dufte ſich labend, das Näschen tief hinein, und äugelt von allen Seiten den blauen Buſch an, und, wenn es genug hat, fängt es an mit den Stengeln zu winden den blauen Kranz, und ſetzt ihn auf den Kopf oder Hut ſich, und läuft nach Hauſe und ſpricht zu Vater und Mutter: „Siehe, welch' einen ſchönen Kranz habe ich aus dem Felde mitgebracht! Der ſoll über unſerm Spiegel hängen, bis er verwelkt iſt!" Der Vater aber hebt den Zeigefinger auf und droht: „Daß du mir nur nicht den guten Weitzen, der uns nähren ſoll, bei deinem Tremſenleſen vertreten haſt!" Auch die Mutter ſchmälet: „Du biſt zu lange ausge-

blieben und haſt dich bei deinen Blumen in der Arbeit verſpätet!“ Das Kind aber ſpricht fröhlich: „Niedergetreten habe ich gar keinen Weitzen, denn ich blieb nach des Vaters Gebot am Wege, und nun, o Mutter, will ich deſto friſcher arbeiten und Alles vollbringen, daß ihr euere Luſt daran ſehn ſollt, denn der Kranz über unſerm Spiegel iſt mein Vergnügen.“ Der Vater lächelte und das Kind ſetzte ſich mit ſeiner Arbeit neben die Mutter hin, und ſah bisweilen wohlgefällig nach dem blauen Kranze hinauf, und rührte die Fingerchen geſchwinder dann, und es ward Alles noch, was ihm aufgegeben war, zur rechten Zeit fertig.

Das ſind die Freuden der Erde, welche für's Himmelreich dienen, wenn ſie beſcheiden am Wege geleſen werden und der Genießende dabei den Weitzen des göttlichen Worts nicht niedertritt, um ſie zu gewinnen.

1.

Das große Wort.

Die Schöpfung der Welt gleichet einem großen Worte, welches der Geist am Anfange sprach und welches er bis an's Ende sprechen wird, als das erste und das letzte Wort. — Durch dieses Wort sind alle Dinge gemacht und es ist nichts gemacht, das nicht durch dieses Wort gemacht wäre. Der Geist ging aus am Morgen seiner Arbeit und sprach: „Es werde!" Und es ward, Licht, wo Finsterniß, Weltall, wo nichts war. Das ist genug — denn der Geist braucht keinen Mund, um zu reden und keine Hände, um zu machen. Seine Thaten sind Gedanken und seine Gedanken sind Thaten. Nichts ist außer Ihm, Alles ist in Ihm. Ewige Bewegung und ewige Ruhe ist sein seeliges Wesen. Darum ruhet er von all' seiner Arbeit, wenn er schaffet; und schaffet immer von Neuem seine Welten, wenn er ruhet am großen Sabbath seiner Schöpfungen. Das große Wort aber, welches der Geist führet, hat das Leben in sich selber und strahlet ein Licht der Erkenntniß in jede Menschen-Seele, die daran glaubet. Welche aber nicht daran glaubet, die wird finsterer und finsterer und am Ende stockfinster, weil sie den Massen

der Schöpfung unterliegt. Dieses große Wort ohne Mund und Zungen stopfet jedem Großsprecher das Maul und füllet seinen Mund mit Erde und Aschen, davon er genommen ist. Merke auf jenes stille große Wort des Geistes in den Kreaturen und noch mehr in dem menschlichen Angesichte, welches aus dem menschgewordnen Worte eine Klarheit von der Erkenntniß Gottes empfing! Die ganze Natur ruft es dir dann zu: „Ich bin nichts, als sein Wort" — die liebliche Abendlandschaft im Schmelz der sinkenden Sonne und das sturmbewegte Meer im Aufruhr des Gewitters rufen es dir zu: „Wir sind nichts, als sein Wort. Sein Wille und sein Wesen schatten sich in uns nur ab, doch ist Er Selbst nicht im Sturmwinde, und nicht in den Feuerflammen des zündenden Blitzstrahls, und nicht im rollenden Donner, und nicht in dem sanften Säuseln der milden Abendlandschaft, wo die Sonne sank und der balsamische Schlaf kömmt; aber Er ist in der Liebe, und sein Wort der Wahrheit und Liebe ist seine klarste Rede und seine höchste Offenbarung." Da höret das große Wort!

Also liebe, o Menschenkind, und schaffe mit seinem Liebesodem Gutes, wenn du das große Wort führen willst, denn es machet und schaffet Alles neu und kann niemals verstummen, weil es in Gott ist.

Im Verlage von Friedrich Perthes ist erschienen:

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Aus dem Französischen der Frau Necker von Saussüre. Dritter Theil. Auch unter dem besonderen Titel:

Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Aus dem Französischen der Fr. Necker von Saussüre übersetzt durch Dr. E. Jacobi, H. S. Oberconsistorialrath in Gotha. Preis 1 Thlr. 21 gr.

Es ist bereits hinlänglich bekannt, daß dieses Werk zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen der neueren französischen Literatur gehört, und namentlich ist diesem dritten Theile von der Académie française der erste Preis „für die beste Schrift zu Beförderung der Sittlichkeit" unter hohen Lobsprüchen und unter lautem Beifalle der Versammlung zuerkannt werden.

Der Inhalt dieses Werkes ist in vier Bücher abgetheilt:

1) Allgemeine Betrachtungen über den jetzigen Standpunct der Frauen in der Gesellschaft.
2) Kindheit. Zeitraum vom 10. bis zum 15. Jahre.
3) Die Zeit der Entwickelung und die reifere Jugend.
4) Das reife und das höhere Alter.

Über religiöse Erziehung

von

Theodor Schwarz,

Dr. der Theologie und Philosophie und Pastor zu Wiek auf der Insel Rügen.

Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1834. Preis 18 gr.

Eine dem Umfang nach kleine, dem Inhalt nach aber sehr reiche und köstliche Gabe bietet uns der gelehrte und würdige Herr Verfasser in obiger Schrift dar. Sie ist hervorgegangen aus einer sehr sorgfältigen Beobachtung der mannichfachen Erscheinungen auf dem Gebiete der Erziehung in den letzt verflossenen Decennien und in der Gegenwart, aus einer klaren, höchst lichtvollen Anschauung dessen, was zur wahren, gedeihlichen Erziehung gehört, und aus einem von Liebe zum Erlöser erwärmten Herzen, dem Glaube und Erziehung zum Glauben das Eine Nothwendige ist, was unsere Jugend bedarf und was Eltern und Erzieher ihren Kindern und der ihnen anbefohlnen Jugend schuldig sind, und ihnen daher sollen angedeihen lassen. Nach Vorbemerkungen über Erziehung im Allgemeinen wird zunächst die Hauptfrage beantwortet: Was ist die religiöse Erziehung? Und dann entwickelt der Herr Verf. die Gegensätze der religiösen Erziehung mit der weltlichen, moralischen, ästhetischen, dogmatischen und humanisti-

ſchen Zeitbildung. Scharf characteriſirend und die innerſte Eigenthümlichkeit jeder dieſer Erziehungsweiſen erfaſſend, wird das verkehrte, ungenügende, oberflächliche und dem Zwecke wahrer Erziehung nicht entſprechende Verfahren der falſchen Bildungsmethoden dargelegt, ernſt und kräftig gerügt, in ſeinen traurigen Folgen geſchildert. Die Mitte der religiöſen Erziehung wird aus der Tiefe des Evangeliums und ſeiner Lehren hingeſtellt, dann ihr Umfang und ihre Geſtalt nachgewieſen. Nun wendet ſich die Betrachtung auf das Einzelne, und es werden die Fragen beantwortet: Wie ſoll man die zehn Gebote lehren? Was ſind in der religiöſen Erziehung die Sacramente? Hier finden ſich unvergleichliche Winke für Lehrer des Evangeliums und andeutende Entwicklungen, die von dem höchſten wiſſenſchaftlichen und practiſchen Intereſſe ſind. Aus dem rein religiöſen Gebiete geht dann die Betrachtung auf Erwägung des Verhältniſſes anderer Objecte der Erziehung zur religiöſen Erziehung über, und beantwortet die zwei Fragen: Was iſt in der religiöſen Erziehung die Geſchichte? Wie ſoll die Naturwiſſenſchaft gelehrt werden? Im Schlußwort erinnert der Herr Verfaſſer nochmals an die höchſte Aufgabe der Erziehung, daß ſie zur Gemeinſchaft mit Gott durch den Erlöſer Chriſtus hinführen ſoll, welches zugleich Prüfſtein aller Erziehung iſt, ob ſie die wahre oder eine falſche ſei. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit innigem Dank gegen den theuern Verfaſſer, und wünſchen ſeiner Arbeit die Ver-

breitung und Beherzigung, welche sie verdient, dann wird sie, was sie im reichen Maße vermag, großen Segen stiften.

Theodor Schwarz: Ist der Kirchenbesuch Noth? Ein Wort an die Gebildeten. Geheftet . 6 gr.

Inhalt:

1) Was bedeutet der Kirchenbesuch in der christlichen Gemeinde?
2) Wie ist der Feiertag von den Gebildeten zu heiligen?
3) Worin besteht die würdige Sonntagsfeier in einem evangelischen Staate?
4) Was hat der Staat zu thun, um die kirchliche Neigung zu erwecken und zu beleben?

Desselben Hymnen an den Tod. Geheftet 6 gr.

Der

evangelische Geist

im Bunde

mit der heiligen Schrift.

Ein Sendschreiben

an den

Herrn Prediger Wislicenus,

von

Theodor Schwarz,

Doctor der Theologie und Pfarrer zu Wiek auf Rügen.

Hamburg und Gotha,

Friedrich und Andreas Perthes.

1845.

UNIVERSITÄTS- U. LANDES-BIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Vorwort.

Pflicht und Gewissen treiben mich, von meinem Grundsatze eine Ausnahme zu machen, mich nicht durch Streitschriften in die Wirren der Zeit zu verwickeln, sondern ruhig meiner Ueberzeugung zu leben. Ich muß auch meine Stimme in dem Kampfe über die heiligen Güter des Lebens entschieden aussprechen, um das Kleinod des Glaubens gegen alle Angriffe einer falschen Zeitrichtung, die nicht weiß, was sie thut, zu schützen und zu bewahren. Ob diese Stimme bei den sogenannten Freunden des Lichts durchdringen werde, ist fast zu bezweifeln; aber manche wankende Seele in ihrem Glauben zu befestigen, mancher leidenden Trost einzusprechen und ihr die Versicherung zu geben, daß sie nicht verlassen und allein stehe, sondern daß sie im Bunde mit einem aufrichtigen Bekenner Christi kämpfe den guten Kampf, das ist die Absicht dieser Blätter.

Auch ich habe geredet, was mein Herz mir gebot, und über jede Parthei erhaben, die vollkommne Weisheit vertreten, welche eine Thorheit heißt vor den Bekennern einer falschen Philosophie. Uns aber ist sie eine Gotteskraft; das ist genug!

Mögen diese Blätter dahinschwimmen in dem Strome der Zeit und untergehen in ihrem Strudel, wenn sie nur einige Seelen in der fröhlichen Hoffnung stärken. Was sie enthalten, geht nicht unter —

Der Verfasser.

I.

Was ist das Wesen des evangelischen Glaubens?

Länger darf ich nicht schweigen, denn die Stunde mahnt, mit Schwerdt und Schild in den Kampf zu treten, um das Geheimniß des Geistes vor Entweihung zu schützen. — Mein Schwerdt ist der Geist, mein Schild ist der Glaube. Die scharfe Schneide dieses Schwerdtes ist das Wort Gottes. So, Bruder Wislicenus, trete ich Dir und Deiner Parthei furchtlos entgegen und schaue Dir fest ins Angesicht.

Du fragst mich, den viel älteren Mann, vielleicht freundlich: „Worin unterscheidet sich denn Dein evangelischer Glaube von dem vernünftigen Glauben unserer progressiven Zeit?“

Meine Antwort ist kurz: durch das Gewissen. Denn der evangelische Glaube ist eine gewisse Zuversicht

des, das wir hoffen und nicht zweifeln an dem, was wir nicht sehen. Du aber hast nur ein Wissen von dem, was Du siehst. Der evangelische Glaube ist ein festes zweifelloses Ergreifen der Güter des ewigen Lebens und bekennt sich zu einem Herrn, der selbst die lebendige Wahrheit ist. Er nennt sich einen König der Wahrheit, des Stimme gehört wird von Allen, welche aus der Wahrheit sind. Dagegen hat euer philosophirendes Wissen, als ein Kind der Zeit, keinen andern Herrn als das Abstraktum der negativen Wahrheit, welcher Götze des kritischen Verstandes wohl stark ist im Leugnen, aber nicht im Schaffen, da er kein Leben hat in sich selber. Er kann, wie der Riese mit seinem Schatten, in Göthe's Mährchen, alles was unter diesen Schatten kömmt, niederreißen. Aber er selbst ist ohnmächtig und vermag nichts, weder Gutes noch Böses. Die Welt erschrickt vor seinem Schatten, der alles in Unordnung bringt und große Verwüstungen anrichtet, indem er, wo er eben hinüber zieht, Menschen und Vieh, Mühlen und Häuser über den Haufen wirft, aber sie würde lachen, wenn sie ihn selbst befühlen wollte, denn der Riese ist nichts, als ein todtes Holz, welches nach dem Winde, wie eine Wetterfahne, sich dreht. Ohne Gleichniß geredet: Du meinst, Bruder W., unser evangelischer Glaube sey, eben wie der papistische, ein passives Fürwahrhalten und Annehmen auf

Autorität der Menschen. Aber es ist nicht also. — Unser protestantischer Glaube hat sich frei gemacht durch den Geist von aller Menschensatzung und äußerlichen Autorität; aber er hält desto fester an Christum und seinen himmlischen Vater und erkennt mit unerschütterlicher Gewißheit die Wahrheit des Geistes in seinem Worte. Aus dieser Wahrheit schöpfen wir, um unsern Durst zu stillen, aber wir können sie nicht erschöpfen. Viel Eimer reichen in dieses Meer des süßen Wassers hinab, jedermann trinkt nach Wohlgefallen, aber es bleibt gleich voll und tief.

Diese heilige, lebendige, unendliche Wahrheit kennst Du noch nicht, Bruder W., aber Du mußt sie durch den positiven Glauben erst kennen lernen, wenn Du über den Geist und Buchstaben der heiligen Schrift urtheilen willst. Denn der Glaube ist eine göttliche Erkenntniß unsichtbarer Dinge, welche verborgen ist vor Fleisch und Blut, und vor aller Weisheit dieser Welt: Uns aber, die wir gewissenhaft glauben, hat es offenbaret der heilige Geist, der Geist der Kindschaft, welcher nicht mehr symbolisch, sondern im engsten und eigentlichsten Sinne betet alle Tage: „Abba, lieber Vater!" Kannst auch Du so eigentlich noch beten, Bruder Wislicenus?

Unser Glaube ist ein Erkennen göttlicher Dinge, welche als heilige Offenbarung tief in des Men-

ſchen Herz ruhen und, als Keime des ewigen Lebens, in ihm aufgehen, blühen und Früchte tragen, es ſey denn, daß das eitle Räſonniren unſerer Zeit, welches ſich Philoſophiren nennt, ſie nicht erſticke. — Unſer Glaube hat auch eine größere Klarheit der Erkenntniß, als euer diskurſives Wiſſen, weil er lebendiger, allgemeiner iſt und in den rechten Fokus des Geiſtes tritt, da euer philoſophirendes Wiſſen nur ein Nebelbild der fliehenden Zeitmeinungen bildet.

Unſer evangeliſcher Glaube iſt mehr in ſeinem Weſen, als was die Philoſophie der Jahrhunderte mit ihren Ideen, entlehnt von Platon und Ariſtoteles, von Kant, Fichte und Schelling, von Spinoza, Hegel und Jacobi, uns geben kann. Er iſt mehr; als was die Weisheit der Tage mit ihrer ſogenannten freien Wiſſenſchaft hervor bringt, darauf die Hegelianer und Hegelinger (voran geleuchtet von Strauß und Feuerbach) einen ſo großen Nachdruck legen, indem ihre Nichtigkeits-Lehre, von keiner Idee getragen, durch lauter Verneinungen in ein reines Nichts verſchwindet. Der evangeliſche Glaube iſt eine fortgehende Offenbarung Gottes in die Zeit hinein, von Anfang bis an den jüngſten Tag, darin der heilige Geiſt Zeugniß giebt unſerm Geiſte, daß wir Gottes Kinder ſind.

Welche Wiſſenſchaft, als die des evangeliſchen Glaubens, giebt uns dieſes Zeugniß von den göttlichen

Dingen, das ſich zu allen Zeiten verjüngt, wie ein Phönix im brennenden Neſte, und für Gelehrte und Volk eine gleiche Gültigkeit hat, wenn ſie Jeſu Jünger wurden? Der oberſte Grundſatz dieſer Glaubens-Wiſſenſchaft iſt der Gott-Menſchen-Geiſt, welcher alle Abſtraktionen aufhebt und die lebendig-concrete Wahrheit erzeugt. Anfang, Mitte und Ende dieſer Wiſſenſchaft iſt die Liebe, welche nicht aufhört. Sie kommt aus dem Glauben und führt zum vollendeten Glauben, ſo weit jedes Zeitalter ihn vollenden kann, denn keine Zeit ſchöpft ihn ganz aus. Darin liegt allerdings eine Progreſſion für die praktiſche Entfaltung des Geiſtes, welcher immer tiefer Gott und Natur durchdringt, aber es liegt kein Progreß für das abſolute Prinzip darin, welches Chriſtus iſt. —

Er waltet über alle Zeiten, als derſelbe in Ewigkeit. Er knüpfet an ſeine erſte geſchichtliche Offenbarung alle anderen und auch die Letzte an. Von ſeiner reinen Empfängniß bis zur Ausgießung des Geiſtes über die gläubige Gemeine, wie man ſich beides auch denken möge, iſt ein heiliger ungetheilter Moment. Und ſpäter machen ſeine Offenbarungen in der Weltgeſchichte eben einen ſolchen ungetheilten Moment der höchſten Liebe aus. — Denn Er iſt nicht nur der Erſte ſeines Gottesreichs auf Erden, ſondern iſt auch der Letzte. — Er iſt nicht nur als hiſtoriſche

Perſon der Urheber, ſondern iſt auch der Vollender. Mehrere Chriſtus nach einander ſind Unſinn. Es giebt ſeines Gleichen nicht im Himmel und auf Erden. In Ihm ſollen ſelig werden alle Geſchlechter der Menſchen.

Wollte Chriſtus der Stamm nun, der aus der Wurzel Gottes hervor wuchs, ſeinen Saft zurückziehen, ſo würden auch ſeine Aeſte und Zweige ihr Leben verlieren und die ſchon angeſetzten Blüthen und Früchte verwelken und abfallen. Keine freie Wiſſenſchaft kann ſie ins Leben zurück rufen, denn ſie ſelbſt iſt nur, ſo viel wir bisher davon geſehen haben, ein Waſſerſchoß auf ſeinem Baume. Darum kann der Zweig nicht zum Stamme ſprechen: Ich bin mehr als du, weil ich ſpäter bin, und bedarf dein nicht. Denn der Zweig wäre ohne den Stamm gar nicht vorhanden, welcher tauſend ſolcher Zweige treibt und, wenn ſie vom Stamme abgebrochen werden, immer neue treibt.

Alle großen Denker von der älteſten bis auf die neueſte Zeit erſcheinen alſo nur als Zweige an dem Lebensbaume Chriſti. Sie bedürfen ſein als Individuen, um in ihrem geiſtigen Leben nicht zu vertrocknen und zu entarten. Chriſtus aber bedarf ihrer nicht, denn er iſt ſelbſt das Leben und iſt mehr als Individuen, mehr als ein Platon und Ariſtoteles als ein Kant und Hegel. — Dieſe ſind nur Individuen, denen ſich andere Individuen gegenüber ſtellen

mögen, von denen ſie verdrängt und überboten werden, oder in einer vollkommeneren Geſtalt und von einer ſpäteren Zeit erneuert erſcheinen, ſo daß wohl jedes Zeitalter ſeinen Ariſtoteles haben könnte, wie man auch Hegel als einen Solchen anſehen wollte, denn ſie ſind einſeitige Individuen. Aber einen zweiten Chriſtus giebt es nicht, weil er das allgemeine Leben des Geiſtes iſt, welcher alle perſönlichen Gegenſätze in ſich auflöſt. Es iſt alſo ein Hauptirrthum von Strauß, daß ein jedes Zeitalter ſeinen Chriſtus, als Indifferenzpunkt, haben müſſe, — weil er dadurch wieder zum Individuum herabgewürdigt wird und dem Laufe der Zeiten unterworfen bleibt. Es wäre (mit Strauß zu reden) kein Reichthum, ſondern eine Armuth der Natur, mehrere ähnliche Exemplare von Chriſto hervor zu bringen; aber wohl kann ſie in allen Zeiten chriſtliche Individuen hervor bringen, welche die Gipfelpunkte einer jeden Periode bilden, weil ſie in Chriſto leben, ſo wie Er in ſeinem himmliſchen Vater lebt. Dieſer abſolute und einzige Chriſtus, der Menſch ohne Sünde, fängt aber nicht nur an, ſondern beſchließet ſich auch in dem hiſtoriſchen Jeſu von Nazareth, was drüber das iſt vom Uebel. — Denn es ſchwächt ſeine Wirklichkeit und Wirkſamkeit auf Erden, indem es ſeiner Idealität zuzulegen ſcheint.

Davon zeugt der Bund des neuen Teſtaments

welcher niemals veraltet. So weit der evangelische Glaube mit seinem neuen Leben in die Zeit sich hinein gebildet hat, so weit auch versteht sie ihn nur. — So weit er es nicht hat, so weit kann sie sein neues produktives Leben auch nicht verstehen. Die menschliche Vernunft tastet hin und her, denn sie mögte das Göttliche vernehmen; aber sie ist verdunkelt durch Sündigen. Bald greift sie, wenn der Glaube sie nicht aufhellt, in den abstrakten Geist, bald wieder in den todten Buchstaben, aber sie kehrt unbefriedigt zurück, denn in keinem von Beiden findet sie den ewigen Sohn Gottes. Er steht über Beiden in dem ewiglebendigen Vater, welcher Liebe und Fortschritt wirkt und aus dem Buchstaben den Geist zu ziehen uns lehrt, so wie die arbeitende Biene aus den Blumen den Honig, denn Seine Worte sind Geist und sind Leben.

Die Aeußerung der Nationalisten ist also eben so abgeschmackt als unsinnig: „Wir werfen den Buchstaben weg und behalten den Geist.“ Wohnt denn sein Geist nicht in der Schrift? Können wir seinen Geist von dem Buchstaben entbinden? Können wir ihn mit unserm Geiste überbieten und berichtigen? Muß uns nicht erst der evangelische Gläube in seinen göttlichen Organismus einführen? Dann werden wir sehen, we weit wir reichen! — Aber der evangelische Glaube bedarf des Buchstabens, das heißt, des bestimmten

geſchichtlichen Ausdrucks, damit er nicht in Phantaſtereien verklinge, wenn er auch nicht bei dem Buchſtaben ſtehen bleibt und ſich damit nicht genügt. Durch das heilige Wort Chriſti und ſeiner Apoſtel führt uns der Glaube ſein unendliches Leben erſt zu, welches ſogleich verkümmert, wenn das Verſtandesurtheil ſpricht: „Keine Wunder ſind möglich, denn ſie ſind widernatürlich!“ oder wenn die blinde Autorität ſpricht: „Alle Wunder ſind wirklich geſchehen, denn es ſteht ja in der Bibel, und die Bibel iſt das Wort Gottes, welches Moſe und den Propheten, Chriſto, ſeinen Evangeliſten und Apoſteln vom heiligen Geiſte eingegeben iſt. — Das haben die heiligen Väter ſchon geglaubt, das mußt auch du glauben, wenn du nicht verdammt ſein willſt.“

Darum habe ich mich nie ſolchen Rationaliſten, noch dogmatiſirenden Orthodoxen angeſchloſſen, denn dieſe zerfallen mit der Natur, jene fließen mit ihr zuſammen, unſere Loſung aber bleibt: „Gott und Natur.“ „Wir merken aber durch den Glauben,“ ſo wie der Verfaſſer des Hebräerbriefs 11, 3. ſchreibt, „daß die Welt durch Gottes Wort fertig iſt, daß alles, was man ſiehet, aus nichts worden iſt.“ Und ſo wiſſen wir denn auch — weit hinaus über alle freie Wiſſenſchaft — daß der Gott, welcher die Welt und alles was darinnen iſt, durch ſeinen heiligen allmächtigen

Willen geschaffen hat und noch erhält, auch zur Gründung seines Reichs auf Erden eine reine Jungfrau mit seinem Geiste überschatten konnte, so daß sie ohne den Willen des Mannes schwanger wurde, um einen Menschen ohne Sünde zu gebären, welcher Gottes Sohn genannt, ein König sey, des Reich kein Ende haben soll auf Erden. Ja wir wissen durch eben diesen Glauben, daß dieser sündlose Mensch (Gottes Ebenbild) für die Sünde der Welt am Kreuze sterben mußte, freiwillig, um sie von aller Schuld zu erlösen, und daß Er auferstehen mußte am dritten Tage von den Todten mit dem im Grabe verklärtem Leibe, um noch lebendig unter seinen Jüngern sich zu erweisen vierzig Tage lang, sie lehrend vom Gottesreiche, und um dann vor ihren Augen aufgehoben zu werden in den Himmel; d. h. in das Reich des heiligen Unsichtbaren, darin Raum und Zeit verschwinden, aufgehoben zu seinem Vater und zu unserm Vater im Lichte, damit seine ganze Herrlichkeit der Gemeine offenbar würde. Es kam ihm alles darauf an, daß sie erkennen mögten sein Wort: „O ihr Thoren und träges Herzens nicht zu glauben..... mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?"

Eben dieser Glaube lehrt uns mit unumstößlicher Gewißheit und Zuversicht, daß Christus sein Versprechen erfüllte und zehn Tage nach seiner Erhöhung der

verwaiſeten Gemeine den heiligen Geiſt ſandte, um ihr Lehrer und Tröſter auf Erden zu ſein, und ſie zu einem freudigen Bekenntniß der Wahrheit des Evangeliums zu befähigen, auf daß ſie es trügen vor Könige, Gewalthaber und Volk, und nicht ihr Leben liebten bis in den Tod, ſondern bereit wären, wie ihr Meiſter, es für die Sünder in aufopfernder Liebe hinzugeben.

Dieſer evangeliſche Glaube ſteht feſt, als ein organiſches Ganze des geiſtigen Lebens, welches die rhapſodiſche Zweifelſucht des mäkelnden Verſtandes nicht erſchüttern kann. Einen andern Glauben kenne ich nicht, als dieſen evangeliſchen, denn alles Andere achte ich als Aberglauben, oder Unglauben, darin kein wahres Leben wohnt. — In dieſem Glauben haben wir eine gewiſſe Zuverſicht des, das wir hoffen, und nicht zweifeln an dem, was wir noch nicht ſehen. Wir werden es aber ſehen, wenn wir den Herrn ſehen werden von Angeſicht zu Angeſicht.

Vielleicht ſprichſt Du, Bruder W., mit dem Schriftgelehrten: „Wie mag das zugehen?“ Ich antworte Dir mit meinem Herrn: „Biſt Du ein Meiſter in Iſrael und weißt das nicht?“

Du könnteſt es wiſſen, wenn Du Glauben hätteſt, welcher mehr iſt, als ein katholiſirendes Fürwahrhalten ohne Geiſt und Leben, viel mehr als die Autorität des bloßen Buchſtabens, oder der Conzilienſprüche

und der Kirchenväter. Ein Glaube, welcher die göttliche Wahrheit in Thatsachen ergreift, welche mit dem Geiste Jesu in unzerreißbarer Verbindung stehen, so daß, wenn jene Thatsachen als Mythen fallen, auch das Wort der ewigen Gnade und Wahrheit fällt; oder fiele es nicht, doch seinen göttlichen Sinn uns verschließt und als bloßes Menschenwort voll Widersprüche in einer sehr verkümmerten Weise zurückbleibt.

Ein bloßes Menschenwort, sagte ich, denn das Wort Christi ist ein Gottmenschenwort, so wie sein Geist ein Gottmenschengeist ist, welcher Zeugniß giebt unserem Geist durch die höhere Erkenntniß des ungefärbten Glaubens, daß der Geist Wahrheit zeuget.

Dieses Zeugniß aber nimmst Du nicht an, sondern Du willst nur Deine sogenannte Vernunft gelten lassen, welche doch kein Vernehmen göttlicher Dinge ist, sondern nur ein krittelnder Verstand, der nichts zu stehen bringen kann, als etwa seinen Kohl, den er pflanzte. Noch rufst Du immer mit dem zweifelmüthigen Apostel Thomas: „Es sey denn, daß ich die Hand in seine Seite lege und die Finger in seine Nägelmale, so will ich's nicht glauben": und noch immer spricht der Auferstandene zu Dir: „Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben." Denn Dein Glaube ist eben Dein ewiges Auge des Geistes, welches Du aufschlägst zu Gott und Ihn erkennst.

Nach dieſem erkennenden Glauben, welcher ein Akt der höchſten ethiſchen Willensenergie iſt und aller Erkenntniß Fülle, haſt Du, Bruder W., noch wohl nie getrachtet, und noch wohl weniger um dieſen Glauben gebetet: Herr hilf meinem ſchwachen Glauben!? Nein, Du biſt auch ein moderner Menſch, oder willſt es ſein, und ſuchſt alle jene Dinge, wie da iſt: Beten und Glauben, in Vergeſſenheit zu bringen, als wären ſie geweſen und nicht mehr der Rede werth. — Sie ſind aber der Rede werth, und nichts iſt der Rede werther, als ſie. — Nichts von Deiner „freien Wiſſenſchaft", welche mit ihrem Wiſſen von geſtern her ausfleht, wie der Pfau mit ſeinem Rade, iſt ſo werth der Rede, als Glaube und Gebet. Wolle, ſo erkennſt Du, ſpricht dieſer Glaube, nicht erkenne, damit Du wolleſt! Das Raiſonniren und Reflektiren bringt Dich nicht weiter, ſondern das Wollen und Glauben. Dieſes lehrt Dich Jeſus Chriſtus, der Gottmenſch, oder ſchlechtweg: der wahre Menſch, das Kind Gottes von Ewigkeit, erfüllt vom heiligen Geiſte. Der vermogte mehr in ſeinen Einwirkungen auf die Natur, als die Weisheit dieſer Zeit mit ihrer freien Wiſſenſchaft, ohne Glaube, begreifen kann — ſo wie auch ſein Wort in der concreten Allgemeinheit mehr aufs Menſchenherz bis heute noch vermag, als alle euere Syllogismen und abſtrakten

Reflexionen, welche sich selbst die Ehre geben. Die Zeit ist allerdings in den Naturwissenschaften weit fortgeschritten, sie hat den Proteus unter seinen Robben entlarvt und gebunden, um ihr Rede zu stehen; aber sie hat sich in eben dem Grade verdunkelt in ihrem Geist- und Gemüthsleben, und hat alles Ahnen und Hoffen, als wäre dies Geschlecht vollkommen und hätte keine Sünde, als eine kindische Schwachheit verspottet und verworfen. — Sie will alles wissen und mit Augen sehen und mit Händen greifen, was sie glauben soll und vergißt ganz das Sokratische Wort: „Nach allem Forschen zum höchsten Wissen hin, erkannte ich endlich, daß ich nichts wüßte.“ Dieses Nichtwissen, weil wir nicht sind wie Gott, treibt uns in den Glauben, welcher weiß und nicht weiß, so wie der Säugling an der Mutter Brust, denn er kennt die Mutter wohl und weiß sie doch nicht zu nennen, er saugt und ist froh, er weint, wenn sie den Hungrigen absetzt, er lacht, wenn sie ihn wieder anlegt. Du sprichst, mein Bruder W., von der stärkeren Speise, als die Milch des Glaubens ist, und rufst mit Paulo: „Da ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war.“ Bist Du denn ein Mann — im Glauben, und hat diese stärkere Speise Deinen inwendigen Menschen genährt und groß gezogen? Oder bist Du nur ein Mann — im Zweifel, und hast manche Unverdaulichkeiten der freien Wissen-

schaft mit verschlungen, welche Dir nun Bauchgrimmen machen? Frage Dich mit der Hand aufs Herz, denn Du bist ein ehrlicher Mann, der seinen Widersachern die Stirne bietet? Frage Dich, ob Dein Herz und Gemüth von jenen Zweifeln befriedigt wurde? Oder ob Du sie nur als Wahrheiten des Gegensatzes in Dir aufgenommen hast, welche immer nur halbe Wahrheiten sind, weil ein Gegensatz sie behaftet? Du willst das Natürliche, das Wirkliche, und mit Recht, so wie Du sagst, daß unsere Zeit es will. — Letzteres mögte ich widerstreiten, da diese Zeit nicht das ganze Wirkliche, sondern nur das Materielle will, welches nur eine Umhüllung und Verschattung der ewigen Ideen ist, und als ein Nichtseiendes vorüber flieht, wie Platon lehrte und Hegel unterschrieb. So stehts mit Deinem ganzen Rationalismus, daran Dein treuer Charakter so fest hangt. Du hältst die Schale der Nuß in Deiner Hand, weißt aber nicht, daß ein böser Wurm den süßen Kern in Staub schon verwandelt hat. Du preisest, daß Du viel Liebe hast, aber wenig Glauben und weißt nicht, daß die wahre Liebe viel Glauben habe und gar nicht ohne Glauben bestehen könne. — Denn so bald Du liebst, so hast Du einen unbedingten Glauben zu dem Geliebten, und versenkst Dich in seine Vortrefflichkeit, und überbietest damit alle seine Schwächen; oder Du lässest sie doch gegen die Tadler gar nicht gel-

ten und rufst: „Schweigt mit euern Lästerungen, denn ihr seid nicht werth, daß ihr seine Schuhriemen auflöset!“ So steht Deine vermeintliche Liebe ohne Glauben ziemlich abstrakt da, und nimmst Du ihr noch die Hoffnung, so wird sie ohne jene heilige Trias noch viel abstrakter und nicht des Nennens werth. — Die Stunde ist da, zu sichten und das Wirkliche heraus zu finden. So sichte Dich selbst erst und mache Deine Liebe wirklich, das heißt, concret und lebendig!

Die Rationalisten haben eine Vorstellung von Gott, als wenn Er mit seiner Schöpfung in der Art verbunden wäre, daß Er ihr zwar Gesetze gegeben habe, welche aber als Naturgesetze unwandelbar bestehen, so daß er sie nicht wieder um höherer Zwecke willen verändern könne, sondern daran gefesselt sey in Ewigkeit, wie der Sclave an seine Kette. — Dadurch wird von einer Seite ihr Gott ganz abstrakt, von der andern ganz unthätig und sieht nur seiner Schöpfung so zu, die sich auch ohne Ihn erhält. Sein fortwährendes Einwirken in allmächtiger Liebe, welche immer Wunder thut, geben sie höchstens in moralischer Hinsicht zu, aber nicht in physischer. Die Natur könnte nach ihrer Vorstellung konsequenter Weise auch ohne Gott bestehen und er mögte sterben, nachdem Er ihr die erste Form gegeben hat. — Sie lassen ihn nur gelten Ehrenthalber, weil die ganze Bibel auf Ihn

gegründet ist und Er als intelligente Person ihnen gegenüber steht nach altem Herkommen; eigentlich aber, wenn sie aus ihrem Philisterthum heraus treten wollen, ergehen sie sich viel lieber in dem Begriff einer Weltseele, welche der Natur einwohnt, pantheistisch in ihr sich stets darstellt und mit ihr von Ewigkeit zu Ewigkeit verbunden ist. Wenig kümmert diese Weltseele sich um die einzelnen Individuen, und läßt sie gleichgültig entstehen und vergehen; nur daß ihre Gesetze bestehen und nichts an der großen Weltenuhr in Unordnung komme. Es ist genug, daß sie lebt; alle Menschen treten nur wie Schauspieler der Bühne in dem Weltendrama auf und ab, und werden alsbald Staub und Asche, und sind gewesen, wenn sie ihre Rolle ausgespielt haben. — Diese unbewußte Weltseele beehren sie auch mit dem Titel Geist, welcher aber erst in ihrem Geiste zum Bewußtsein kommen kann und zu dem sie, als ihrem Grunde, nicht hinauf, sondern hinab blicken. — So geht der Rationalismus, wenn er kühn ist, zum Pantheismus und Materialismus über; gewöhnlich aber bleibt er stehen bei seinen drei Abstraktionen eines, wie Schleiermacher witzig sagte, schlanken Christenthums: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, und beschäftigt sich viel mit den Eigenschaften seines Gottes, welche er von sich selbst nur abstrahirt hat. Ihr Gott bauete seine Welt, wie der

Zimmermann sein Haus, nur daß er dazu keine vorhandenen Materialien brauchte, sondern alles, was da ist, aus nichts gemacht hat. Damit genügt sich der philiströse Rationalist und stopft sich selbstzufrieden dabei eine Pfeife, da der burschikose Rationalist zur bewußtlosen Weltseele übergeht. — Daher entsteht denn auch seine große Abneigung gegen alle biblischen Wunder, nicht nur des alten Testaments, sondern auch des neuen, weil sie seine Naturordnung wieder in Unordnung zu bringen scheinen; denn wer soll die Ordnung wieder herstellen, da ihr Gott am Naturgesetz gebunden ist, ja eigentlich nur dieses Gesetz ist? — Daher nennen sie jedes Wunder einen Einfall, unwerth des nothwendigen Gottes, dessen freies Bewußtsein und Handeln nur eine anthropomorphistische Vorstellung sein soll.

Dem tritt entgegen der Christ und antwortet: Das ist eine schlechte Philosophie, welche dich nur zu einem abstrakten Gott, oder zu einer bewußtlosen Weltseele erheben kann, aber nicht zu dem Schöpfer Himmels und der Erden, der deine Gedanken schon von Ferne versteht und weiß, wie du es meinest! Noch schlechter ist aber deine Theologie, da du den nahen Gott nicht erkennst, der dein Herz erforschet und deine Nieren prüft. — Es sind Vorstellungen, mit leidigen Negativitäten durchschossen, es sind keine absolute

Gedanken noch Erfahrungen deines Herzens, welche dich zu diesem Ziele führten. Du sprichst so viel von dem Hindrängen des Geistes zur Wirklichkeit, als dem Charakter unserer Zeit, und doch ist diese Vorstellung von Gott, daraus hauptsächlich deine Wunderscheu hervorgeht, das Allerunwirklichste, welches nur in deinem Gehirn sich phantastisch zusammengestellt hat und höchstens im Gebiet der Poesie einen Relief bilden könnte. — Im wirklichen Leben sieht es ganz anders aus. Da ist nur Eins, was feste steht und ewig hält, das heißt: „Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." Was ist denn die Liebe als ein Abstraktum? fragst du, sie bedarf eines Alliebenden, um wirklich zu werden? Wo ist denn dieser Alliebende? Zeige ihn mir! Er ist in dir als dein Gott, wenn du an Christum, seinen Offenbarer glaubst, und ist dir im Geiste als Tröster gesandt, wenn der Zweifelmuth dich betrübt und dich vernichten will. — Er ist ein liebendes Du, was sich in dir versenkt und dich in Ihm. Wenn du gleich ihn nicht siehst, so ist er dir doch der Allernächste und erforschet dich und kennt dich besser, als du selbst dich kennst. In Ihm findest du nur Ruhe für deine unruhige Seele und kannst vor Ihm allein dein Herz stillen — denn er ist der Geist deines Geistes und das Leben deines Lebens, und der absolute Ge-

danke, welcher alle deine Gedanken erfüllt und regiert, — welcher allen deinen Vorstellungen erst Wirklichkeit giebt. Er ist die Liebe, welche nie du selbst werden kannst, weil sie Himmel und Erde erfüllt und alles schaffet und trägt, aber in welcher Liebe du leben sollst, damit du in Gott lebest, und in welcher Liebe du wirken und schaffen sollst, damit Gott in dir wirke und schaffe und seine Herrlichkeit offenbare. — Täuschest du dich nicht, fragst du, und betest die leere Luft an und sprichst mit dem Sturmwind und meinst Seine, Gottes, Stimme zu hören? O nein, sage ich, so wahr ich bin, ist auch der allliebende Gott, und daß ich bin, verdanke ich Ihm allein. — Denn Er, die Liebe, hat ein doppeltes Leben, ein bewußtes Leben in sich selber, und ein bewußtes Leben in seinem Sohne, welches er seinen Kreaturen mittheilt und darin sie froh werden, darin sie ihre Bestimmung als vernünftige Menschen erfüllen, Ihn erkennen zu können, wenn er sie ins Licht vor sein Angesicht stellt; darin er sie erlöset durch den ewigen Sohn, seine zweite Persönlichkeit, von ihren Sünden. Denn sein anderes Leben ist in dem Menschen, der mit der Fülle seiner Liebe von ihm ausgegangen ist und sich uns gleich gestellt hat bis zum Tode am Kreuze. Dieser vereinigt uns fester mit Gott und thut uns durch seine Offenbarungen das Verständniß von Gott auf und heiliget uns durch seinen Gottmenschengeist,

welchen er in unsere Herzen ausgoß, der aus unserm Geiste betet: „Abba lieber Vater!" und damit Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder sind, welche an seinen Namen glauben!

So lehrte uns das neue, das absolute Leben des Glaubens, welches auch die absolute Wahrheit ist, die aber kein bloßer Denker erreichen kann. — Ihr Vernünftler sprechet: „Mystik, nichts als gräuliche Mystik!" Wer mag diese Worte hören? Und doch sagen wir euch, es steht und fällt mit dieser Mystik das ganze Christenthum, und wenn ihr diese Lehre verwerft, so verwerft ihr auch die fröhliche Botschaft und euere Gedanken werden geringer als Asche und Erde. Mit euern zersetzenden Verstandesoperationen, welche ihr Vernunft nennt, wollt ihr Den erforschen und erkennen, welcher Himmel und Erde gemacht hat und euch den lebendigen Odem einblies? Weit gefehlt! Das vermag allein die begeisterte Vernunft, welche ihr neues Leben im evangelischen Glauben begonnen hat und auch in diesem Glauben es vollendet. Ausserhalb dieses Glaubens aber verliert sie mit dem göttlichen Inhalt auch ihr absolutes Leben und Erkennen, und sinkt zu zersetzenden Verstandesoperationen, welche im Absoluten nur Widersprüche finden, herab. Warum? weil sie nicht mehr organisch, sondern nur mechanisch verfahren kann. Auf diesem letztern Standpunkt befindest Du Dich, Bruder Wisli-

cenus, und verfolgst ihn mit aller Ehrlichkeit und Treue, wie es von Deinem Charakter zu erwarten steht, der nicht hinter dem Berge halten mag. Aber dieser Standpunkt selbst ist perfid gegen das Göttliche des Christenthums und ein blos kritisch-eklektischer. Du willst Dir den natürlichen Christus reserviren, welcher ist wie alle anderen Menschen gezeuget, geboren, gestorben und nicht wieder auferstanden von den Todten; oder nur auferstanden als ein Nichtgestorbener, also in schwacher Selbsttäuschung als Schwärmer, eine Unwahrheit bekennend, und willst doch von ihm, als Deinem Heiland und Erlöser die Vergebung der Sünden empfangen? Nein, ich mögte Dir nicht Unrecht thun, Du willst ihn nur als einen großen Lehrer der Menschen in seiner Moral zum Vorbild Dir nehmen, welcher zuerst den rechten Weg anschlug, wiewohl Du die heutige Moral viel ausgebildeter hältst und weit über die seinige erhebst; da man Den, der uns schlägt auf die eine Wange, nicht die andere sanftmüthig darreichen soll, wie Du meinst, sondern ihn wiederschlagen muß, Auge um Auge und Zahn um Zahn, und das Böse mit Bösem vertreiben. Das ist also Deine Moral, welche die freie Wissenschaft Dich lehrte?! O welche feine und herrliche Frucht, die alle Blutrache barbarischer Völker vertritt, die der Ehefrau gebietet, ihren Mann, der sie schlägt, wieder zu schlagen, zu kratzen, zu beißen, und

möglichſt zu überwältigen; nicht aber durch Sanftmuth und Geduld ihn zu beſchämen und zur Vernunft zu bringen. So weit iſt das neunzehnte Jahrhundert mit ſeiner freien Wiſſenſchaft gediehen, um dieſe Moral von den Dächern zu predigen! Wie heißt das Wort Jeſu, Matth. 5, 38. 39.: „Ihr habt gehört, daß da geſagt iſt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage euch, daß ihr nicht widerſtreben ſollt dem Uebel, ſondern ſo dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar!“

Das Nichtwiderſtreben dem Uebel, ſondern mit Sanftheit es bewältigen, iſt alſo der Hauptgedanke, welcher in dieſem Gleichniſſe ausgeſprochen wird; und iſt nicht die Sanftmuth der chriſtlichen Liebe, abgeſehen von ihrem göttlichen Urſprung, oft das ſicherſte Mittel, um den Zornigen wieder zur Beſinnung zu bringen und feurige Kohlen auf ſein Haupt zu ſammeln? Erfordert das nicht viel mehr Muth und Selbſtverleugnung, als ſich, wie der Hund, ſeiner Haut zu wehren? Iſt dieſe Sanftmuth und Geduld, ſo wie Chriſtus ſie bewieſen hat, nicht wieder zu ſchlagen, wo er geſchlagen wurde, ſondern mahnend zu dem Knecht des Hohenprieſters zu ſprechen: „Wenn ich die Wahrheit ſage, warum ſchlägſt du mich?“ iſt es nicht der Anfang des neuen Lebens, welches mit dem ſanftmüthigen und doch furchtloſen Bekenntniß und mit dem Blute

der heiligen Märtyrer die Welt überwunden hat, weil ihre Liebe, für Jesum und für die Wahrheit sich opfern alle Furcht austrieb? Läßt sich dieses erhabne Wort des Herrn wohl in Widerspruch bringen mit gerechten Kriegen und mit dringender Nothwehr? Sagt er doch selbst: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt.“ Und er brachte es, und es siegte über die Heiden das Geist-Schwerdt seines Worts. Alles hat sei Grenzen in der Wahrheit. Aber der ganz neue Gedanke, für die Feinde zu beten und zu segnen, welche uns fluchen und wohl zu thun, welche uns verfolgen, wie Jesus ihn mit der That bewährte, verliert dadurch nicht seine Kraft. — Der viel größere Sieg über die Welt ward durch den Muth des Leidens für die ewige Wahrheit, nicht durch das Eisen erkämpft. — Und er wird noch dadurch erkämpft und immer nur dadurch erkämpft werden gegen alle Feinde und Verächter des positiven Christenthums. — Solltest Du das nicht auch Deiner Gemeine predigen, Bruder Wislicenus, und dadurch ihr Rachgefühl dämpfen? Die Rache kommt noch früh genug und die Selbsthülfe wird nicht ausbleiben, wenn das Maaß der Duldung voll ist; aber Christus spricht mit Recht: „Vergebet nicht nur 7 Male, sondern 70 mal sieben Male!“ freilich nur in Hoffnung der Besserung, damit der Beleidiger durch euere Langmuth Raum zur Buße

gewinne. Der ganz verſtockte Sünder dagegen muß durch Widerſtand in Schrecken geſetzt und muthig zurück getrieben werden. Alſo iſt alles in der heiligen Lehre Jeſu cum grano salis zu verſtehen. Denn in Abſtraktionen predigte er nicht Moral, wie die Weiſen dieſer Tage thun, ſondern im konkreteſten Falle. Willſt Du alſo, Bruder Wiſlicenus, die chriſtliche Ethik angreifen und Deine moderne burſchenſchaftliche über ſie erheben, ſo mußt Du zuvor von den Abſtraktionen Deines raiſonnirenden Verſtandes Dich los machen, welcher Widerſprüche wittert, wo keine vorhanden ſind und beim redlichſten Willen immer regelmäßig der Wahrheit vorbei ſchießt.

Die große Meinung, welche Du von der freien Wiſſenſchaft hegſt, welche ſich von aller Religion emanzipirte und von Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach und vielen Andern repräſentirt wird, hat Dich wahrſcheinlich dazu verleitet, da Dein Charakter etwas ganz Anders anſtrebt, nämlich feſten Boden, darauf Du im geſunden Glauben fußen kannſt, nicht aber den Moraſt der Hyperheterodoxie. Ich hörte ſprichwörtlich von Dir ſagen: „Auf Dich könne man Häuſer bauen.“ Soll das aber wahr bleiben, ſo muß Chriſtus Dein Grundſtein werden, und nicht blos Grundſtein, ſondern auch Kuppel und Schlußſtein Deines Tempels, d. h. nicht blos Anfänger Deines religiöſen Bewußtſeins, ſondern auch

Vollender, welcher Dich mit ſeinem heiligen Geiſte durch das Evangelium berufet, mit ſeinen Gaben erleuchtet und im rechten einigen Glauben Dich heiliget und erhält.

Der Chriſtenglaube iſt immer die objektive Wahrheit, darin alle menſchlichen Ueberzeugungen zuſammen treffen, wenn ſie gleichſam die Spitze ihrer Pyramide erreicht haben. Er darf aber nicht abſtrakt ſtehen bleiben, ſo wie in der katholiſchen und griechiſchen Kirche; gleich wie eine Wage, deren Zünglein feſtgenagelt iſt, und alſo nichts wägen kann; das Objektive verlangt das Subjective zum Widerpart, um mit ihm ein Bündniß zu ſchließen, denn ohne ihn iſts nicht das rechte Objektive, ſondern nur ein todtes unpraktiſches Dogma; daher muß der Glaube ſich einer Deduction unterwerfen, die da hervorgeht aus dem Geiſte, aus dem Leben und aus der Geſchichte des Chriſtenthums. Dieſe Deduction fehlt uns noch, und in ihr beſteht die Philoſophie des Glaubens. Dieſe Deduction iſt an der Zeit. Der Chriſtenglaube ward bisher nur kritiſch-negirend, oder dogmatiſch-concedirend behandelt, nicht aber ethiſch-religiös. Die göttliche Wahrheit ſoll durch die Deduction des Chriſtenglaubens eine gottmenſchliche werden, ſo wie Chriſtus Gottmenſch wurde. Alſo beſteht der erlöſende Glaube noch in dem praktiſchen Chriſtenthume, da er ſich vermittelt durch

das Leben der wahren Christen, welche ihn mit Gemüth und Charakterstärke geltend machten und durch die That bewiesen, daß er sey eine vollkommene Weisheit. So soll er auch in der Wissenschaft bestehen und deducirt werden. — Wir müssen den ganzen Menschen mitbringen, um diesen Prozeß zu beginnen. Der kritische Verstand reicht lange nicht aus, und das Gottgefühl des Glaubens muß hinzu treten sammt der göttlichvernehmenden Vernunft mit ihrer productiven Einbildungskraft, um den Glauben folgerecht zu deduciren. Diese Deduction des evangelischen Glaubens aus dem Geiste, aus dem Leben, aus der Geschichte, würde etwa folgenden Weg einzuschlagen haben, wenn sie zum Ziele führen soll.

Den Anfang macht der Begriff der Sünde. Die Sünde ist eine Zersetzung des Leibes und Geistes und ein Widerspruch gegen sich selbst, so daß du nicht thust was du willst, sondern was du nicht willst und hassest. — Du thust das Böse, das Unsittliche, das Gottlose, nicht nach dem Gesetz des Geistes, welches auch des Leibes ist, sondern du thust es nur nach dem Gesetz in deinen Gliedern, welches thierischer Art ist und sich deinem menschlichen Gesetz widersetzt. Eben dadurch, daß der Mensch von Hause aus ein Kind des Geistes ist, und an dem Geiste all sein menschliches Wesen hängt sich entfalten muß, welches ihn ewig

vom Thiere unterſcheidet, eben dadurch wir blos das Thieriſche und Egoiſtiſche bei ihm im Gegenſatz des Geiſtes unmenſchlich und ſataniſch, ſein Feind und ein Feind gegen Gott. Es iſt nicht nur Fleiſch und Blut, es iſt nicht nur die verführende und verführte Welt, welche den Menſchen in Anfechtung bringen; es iſt vielmehr der Geiſt des Finſterniß, der abſolute Egoiſt, welcher ſich der Schattenſeite des Menſchen bemächtigt und den Kampf mit dem Geiſte des Lichts in ihm beginnt, indem er alle Leidenſchaften des Fleiſches und der Welt zu Hülfstruppen braucht, um über den Geiſt des Lichts, der auch der ewige Menſchengeiſt iſt, den Sieg davon zu tragen. Inmitten ſteht nun der heilige Wille, der wahrhaft freie in dem Geſetz der Freiheit und des ewigen Lebens, die abſolute Macht, welche Gott dem Menſchen verliehen hat daß er ſein Ebenbild würde, aber auch ein Teufel werden kann, wenn er ſie mißbrauchte — denn das punktuelle Menſchenbewußtſein kann nicht das Abſolute als abſolut in ſich aufnehmen gleich wie Gott iſt, ſondern nur relativ, mit dem Gegenſatz des Teufels, des Lügners von Anfang, des abſoluten Egoiſten, der zum Ungehorſam gegen Gott den Menſchen aus Afterklugheit und Neugier verleitet und ſeine heilige Freiheit des Willens in Willkühr umwandelt, und ihm durch die Spaltung in ſich ſelbſt den Tod

herbei führt, wenn der Menſch, darin Gott und Teufel ſich berühren, nicht — wachet und betet, denn das Gebet führt zum Gehorſam zurück und der Gehorſam zur freien Kindesliebe zu dem Vater im Lichte. Inmitten, ſagte ich, ſteht der heilige Wille, der wahrhaft freie, wodurch der Menſch erſt zum Menſchen wird, ſo wie er vor dem Falle es war. Er wird gottesfürchtig oder gottlos, ein Kind Gottes, oder ein Geſelle Satans, ſo wie er ſich ſelbſt beſtimmt, nach dem Geſetz der Freiheit hin, oder nach dem Geſetz der Willkühr. Warum er ſich aber nach dieſem oder jenem Geſetz hin beſtimmen ſollte und welchen Grund er dazu hätte, iſt nicht weiter zu fragen, eben weil er frei iſt. Der Sündenfall iſt etwas durchaus Zufälliges, weil die menſchliche Freiheit etwas durchaus Abſolutes iſt — wie ſehr ſie auch bei Manchem durch Sünde legirt und paralyſirt wurde. — Daher hören wir oft den Gefallenen ſprechen: Ich wollte wohl mich überwinden und Gott gehorſam ſein, aber ich kann nicht. Dieſe Sünde iſt angeerbt, als eine Sünde des Nichtkönnens, als eine Schwachheit des Nichtvermögens, von Eltern und Großeltern her, bis zu dem erſten Menſchenpaar hinauf, und ſie iſt zu uns allen hindurchgedrungen und hat in uns Allen den Tod gepflanzt, welcher iſt der Sünde Frucht. Auch nicht Einer iſt rein geblieben, als der Eine Reine, welcher, in

jungfräulicher Reinheit aus dem Geiſte geboren, uns alle erlöſet hat von Sünden, durch deſſen Wunden wir heil wurden. Dieſer Eine iſt ein Menſch, gleich wie wir ſind, aber ein Gott-Menſch, weil er ohne Sünde war, und nicht nur ſündlos, ſondern auch liebevoll, liebeskräftig in Worten und Werken, der den Begriff der Menſchheit für uns Alle vollendete, und die Herrlichkeit des Vaters voller Gnade und Wahrheit allen Sündern offenbarete. — Wäre Er nicht gekommen, ſo wäre die Menſchheit verkommen. — Denn wir ſelbſt mit unſerer durch die Sünde und Uebertretung herabgeſunkenen Vernunft und Freiheit konnten uns nicht erretten, weil dazu ein Glaube an den wahren Menſchen gehört, welchen eben wir verloren hatten. Dieſer Glaube mußte alſo die wahre abſolute Freiheit wieder zu Ehren bringen, und den Menſchen zu einem Kinde Gottes machen durch den Eingebornen vom Vater, daran wir glauben, als an den Fürſten der Wahrheit und unſern Erretter vom Tode und Teufel. Dieſer Glaube geht nothwendig aus dem Begriffe der Sünde hervor. Bekennſt du nicht deine von Adam angeerbte Sünde, welche doch ſchon in deiner gegenwärtigen, die du, als Selbſtſucht, nicht leugnen kannſt, enthalten iſt und welche im Stolz und Eigenſinn manche Frucht des Verderbens Dir getragen hat, wäre ſie auch nur eine Verſtar-

rung gegen das wahrhaft Gute geweſen; — bekennſt du nicht deine angeerbte und gegenwärtige Sünde, ſei es in Thaten oder Unterlaſſungen, ſo kannſt du auch nicht glauben an den Erlöſer der Welt, welcher dich verſöhnen will mit Gott. Die Deduction des Glaubens geht alſo von dem Bewußtſein der Sünde aus. Da nun aber dieſes Bewußtſein einem jeden gewiſſenhaften Menſchen eingepflanzt iſt, ſo reicht die Moral unſerer Zeit nicht hin, um ihn davon zu befreien, weil keine Rechtfertigung aus dem äußerlichen Geſetz kommt, das nicht kann lebendig machen. Darum muß der Glaube an Chriſtum hinzu treten, daß du den alten Sauerteig der Sünde ausfegeſt und ein Neues in Lauterkeit und Gerechtigkeit anfängeſt. Das erſte Glied iſt: „Du biſt ein Sünder wie alle Andern.“ Dies fordert das zweite: „Weil du ein Sünder biſt, ſo bedarfſt du eines Erlöſers, der ſelbſt rein, auch dich reinigen kann von deiner Schuld, indem er ſein Blut für dich unſchuldig vergoſſen hat und einmal für dich in das Allerheiligſte eingegangen iſt.“

Dieſen Opfer- und Verſöhnungstod Chriſti, welcher das Ziel und die Krone ſeines ganzen heiligen Lebens war, glaubſt auch Du wohl mit mir, Bruder Wiſlicenus, denn Du biſt nicht, wie das große Heer der ſogenannten Rationaliſten, welche allen organiſchen Zuſammenhang des Heilands mit ſeiner Gemeine läug-

nen und ihn zum bloßen Vorbilde machen wollen, als wenn ſich ſo gerade zu unſer Herr als ein Recept der Tugend verſchreiben ließe. — Du glaubſt an die ſich uns einverleibende Kraft ſeiner Liebe, dadurch wir, im Glauben, zu einem neuen Leben mit ihm auferweckt werden. Dieſe Auferweckung geſchieht erſt im Geiſte zu einem neuen Leben auf Erden, als wären wir ein organiſches Glied ſeiner Gemeine, und dann geſchieht ſie vollkommner nach dem Tode in unſerem geiſtlichen Leibe, welchen er ähnlich macht ſeinem verklärten Leibe, durch die Kraft und Wirkung, die ihm alle Dinge unterthan gemacht hat, und welchen Leib er zu ſich ziehen will zum Vater im Lichte in das Reich der Vollendung, was Dein fleiſchlich Auge nicht mehr ſehen kann; eben wie Er auffuhr in dieſem Leibe und eine Wolke nahm ihn weg vor den Augen der nachblickenden Jünger. In ſeinem Opfertode ward dieſer Leib entbunden, doch ohne Verweſung, weil er ohne Sünde blieb; bei uns wird er dagegen im Tode entbunden durch Verweſung, weil wir in Sünden empfangen und geboren ſind, und viel geſündigt haben. Alſo iſt von Anfang ſchon eine Zerſetzung des geiſtigen und leiblichen Lebens — darin eben die Sünde beſteht, in uns vorgegangen, ſo daß uns der eigne Leib ein Fremdes werden mußte. Aber unſer geiſtlicher Leib, welcher durch Glauben und Liebe mit Chriſto ver-

einigt wurde, bleibet unser ewiges Eigenthum, und fährt mit gleichen Kräften, als der Seinige, welcher keine Verwesung geschmeckt hatte und noch vierzig Tage unter den Jüngern sich offenbarete, gen Himmel zur Geistes-Soyne, zu seinem Vater und zu unserem Vater, zu seinem Gott und zu unserem Gott.

Ob nun der jüngste Tag, da unser Glaubenssymbol diese Verwandlung an den Menschen geschehen läßt, schon unser Todestag und unsere Todesstunde sey, oder ob erst nach vielen Jahrtausenden des Schlafs dieser Tag erscheinen wird, das weiß ich nicht, oder ob die irdische Zeitenform überhaupt aufhöre und hunderttausend Jahr im Tode nur wie ein Moment sey, das weiß ich nicht, wie ich von den letzten Dingen Vieles nicht weiß, und kann es darum weder behaupten, noch verwerfen. — Es gehört auch nicht zu meinem Glauben und ist eine vorwitzige Frage der Neugier, welche der Geist nicht beantwortet. Was aber zu meinem evangelischen Glauben gehört, das beantwortet er mir auch, wenn nicht aus der heiligen Schrift, doch aus dem christlichen Leben, wenn ich die Hand an den Pflug lege, die gerade Furche ihm treulich nachziehe, und mich nicht umsehe nach eitlen Reflexionen; denn in der krittelnden glaubenslosen Reflexion steckt der Teufel, welcher den Geist in mir verdunkelt, das Herz mir abkältet und mich furchtsam macht dem Herrn nach die

letzten Schritte zu thun. — Die Reflexion möchte wohl glauben an eine Auferstehung Christi und aller Todten, und an ein ewiges Leben, wo er seine treue Gemeine selig um sich her versammeln will; aber da ist dies und jenes, was sie daran hindert; sie geht nicht ein in die gewisse Zuversicht und so zerbröckelt in den kritischen Vorhöfen der feste Kern des lebendigen Glaubens und läßt nur die ungenießbaren Hülsen des Vielwissens zurück, welche zu nichts nützen, als in den Ofen geworfen zu werden. Das ist mein Glaube, Bruder Wislicenus. Ob es der Deinige sey, oder wie weit, weiß ich nicht.

Dieser Glaube an die Person des Welterlösers, welcher gekommen ist, um unsere Sünden zu tilgen und dazu Macht empfangen hat vom Vater; wir wollen es noch dahingestellt sein lassen, ob unmittelbar durch die Ueberschattung des heiligen Geistes über seine jungfräuliche Mutter, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich; oder ob in einer heiligen Liebe, welche auch göttlichen Wesens ist, durch Vermittlung eines Mannes; — dieser Glaube fordert nothwendig zuvor den Glauben an den heiligen Gott-Menschengeist, welcher ausgeht vom Vater und Sohne, und ausgegossen ist am Tage der Pfingsten als Lehrer und Tröster über seine Gemeinde, der bei uns bleibet im Wort und Sakramente, der die begeisternde Liebe in unsere Herzen

ausgießt, welche uns unauflöslich vereinigt in Christo Jesu zu einem neuen Leben in Friede und Freude, der den Tod überwindet und schon hier in uns ein ewiges Leben anfängt, der mit seiner Liebe, wenn auch Himmel und Erde vergehen, doch in dem Wort der Wahrheit und Gnade niemals aufhört — denn seine Liebe ist Gott und wer in dieser Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Durch den heiligen Geist also wird Christus in jedes gläubige und reuevolle Herz gepflanzt und sein früher individuelles und punktirtes Bewußtsein auf Erden wird durch diesen heiligen Geist ein universelles, da er durch ihn in seiner ganzen Gemeine der Heiligen lebt, in seine Worte Geist und Leben bringt, die Gemeine daran erinnert, was Er und seine Apostel gepredigt haben, von dem Schatze Christi und des Vaters es abnimmt und unsern Erlöser also verkläret in seiner ganzen Gemeine. — Darum ist allerdings das christliche Bekenntniß einer Vervollkommnung oder richtiger, einer weiteren Entfaltung, fähig, als im apostolischen Zeitalter; aber wohl zu merken, nicht durch die vom Glauben abgefallene Vernunft, daraus die moderne Kritik hervorgegangen ist, welche nur Negationen hervorbringen kann; sondern durch den heiligen Geist der Liebe, welcher durch das Evangelium berufet, mit seinen Gaben erleuchtet, und uns im rechten apostolischen Glauben heiliget und

erhält — ja erhält am Worte und nicht außer dem Worte und gegen das Wort. Dieser Geist wird fälschlich von den Theologen unserer Tage als Person verworfen und nur für eine Kraft ausgegeben, welche ausgeht vom Vater und Sohne. Aber Kraft ist in dieser Beziehung ein Abstraktum, wenn sie nicht von einer Person ausgehet. Darum sagen die Rationalisten viel konsequenter, als diese Supernaturalisten, der heilige Geist ist unser vernünftiger Geist. Es giebt keinen andern heiligen Geist, als unser persönlicher Vernunftgeist. Denn es soll erst bewiesen werden, daß von Gott, der uns ferne steht, „denn Er ist im Himmel und wir sind auf Erden," eine unpersönliche Kraft, wie ein Wind aus der Gewitterwolke, ausgehen, in unser Herz eindringen und uns begeistern könne. Diese Behauptung hat weder Hände noch Füße — der Geist ist Gott, so wie der Vater und Sohn Gott sind. Durch den Geist werden sie beide nur Eins, und so wird Gott der dreieinige Gott. Dieses stimmt auch ganz überein mit dem universellen Wesen Gottes, welches in keinem punktuellen menschlichen Bewußtsein gedacht werden kann, sondern Himmel und Erde erfüllt und welches nur in der Dreiheit seine vollkommne absolute Einheit gewinnen kann. Denn Gott ist sich nicht nur bewußt in sich selber, sondern er ist sich auch bewußt im hei-

ligen Geiſte. Dieſes dreifache Bewußtſein wird durch eine ſtetige Wechſelwirkung ein einiges, dreieiniges, und dadurch unterſcheidet ſich eben das göttliche Bewußtſein von dem Menſchlichen, welches „ich bin Ich," heißt, daß Gott die Gegenſätze in den drei feſtſtehenden Hypoſtaſen immer wieder aufhebt und dadurch das eine große Eins wird, welches alle menſchlichen kleinen Bewußtſeins-Einheiten in ſich aufnimmt und durch Sohn und Geiſt mit ſich vermittelt. Was heißt ſonſt das Wort des Herrn: „Gott iſt ein Geiſt, und wer ihn anbetet, der ſoll ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten!" Was heißt ſonſt das zweite Wort: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" Was heißt ſonſt das dritte Wort: „Ich will euch den Tröſter ſenden, den heiligen Geiſt, der ſoll euch lehren und leiten in alle Wahrheit und Er wird mich verklären in meiner Gemeine, denn von dem Meinen wird ers nehmen und euch verkündigen. Was des Vaters iſt, das iſt auch mein." Dieſe Worte können, ohne gewaltſame Drehung, nicht als bloße Kraft genommen werden, ſondern weiſen auf eine dritte Perſon oder Hypoſtaſe in der Gottheit hin, welches ein drittes gemeinſames Bewußtſein Gottes bezeichnet, das den Gegenſatz zwiſchen Gott und Menſchen wieder aufhebt und ein Gottmenſchengeiſt genannt wer-

den kann, da im alten Bunde ſich die Gottheit nur als Schöpfer und Geiſt offenbarete, wenn gleich die prophetiſche Weisheit ſchon hinüber reichet in den neuen Bund und ihn auch Vater nannte. Der Begriff des Vaters wird erſt von ſeiner Abſtraktion entbunden durch den Begriff des Sohnes, und der Begriff des Sohnes wird erſt von ſeinem Gegenſatz befreiet durch den Begriff des heiligen Geiſtes.

Wer aber hatte den Geiſt in ſeiner ganzen Fülle als Jeſus von Nazareth, der wahre Menſch? Du ſprichſt vielleicht, Bruder W.: Sind wir denn nicht auch wahre Menſchen durch Vernunft und Gewiſſen geworden und haben wir nicht ſchon ein Stück gelebt mit den Erfahrungen des Fortſchritts von faſt zweitauſend Jahren? So hätten auch wir wohl ein Wörtchen mitzuſprechen. Du ſprichſt: Ich verehre das Glaubensbekenntniß der Apoſtel über Ihn, aber ich will das Meinige dadurch nicht beſchränken laſſen. Sagt Jeſus doch ſelbſt, daß er die Wahrheit ſey. Nun, ſo laſſe er uns in der Wahrheit wachſen, wie die Jahrhunderte ſie entwickelten, und beſchneide uns nicht die Flügel durch den Buchſtaben ſeiner Geſchichte! Er war ein gottbegeiſterter Menſch. An ſeinen Geiſt wollen wir glauben, doch nicht an ſeinen Buchſtaben, welchen ſeine Zeit durch manche Mythen uns verdunkelt hat.

Du hätteſt recht geredet, wenn Er nicht der große

Einzige wäre, das *A* und das *Ω* der Menschheit, gestern und heute und in Ewigkeit, er Selbige, welcher mit seinem Geiste und Worte über alle Zeiten herrscht und aus welchem die Jahrtausende Geist und Wahrheit trinken sollen, um nicht als Schattenbilder zu verschwinden. Hier scheiden sich vielleicht unsere Wege um einen ganzen rechten Winkel; denn ich halte sein Wort, darin nur Geist und Leben wohnt, für ein ganz anderes und viel höheres Wort, als Platons und Aristoteles Worte sind, welche einen Fortschritt zulassen, sowie auch Kants, Fichtes, Schellings und Hegels Worte es bewiesen haben. Nicht also mit Christi Wort, denn es ist das Allerhöchste und ist das ewige Gotteswort, welches aber dennoch durch die Schrift und Ueberlieferung einer Kritik unterworfen ist, weil manches falsch gehört, manches falsch verstanden, manches im Gedächtniß nur halb bewahrt, später falsch niedergeschrieben sein dürfte — denn ich glaube nicht, wie die alte Kirche, an die absolute Infallibilität der Evangelisten, wohl aber an eine relative, da sie vom Geiste Gottes begeistert waren, als sie die Geschichte Jesu niederschrieben. Das widerspricht sich nicht und thut der Wahrheit keinen Abbruch. Jene Kritik aber muß aus dem Geiste des ungefärbten Glaubens kommen, nicht aus dem Geiste des Unglaubens und der modernen Vernünftelei, welche sich mit dem Ehrennamen „freie Wis-

ſenſchaft" hat taufen laſſen. Denn der Glaube kann nur ſeine Schrift ſichten und iſt der einzige vollgültige Interpret und Richter des Buchſtabens, ob Geiſt und Wahrheit darin wohne; nicht aber die vom evangeliſchen Glauben emanzipirte Vernunft, welche in ihrem eignen Lichte ſich verblendet hat. Davon werden wir weiter unten reden. Hier habe ich nur die erſten Linien des Weges gezeichnet, auf welchem der Geiſt ſeinen Glauben konſtruiren muß. Wie der Geiſt ihn im Leben und Wandel der lebendigen Chriſten conſtruiren könne, gehet ſchon daraus hervor; denn die reine Lehre fordert ein reines Leben, und das reine Leben fordert einen reinen Wandel; und umgekehrt, das reine Leben eine reine Lehre. „Wenn ihr meinen Willen thut," ſprach Jeſus, „ſo werdet ihr erkennen, daß ich nicht aus mir ſelber rede, ſondern das rede, was mein Vater mir geſagt hat." Dieſer iſt der evangeliſche Glaube, welchen ich, Bruder W., Dir gegenüber bekennen und daraus der Wunderglaube in der Schrift nur recht beurtheilt werden kann. Das Ethiſche iſt allerdings für uns die Hauptſache und der eigentliche Kern des Wunderglaubens, welcher ihm nicht fehlen darf, wenn wir an die bibliſchen Wunder glauben ſollen. Der fehlt ihm aber auch nicht. Alle ſeine Wunder ſind Wohlthaten, um den Glauben an ihn zu ſtärken, es ſey durch plötzliche Heilung von unheilbaren Krank-

heiten, oder durch Befreiung aus augenscheinlicher Todesnoth, oder durch Offenbarung einer göttlichen Macht, der Wind und Meer und böse Geister gehorchen mußten. Daß die Gergesener durch die von ihm aus dem Besessenen verjagten und dann freigegebenen bösen Geister ihre Sauheerde verloren, welches von den Unkundigen als eine Gewaltthat und Verletzung des Eigenthums angeklagt wird, ist nichts anderes, als eine Manifestation seiner Macht über die Kreaturen, dadurch die Herzen der Besitzer jener Heerden, von Furcht und Schrecken durchdrungen, an Ihn gläubig werden mogten, und die Kraft seines Worts erkennen, welches ihnen vielleicht sonst verschlossen geblieben wäre. — Ueberhaupt kann hier nicht von Eigenthumsrechten die Rede sein, wo der Gesandte Gottes die Herrlichkeit seines himmlischen Vaters zum allgemeinen Wohl der Menschheit offenbaren will; so wie der Herr der Schöpfung es auch in einem Blitzstrahl, der zündet, in einem Hagelschlag, der verwüstet, in einer Seuche, welche Tausende hinrafft, die als ernste Zeichen vor ihm hergehen, aber darin Er nicht ist, als Beweis seiner Allmacht dem gefallenen Menschengeschlechte kund giebt. Eben dasselbe gilt von dem nach dem Worte Jesu verdorrten Feigenbaume, wiewohl der Baum keine Schuld hatte, daß er ohne Früchte blieb. Die gewöhnlichen moralischen Ansichten können hier durchaus keine Anwendung

finden, welche ſonſt unter uns ihre Gültigkeit haben, denn dieſe Thaten und Offenbarungen kommen von dem Herrn des Geſetzes und alles Eigenthums.

Nun könnte man zwar dieſe Art Wunder als ſymboliſche betrachten und ſie von anderen und wirklichen Wunderwerken unterſcheiden, ohne darum den Wunderbegriff anzutaſten; doch wer will die Grenzen hier ziehen, auch kommt es darauf gar nicht an — ſondern nur darauf, daß Gott nicht nur in der Natur, ſondern auch über der Natur, alſo nicht blos natürlich, ſondern wunderbar nach höheren ethiſchen Motiven wirkt, welche letztere einen heilbringenden Schauder zur Anbetung in unſer Herz bringen und davon die ganze israelitiſche Geſchichte, welche den wahren Gott verkündet, voll iſt. Sie iſt in der Weltgeſchichte ein fortlaufendes Wunder, welches zwar oft in Aberglauben und Wunderſucht, ohne Geiſtesfrucht, entartete, ſo daß der Heiland auch ſprach: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſeht, ſo glaubet ihr nicht," denn das Wort der Erlöſung ward darüber vergeſſen, — aber dennoch eine tiefe Wahrheit hat.

II.

Warum bedarf der evangeliſche Glaube des Wunders, um ſich in ſeinem Begriff zu vollenden?

Die erſte Unterſuchung muß eine Conſtruktion des bibliſchen Wunders ſein, um dieſe Frage beantworten zu können.

Das Wunder iſt eine That Gottes, welche die gewöhnliche Ordnung in ſeiner Schöpfung überſchreitet, und deßhalb nicht widernatürlich, ſondern vielmehr übernatürlich genannt werden muß. Denn Gott iſt ein Herr der Natur und nicht ein Knecht der beſtehenden Naturgeſetze. Bei ihm iſt kein Ding unmöglich, welches zur Gründung ſeines Gottesreichs auf Erden durch den Meſſias erfordert wird. Das bezeugen alle chriſtlichen Wunderwerke, welche einen tiefen ethiſchen Grund offenbaren und eine freie Geſetzmäßigkeit des Geiſtes zu

Tage ſtellen. Verſchieden ſind davon die altteſtamentlichen Wundererzählungen, und noch mehr die heidniſchen Mythen, welche letzteren ſich überwiegend oder allein im Sinnlichen bewegen und nur ſinnliche Zwecke haben. Hier fällt die Fabel gleich in die Augen und die Götterlehre der Griechen iſt nichts, als ſchöne produktive Phantaſie, mit tiefen Gedanken der Urwelt durchwoben, welche von ihr ſchön umhüllt werden. Ihre Wahrheit erſcheint in der Kunſtform, und der ganze Homeriſche Olympos iſt ein göttliches Kunſtwerk.

Die jüdiſchen Wunder des alten Bundes dagegen haben ſchon mehr eine ethiſche Wahrheit, welche aber auch mit ekſtatiſchen und oft ſymboliſchen Vorſtellungen umhüllt wird, die für den ſubjektiven Standpunkt der damaligen Iſraeliten unbedingte Wirklichkeit hatten, für uns Chriſten aber oft nur eine bedingte ſo wie Jeſus Chriſtus ſie nur ſymboliſch brauchte, da er ſich ſelbſt das wahre Manna und Himmelsbrod nennt, welches das ewige Leben giebt. Dieſe jüdiſchen Wunder ſind alſo eigentlich nur Vorbilder der chriſtlichen, welche Letzteren aus der ekſtatiſchen Form der Erſtern in die wahre Wirklichkeit übergehen, und als Jeſu Chriſti Wunderwerke den Ideen das heilige Bürgerrecht geben. Denn die ganze Idee der Menſchheit hat ſich in Ihm verwirklicht.

Das chriſtliche Wunder iſt alſo im engſten und

eigentlichſten Sinne ein Wunderwerk, darin Er, welcher mit Gott Eins war, ſeine Energie, die über die gewöhnlichen Geſetze der Natur ſich erheben konnte, an den Tag ſtellte; z. B. durch ſein Wort Kranke heilen und Todte auferwecken. Er brauchte ſie ſelbſt als Zeugniſſe ſeiner göttlichen Sendung, aber ſie nicht allein, denn das Hauptzeugniß bleibt immer, daß Er den Armen das Evangelium predigte, und „ſelig iſt, der ſich nicht an Ihm ärgert.“ Das iſt ſein Beruf, durch den Glauben die Menſchheit zu beſeligen und von ihren Sünden zu erlöſen. Wer an Ihn glaubt, der wird die Herrlichkeit Gottes ſehen und ſich zu ſeiner reinen Menſchheit erheben, die nicht mehr gerichtet wird. — Wer aber nicht glaubt, der iſt ſchon gerichtet.

Dieſer evangeliſche Glaube poſtulirt das Wunder in ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung, um das ſinnliche Element mit dem ethiſchen und überſinnlichen zu verknüpfen, und letzteres dadurch zur concreten Erſcheinung zu bringen, wenngleich er nicht daran hangt und daraus hervor geht. Ich glaube nicht an den Sohn Gottes, weil er auferſtanden iſt von den Todten, ſondern weil ich an ihn glaube, ſo iſt er auferſtanden von den Todten. Denn den Heiligen, Sündloſen durfte die Verweſung nicht berühren, weil ſie nur die Frucht der Sünde iſt. — Ich glaube nicht an den Sohn Gottes, weil

Er vom heiligen Geiſte in dem Leibe einer Jungfrau empfangen, aber weil ich an Ihn glaube, ſo iſt er rein und ohne Sünde von einer Jungfrau geboren und vom heiligen Geiſte empfangen.

Der Haupthbeweis liegt alſo in ſeinem Wort und Leben, nicht in dem, was zwei Evangeliſten davon erzählen, und zwei Andere davon verſchweigen. Seine nach dreien Tagen der Grabesruh wirkliche Auferſtehung von den Todten, ſo wie er es den Jüngern vorher geſagt hatte, hängt damit im heiligen Organismus des chriſtlichen Glaubens genau zuſammen und erfüllt das Wort Pauli: „Wenn wir nicht glaubten an die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten, ſo wären wir die Elendeſten unter allen Menſchen.“

Denn ſein ganzes Leben iſt Sterben und Auferſtehen und iſt nur darum ein ſo entſchiedener Triumph über Sünde und Tod, weil es aus einem reinen Keime gezeugt iſt und einen abſoluten Anfang macht, als der zweite, himmliſche Adam, doch, als Menſch verſuchungsfähig, durch ſeinen heiligen Willen der göttlichen Liebe, in freier Hingebung an Gott, die Sünde und den Tod überwunden hat. Er hat ihn für uns überwunden, da kein Tod in Ihm gepflanzet war, alſo auch keine Verweſung eintreten konnte. Dennoch iſt es der Tod, aber eines Solchen, der ihm ſeinen Stachel raubte und die Hölle in ſeinem freiwilligen Opfer

beſiegte. In dem Todesſchlafe ward ſein Leib für die ewige Welt bereitet, und empfing die Kräfte, welche dem ſterblichen Leibe nicht zu Theil geworden ſind, und die uns auf dem blos natürlichen und materiellen Standpunkte als unauflösliche Widerſprüche erſcheinen; wie da iſt: ſich plötzlich unſichtbar machen, durch verſchloſſene Thüren gehen, und doch vor den erſtaunten Jüngern, um ſie zu überzeugen, daß Er ſelbſt es ſey und kein Geiſt noch Geſpenſt zu eſſen und zu trinken, obwohl er keiner Speiſe und keines Trankes mehr bedurfte; ferner daß die Hände ſeiner Jünger ſich in ſeine Seitenwunde legen und ihre Finger ſeine Nägelmale betaſten konnten und Er doch vor ihren Augen zuſehends aufgehoben ward zum Himmel und Er in das unſichtbare Reich des Vaters ſich erhob; — und dennoch daß Er in geiſtiger Geſtalt bei uns blieb und im heiligen Mahle ſich leiblich unter uns austheilet.

Wenn Du, Bruder Wislicenus, ſprichſt: Das glaube ich nicht, weil Fleiſch und Blut es mich nicht lehren und weil mein guter Hausverſtand davor ſtille ſteht: ſo habe ich nichts dawider; denn der evangeliſche Glaube iſt eine Sache der Freiheit und kein Geſetz kann ihn Dir aufdringen; ja ich ſchätze es ſogar, daß Du ihn Dir nicht aufdringen läßt, bis der Geiſt Dich mit ſeinen Gaben erleuchtet hat und im rechten Glauben geheiliget. Wenn Du aber weiter geheſt und ſchreibſt:

„Himmel und Erde, die ganze Welt und das ganze Menſchenleben, all' unſer Wiſſen und Denken zeugen dafür, daß dergleichen nicht geſchehen könne, als nur im Reiche der Einbildungskraft..... Wir ſind von dieſen Dingen eben ſo gewiß, daß ſie nicht geſchehen ſind, als von den Wundern, die in den Schriften der alten Griechen und Römer, im Koran, und in den apokryphiſchen Evangelien u. ſ. w., erzählt werden;" ſo habe ich ſehr viel dawider. Denn dieſes anmaßliche Wir, welches unſer apoſtoliſches Symbol umſtürzen will, darauf auch Du getauft, und confirmirt, und zum Tiſch des Herrn gegangen biſt, um die Gemeinſchaft ſeines Leibes und Blutes in den geweiheten Mitteln zu empfangen, dieſes Wir, welches nicht Himmel und Erde, nicht die ganze Welt und das ganze Menſchenleben bezeugen, auch nicht all unſer Wiſſen und Denken darthun, daß dergleichen nicht geſchehen könne, als im Reiche der Einbildungskraft; ſondern nur Deine Parthei in Sachſen behauptet, welche gegen die gläubige Chriſtenheit eine ſehr kleine Zahl iſt, weil ſie ſich von allem poſitiven und hiſtoriſchen Chriſtenthum zu emanzipiren beliebte — dieſes majeſtätiſche, ſchroffe, anmaßliche Wir, darin nur ein Küchenverſtand herrſcht und keine einzige lebendige Idee der Religion vorkommt, keine einzige geſunde Anſchauung der Geſchichte des Chriſtenthums und der Kirche ſich findet,

ſondern nichts als flache und ſelbſtgefällige Reflexionen über die einſeitige, aber doch mißverſtandene Lehre von Kant, Hegel und Schleiermacher, — dieſes Wir, darin Du Dich als Flügelmann an die Spitze des rationaliſtiſchen Phalanx ſtellſt, weil vorwitzige und geiſtloſe Vertreter der reinen Empfängniß Dich zum Unwillen reizten, dieſes Wir, da Du doch ein Mann biſt und das Kindiſche abgethan haben ſollteſt, hat mich um Dich tief betrübt. Daß Du aber mit vornehmer Haltung noch hinzuſetzeſt, in Dir ſelbſt verſtarret und erblindet: „Dieſe Beiſpiele werden Manchem ſehr überflüſſig erſcheinen und es wandelte mich, da ich ſie niederſchrieb, in der That oft ein Gefühl an, als müſſe ich um Verzeihung bitten, daß ich über Dinge, die ſich heut zu Tage ganz von ſelbſt verſtehen, viele Worte mache," — das hat mich nicht nur ſehr betrübt, ſondern gegen Dich entrüſtet, da Du das Allerheiligſte unſeres Glaubens für längſt abgethan hältſt und es wie einen Quark wegwirfſt. Das iſt, wie charakterfeſt es ſein möge, doch herzlos, und ich kann es allein damit bei Dir entſchuldigen, daß Deine Gegner mit ihren albernen Argumenten, als laſte auf dem Sohn Gottes ein Schandname von ſeiner Geburt an, wenn er nicht vom heiligen Geiſte empfangen wäre — Dich zum höchſten Zorn mögen gereizt haben.

Nein, Jeſus von Nazareth könnte auch ein Kind

der freien, heiligen Liebe ſein, welche in ihrer überſchwenglichen Reinheit und Frömmigkeit, in ihrer jungfräulichen Kraft und Demuth von göttlicher Art und Abkunft iſt, und daher nur vom heiligen Geiſte in unſere Herzen ausgegoſſen werden kann. Alſo vereiniget ſich Mann und Weib, ſo daß ſie Ein Fleiſch werden, gottgefällig und gottſelig, und das von ihnen geborne Kind kann Gottes Sohn genannt werden. Sey es in oder außer der Ehe, darauf kommt es hier gar nicht mehr an; denn dieſe heilige jungfräuliche Liebe hat mit der ſündlichen vagirenden Luſt nichts gemein, ſondern iſt treu und unwandelbar von Hauſe aus, weil ſie Gottes iſt, und ſteht alſo über dem Geſetz. — Die Schrift im Matthäus und Lucas braucht alſo nicht gebrochen zu werden, um die natürliche Empfängniß Jeſu zu behaupten, es ſey nun der Mann, Joſeph, oder nicht geweſen, denn auch die reine Geſchlechtsliebe iſt Gabe des Geiſtes.

Hier tritt aber ſtatt des phyſiſchen Wunders ein moraliſches ein, welches nicht minder groß und unerklärbar iſt. Denn wo iſt dieſe reine freie Liebe zwiſchen Mann und Weib, welche alle Sünde, auch die angeborene, in den beiden Geſchlechtern tilgt, und die in der Begattung aus dem Geiſte Gottes ins Herz gegoſſen würde?

Und wäre ſie irgend wo unter hochbegabten und

glückſeligen Individuen, welche ſich in Gott gefunden hätten und, ſich rein ergänzend, in heiliger Ehe mit einander lebten, oder in freier gegenſeitiger Liebe, welche das Weſen der Ehe iſt, ſo bleibt es doch immer nur ein ſchwaches Analogon der reinen Empfängniß Jeſu Chriſti, aus welcher der Abſolut-Sündloſe geboren werden mußte. — Denn das Kind iſt nichts, als die ſichtbar gewordene Liebe der Eltern. — Nur ein Wunder, d. h. eine abſolute That des allmächtigen Gottes, kann alle Sünde der Eltern an der Frucht der Liebe hinwegnehmen, und einer ethiſchen Begeiſterung Raum geben, welche auch die ſinnliche heiliget und ſie zur Religion erhebt. — Das ſind aber unergründliche Myſterien, darüber ich ſchweigen muß, um ſie nicht, wie die Königsberger Mucker, zu entweihen. — Wie wollten wir denn das große phyſiſche Wunder, davon das Magnifikat der Maria ein ſo ſchönes Zeugniß giebt, nicht eben ſo gern nach der Schrift, als das moraliſche außer der Schrift, annehmen, wenn die Reſultate ſich gleich bleiben? Es iſt überhaupt nur die Scheu vor dem Wunderbaren, welche Dich, Bruder W., von dieſer Annahme wegtreibt. Du widerſetzeſt Dich alſo überhaupt dem Wunderbegriffe und doch iſt das Wunder tief in der ethiſchen Natur der Menſchheit begründet.

Ich habe den Begriff des Wunders beſtimmt als

eine That des lebendigen, allwissenden, allmächtigen und heiligen Gottes, welche die uns bekannten Grenzen der Naturgesetze überschreitet, um die Menschheit von ihrer Sünde zu erlösen und so zu beseligen; denn Gott ist der Herr der Natur sagte ich. Steht dieser Begriff fest, weil er aus dem richtigen Begriffe Gottes hervorgeht, da seine Freiheit Nothwendigkeit ist, aber keine Naturnothwendigkeit, wie Du und alle Rationalisten es wähnen, — so geht daraus auch hervor, daß unsere Wirklichkeit in der heiligen Geschichte eine andere, als die eurige sey, und daß wir den Begriff des Wirklichen viel weiter fassen, als die wirklichkeitsüchtige Weisheit dieser Zeit thut, welche nur dasjenige glauben will, was die Augen sehen und die Hände betasten können. Das thut jeder verkommene Handwerksbursche auch und spricht, wenn er nach Hause kommt, als große Weisheit des Tags: „Wißt ihr was? Gott ist keine Person und regiert nicht die Welt. Das Weltall regiert sich selbst. Christus ist nicht Gottes Sohn, er war ein Mensch wie wir sind, nur etwas besser vielleicht. Die reine Empfängniß seiner Mutter ist eine Fabel und eben so seine Auferstehung von den Todten. Kein vernünftiger Mensch glaubt mehr daran. Nur ihr noch seid so dumm in diesem Eiswinkel. Ist er auferstanden, so war er nicht wirklich todt, sondern bildete es sich nur ein, als er aus dem Schlafe erwachte, und

ſprach auch ſo zu den Jüngern, welche ſich nicht wenig verwunderten, ihn lebendig wieder zu ſehen und ſeine Reden gerne anhörten, bis auf einem Berge eine Wolke ihn vor ihren Augen wegnahm. Denn er hielt es für gut, ſich nicht ferner wieder ſehen zu laſſen, ſo wie auch Lycurg in Sparta that, damit ſein Geſetz gehalten würde, bis er zurückkehre. — So that auch Jeſus von Nazareth. Seine geheimen Bundesfreunde aber, (denn er gehörte einem geheimen Orden an, etwa zu den Johannesbrüdern,) traten zu den ſtaunenden Apoſteln und ſprachen als Engel in weißen Kleidern: „Er iſt gen Himmel gefahren und wird kommen zurück, ſo wie ihr ihn geſehen habt auffahren, zu richten die Lebendigen und die Todten.“ Aber glaubt das nicht! Seine Aſche iſt unter die andere Menſchenaſche gemiſcht und er ging vorüber, wie alle andern Menſchen, und kommt nicht wieder. So glaubt auch nicht, ihr dummen Bauern, daß ſein Geiſt vom Himmel geſandt ſey, um euch aus ſeinen Lehren zu unterrichten und zu tröſten. Es war nur ein ſtarkes Gewitter, was die Jünger am Pfingſttage ſo aufregte und als der Sturmwind das Haus erſchütterte, meinten ſie fälſchlich: Nun kommt der heilige Geiſt, der Tröſter, wie der Herr geſagt hat, und ſie ſahen mit blinzelnden Augen ihre Zungen wie feurig, und ſprachen lallende unverſtändliche Worte der Verzückung durcheinander, worin jeder meinte ſeine Mut-

terſprache zu hören; aber es war kein Sinn noch Verſtand darin, ſo daß die andern Zuſchauer ſprachen: „Sie ſind voll ſüßen Weins“ und ſie verſpotteten, bis Petrus ſich zuſammen nahm und ihnen klüglich eine Rede hielt, welche Viele gläubig machte. Der heilige Geiſt iſt eben nichts weiter als euere Vernunft, die ihr zu manchen guten Dingen brauchen könnt, wie auch die Apoſtel ſie gebrauchten, welche nun einmal von ſich glaubten, daß ſie Boten Gottes wären, welche den heiligen Geiſt empfangen hätten, um den Leuten das Evangelium zu predigen. Hört, um dieſes Aberglaubens Willen ließen ſie ſich täufen, ſteinigen, brennen und kreuzigen, denn ſie waren ihres Glaubens ſelig, ſo wie ich meines Branntweins bin. — Ha, ha, ha, der Chriſtenglaube iſt auch zu etwas gut geweſen, aber alles hat ſeine Zeit! Wir ſind nun klüger geworden und glauben nur an unſere Vernunft, ſo wie an unſere fünf Sinne. Wandert nur nach Halle in Sachſen, wie ich that, und ihr werdet noch ganz andere Dinge hören!“

Das iſt die Weisheit des Tages, welche ſogar ſchon von den Lippen der beſoffenen Handwerksburſchen in den Schenken ertönet; wie groß muß ſie denn von den Kanzeln und Lehrſtühlen ſein!

Was willſt Du denn, Bruder W., Deiner Stadtgemeine predigen, wenn Du ihnen nicht die Gerechtigkeit aus dem Glauben predigeſt? Und wie kannſt Du ih-

nen dieſe vollkommene Gerechtigkeit predigen, wenn Du nicht ſelbſt daran glaubſt? Predigeſt Du ihnen vielleicht allerlei nützliche Wahrheiten der Moral? Gut, Du haſt einen reichen Stoff in der Bergpredigt und in den Briefen der Apoſtel. — Aber wie willſt Du ihnen dieſe Wahrheiten beleben und ins Herz bringen, ſo daß eine Gemeine daran erbauet wird, wenn Du nur aus Dir ſelber redeſt und nicht glaubſt an den göttlichen Mittler in ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung, nicht an ſeine Macht, von Gott empfangen, den Menſchen ihre Sünde zu vergeben, wenn ſie rechtſchaffene Früchte der Buße thun? Iſt die gänzliche Sinnesänderung durch den chriſtlichen Glauben nicht das größte ethiſche Wunder, welches alle andern übertrifft und was Du doch gelten laſſen mußt, wenn Du auch alle andern läugneſt. Iſt doch dieſes fortgehende Wunder das Eigenthümliche unſerer evangeliſchen Kirche! und was ſind alle Deine vernünftigen Reden über Menſchenwerth und über Menſchenglück, als ein eitles Lippengeplärre, wenn Du ſie nicht aus dieſem begeiſternden Glauben, voll Erkenntniß und Erfahrung in der Liebe, hervor holeſt, belebeſt, erwärmeſt, und individuell macheſt? Dieſer Glaube bleibt aber abſtrakt, es ſei denn Du macheſt ihn concret und lebendig durch den Glauben an ſein Geiſteswort der Fülle, durch den Glauben an ſein heiliges Leben der hingebenden Liebe,

und an den Opfertod für die Sünden der Welt, durch den Glauben an die Auferstehung von den Todten zu unserer Gerechtigkeit und an seine verklärte leibliche Himmelfahrt, wodurch er unser Fürsprecher wird bei Gott. Dies Alles aber fällt wieder mit dem Glauben an seine reine Empfängniß aus dem Geiste zusammen. Ich wiederhole es, die Rechtfertigung aus dem Glauben bleibt in Dir eine Abstraktion, welche nicht zur Sinnesänderung in Dein Fleisch und Blut übergehen kann, wenn Du nicht den ganzen historischen Christus in Dein Herz und Leben aufnimmst, so daß Du sein Zeuge wirst auf Erden und, wenn es sein müßte, Dein Blut für Ihn vergießen könntest — und zwar nicht als Schwärmer, sondern als vernünftiger Mensch, der sich alle Tage das Gewissen von ihm schärfen läßt. Denn die Gewissensreinheit hangt mit der Wissensreinheit genau zusammen, und manche gefährliche Irrthümer fließen aus dem Stolz der stoischen Tugend, welche sich selbst der Lohn dünkt, das Gute um des Guten willen thun will, und alle Hoffnung auf einen Lohn Gottes in der ewigen Seligkeit als Eigennutz und Sklavensinn verwirft. Wie beschränkt und egoistisch ist die Behauptung, als wenn der Gotteslohn mit der freien uneigennützigen Tugend in Widerstreit stände! Nein, er raubt ihr nicht das Verdienst, vielmehr ist er ihr eigenthümliches Gebiet, darin ihre strenge Abstraktion nur mensch-

lich-concret werden kann. „Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden," und diese überirdische Herrlichkeit tritt schon auf Erden in der Gerechtigkeit aus dem Glauben als Friede Gottes hervor, und pflanzt sich als eine Offenbarung mitten in die Gegenwart hinein. Wahrlich, wenn der eingekerkerte Gerechte in Grauß und Finsterniß eines unterirdischen Gefängnisses schmachtet, weil er einem Mächtigen zu Willen nicht lügen wollte; wenn der Märtyrer schon die glühenden Zangen sieht, welche seinen Leib zerfleischen sollen, da er das Götzenbild nicht anbeten, und seinen Heiland nicht verläugnen will, so genügt ihm nicht die stolze Bürgertugend des Regulus, welcher zum Nutzen des Vaterlandes mit stoischem Muthe dem qualvollen Tode entgegenging, sondern er blickt freudig mit Stephanus auf zu seinem Heilande, sitzend zur Rechten des Vaters, und sieht den Himmel offen, darin auch er durch den Martertod aufgenommen werden soll. Sein Angesicht erscheint wie eines Engels Angesicht, denn er sieht im Geiste schon die Palmen des ewigen Friedens wehen. Dieser Lohn vermindert nicht, sondern erhöht seine Tugend, weil er seinen Stolz der Stoa in hingebende Liebe verwandelt. Der kantische Grundsatz: „Thue das Gute um des Guten willen!" verwandelt sich also für den Jünger Christi in den: „Thue das Gute um Got-

tes willen!" Die Gemeinschaft mit Gott ist der höchste Lohn, welcher mit der christlichen selbstständigen Tugend zusammen fällt und ihre Vollendung ist. Mit solchen abstrakten Halbwahrheiten, wie der kantische Satz, welcher nur durch den Gegensatz besteht, genügt sich der natürliche Mensch, welcher noch nicht aus dem Geiste durch Buße und Glaube wiedergeboren ist — aber nicht der Christ. Im christlichen Geiste heißt dieser Satz, sagte ich: „Thue das Gute um Gottes und um deiner ewigen Seligkeit willen!" Denn Gott ist **der Gute** und nicht das Gute, und die ewige Seligkeit ist deiner Tugend Grund und das ewige Leben der Freiheit in Gott ist eben ihr Lohn.

Du wirst ferner vielleicht, auf dem ethischen Standpunkte stehend, mir einwenden: Ich bedarf aller Wunder Christi nicht, und läugne sie deshalb, weil ich sie nicht verstehe, und weil ich sie nur für ein mythisches Regenbogenkleid halte, welches seine Zeitgenossen zu seiner Verherrlichung gewoben haben. Wie das Alles sich so zusammen gefunden hat, nachdem es später erst gesammelt und aufgeschrieben wurde, das weiß ich nicht. — Ich bedarf dessen auch nicht. Ich bedarf nur eines Menschen, welcher die erhabne Idee, für die Sünde der Welt zu sterben als ein unschuldiges Opfer, und aus freier Liebe zu ihrer Erlösung sich hinzugeben, in seinem Kreuzestode verwirklicht hat. Ich bedarf nur

eines ſo concreten Bildes der reinen Güte, welches mich als Vorbild durch den Glauben befähiget, ihm nachzufolgen. — Ich habe mir das Wort gemerkt: „Wer mein Kreuz nimmt und folget mir nach, der iſt mein rechter Jünger.“ Und das andere Wort: „Daran ſoll man erkennen meine rechten Jünger, wenn ſie ſich lieb haben.“ Mein Glaube an Ihn geht nur bis an ſeinen erhabenen, alle Welt mit Liebe umfaſſenden, ſanftmüthigen Kreuzestod. Alles was drüber hinausreicht, als ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, ſeine Sendung des Geiſtes, geht mir nichts an, ich enthalte mich jedes Urtheils darüber, denn ich verſtehe es nicht und kann es eben deshalb nicht glauben. Ein heiliges Buch kann mir nie etwas Widernatürliches als Thatſache aufdringen, denn Menſchen haben es geſchrieben und Menſchen können irren. Hier ſtehe ich, weiter gehe ich nicht mit, Alles, was drüber hinaus liegt, iſt transcendent und alſo vom Uebel. Ich habe genug daran, daß ein reiner Menſch für meine Sünde freiwillig geſtorben iſt. — Denn in dieſem Tode aus Liebe liegt ſchon das ewige Leben eröffnet. Ich erwidere, du hätteſt ganz Recht, Bruder W., wenn Du Dir aus dieſen einfachen Elementen den lebendigen Chriſtus aufbauen könnteſt. Gern mögte ich Dir beitreten, um Ihn mir ganz zuzueignen. — Aber Du kannſt es nicht, wenn Du irgend mit hiſtoriſcher Wahrheit verfahren willſt, ſondern fällſt in un-

auflösliche Widersprüche. Bald erscheint er nach seinen Aussprüchen über sich selbst dann als ein Schwärmer, welcher viel mehr von sich aussagte, als er leisten konnte. Bald als ein Heuchler (z. B. „Ehe denn Abraham ward bin ich"), welcher sich ein göttlich-vorzeitliches Dasein anmaßt, um sich selbst zu erhöhen. Bald erscheint er wieder im großen Abendmahle wie als Verrückter, welcher von dem Essen seines Fleisches und Blutes, als der rechten Speise und des rechten Trankes, spricht. Bald erscheint er als ein Gotteslästerer, wenn er spricht: „Wer mich siehet, der siehet den Vater." Bald erscheint er als ein anmaßender Lügner, wenn er spricht Joh. 6.: „Wie, wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, wo er zuvor war!" und nach der Auferstehung als ein Thor, wie er spricht zur Magdalena: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott." Alles das aber fällt sogleich weg und löset sich in eine heilige Harmonie auf, wenn wir in ihm den Gottmenschen, den zweiten himmlischen Adam, wie der Apostel Paulus ihn nennt, erkennen und verehren. Alle Widersprüche lösen sich dann von selbst und wir freuen uns, daß Gott denjenigen gesandt hat, welcher mit Recht vom Propheten genannt wird, Wunderbar, Kraft, Held Rath, Ewig-Vater, Friedefürst, und daß sein Geist uns durch die Wiedergeburt zu Gottes Kindern macht.

Eine Mitte ist hier gar nicht zu finden. — Du behältst Deinen abstrakten Ideenchristus, welcher nichts Concretes bei Dir wirken kann, oder Du mußt meinen historischen Christus mit seinem Gottbewußtsein, mit seiner Gottesliebe und Kraft, Wunder zu thun, annehmen, wenn ich auch nicht verlange, daß Du alle seine Wunderthaten, welche die Tradition berichtet, glauben sollst. Denn darauf kommt es hier so sehr nicht an, sondern darauf allein, daß Du Ihm das wirkliche Wunder, sey es ein ethisches oder physisches, zutraueſt und daß Du überhaupt den Wunderbegriff für möglich und seiner Kraft und Sendung würdig achteſt. Denn der Wunderbegriff ist mit dem rechten Gottesbegriff genau verbunden. Der die Macht hatte, gewaltig zu predigen und nicht wie die Schriftgelehrten, so daß alles Volk sich verwunderte, der hatte auch Macht empfangen von Gott mit einem Worte Kranke zu heilen und Todte zu erwecken. So vollbringt sich der evangelische Glaube erst im Wunderglauben, wenn gleich jener nach seinem Geist und Wesen nicht mehr am Wunder hangt, bei uns, noch wie bei den Zeitgenossen Jesu, aus den Wunderwerken entsteht, da sie vorüber sind, sondern aus dem Worte Gottes entspringt, was uns nach der Seligkeit trachten lehrt, welche nicht sieht, und doch glaubt.

Die ästhetische Seite des Glaubens bedarf also,

um ſich zu verwirklichen und gleichſam ihren Leib zu gewinnen, des Wunders, ſo wie die ethiſche Seite deſſelben faſt unbedürftig iſt, aber doch nur aus ihrer abſtrakten Idealität durch die großen permanenten Wunder der Erlöſung und Rechtfertigung in die praktiſche Wirklichkeit übergehen kann. Du führſt da eine Reihe Wunderwerke aus dem alten und neuen Teſtamente an, welche Du als abſurd verwirfſt. Warum thuſt Du das, Bruder W.? Ich denke, um zum Reſultat zu kommen: „Weil wir denn nun ſo vieles, was die Bibel enthält, nicht für wirklich geſchehen nehmen, da ſie es doch ſo erzählt, ſo ſtellen wir uns doch mit unſerem Urtheil offenbar über ſie. Sie iſt alſo nicht Autorität, denn wir müßten dann unſer Urtheil dem ihrigen unterwerfen. Sie iſt uns nicht abſolutes Gotteswort, denn ſonſt müßten wir unſere Menſchengedanken allen ihren Gedanken gegenüber für nichts erklären."

Und doch iſt ſie uns ein Gotteswort erwidere ich, welches nur ſeine Relativität in dem geſchriebenen Buchſtaben hat, nicht aber im Geiſte der Schrift, welcher Zeugniß giebt unſerem Geiſte, daß Geiſt Wahrheit ſpricht. Wir können alſo nur aus dem Geiſte des lebendigen Glaubens, d. i. aus ihrem Gottesgeiſte, ſie beurtheilen, ſichten und kritiſiren, nicht aber, wie Du thuſt, aus Deinem Geiſte der Men-

ſchengedanken und Reflexionen, welche ihre Tiefen nicht ergründen mögen. Sie iſt uns Autorität, aber nicht eine abſolute des Buchſtabens, ſondern eine durch den evangeliſchen Geiſt vermittelte, deſſen Auge helle wurde durch Glauben, welcher als der wahre Zeitgeiſt nicht über die heilige Schrift ſich ſtellt, ſondern im Bunde mit ihr, durch ſtetige Wechſelwirkung, den Heiland verkläret in ſeiner ganzen Gemeine. — Die verfängliche Frage: „Iſt Geiſt oder Schrift die höchſte Autorität?“ wird alſo von uns beantwortet: „Weder Geiſt noch Schrift, ſondern beide nur in lebendiger Wechſelwirkung, ſo daß der Geiſt die Schrift erkläret und die Schrift den Geiſt bewahret.“ Was in der Schrift wider den Geiſt Jeſu ſtreitet, kann nicht von uns angenommen werden, was aber in unſerem Geiſte wider die Schriften ſtreitet, muß ſo lange dahin geſtellt bleiben, bis wir eine höhere Offenbarung der Vernunft empfangen haben. Denn wir müſſen nicht vergeſſen, daß unſere Vernunft noch immer durch Sünde in den Irrthum ſich verderbet und alſo in einer Progreſſion ſteht. Der ungefärbte Glaube aber bleibt ſich gleich und erhellet die Vernunft, wenn ſie dunkel wird, und führt ſie zurechte, wenn ſie irre läuft und in Einſeitigkeiten verfällt, ſo wie die philoſophiſchen Syſteme der neueſten Zeit und aller Jahrhunderte es beweiſen. Denn der ungefärbte Glaube, welcher weder

in Unglauben noch Aberglauben ausartet, hat einen ganz eigenthümlichen klaren Verſtand, welcher die menſchliche Vernunft in ihren Abſtraktionen zurechtweiſen kann, da er ſich immer in der concreteſten Erkenntniß Gottes bewegt und vor keinem philoſophiſchen Axiom ſtille ſteht.

Ich erkläre mich näher. Wenn Du ſagſt, Bruder W., es iſt der Begriff des Wunders ein unmöglicher, weil er der Naturordnung widerſpricht, ſo antwortet Dir der evangeliſche Glaube: Bei Gott iſt kein Ding unmöglich, Er iſt ein Herr ſeiner Natur. Darum widerſpricht ſich der Wunderbegriff nicht, wenn Du nur erſt den richtigen Begriff von Gott haſt, der für heilige Zwecke thun kann, was er will, es ſei in der Ordnung, oder außer der Ordnung. Deine Scheu vor dem ſcheinbaren Dualismus von Gottes Allmacht und der Naturnothwendigkeit kommt allein daher, weil Du keinen lebendigen und intelligenten Gott kennſt, der durch ſeine höheren ethiſchen Zwecke, die Naturgeſetze in gewöhnlicher Form alteriren kann und alterirt hat, was eben das Wunder iſt, und doch darum Deiner Naturanſchauung keinen Abbruch thut, ſondern ſie vielmehr erweitert. Es kommt nur daher, weil Du nur einen quietiſtiſchen Gott kennſt, welcher ſeinen einmal gegebenen Geſetzen, ſie ſeyen ethiſcher, oder ſinnlicher Art, nur zuſieht, und nichts daran zu verändern im Stande iſt, weil er eigentlich nur die Ein-

heit des Mannigfaltigen in der Natur bedeutet, und weder Freiheit noch selbstständiges Bewußtsein besitzt. Du kannst, nach der Consequenz, zu Ihm nicht einmal beten, denn er kann nichts verändern, weder in Deinem Geiste, noch in der sinnlichen Natur, und das Wort Jesu ist Dir eine Thorheit: „Bittet, so werdet ihr nehmen," denn es bleibet alles doch beim Alten, wie viel Du flehest und schreiest. Er erhört Dich nicht, eben weil er Dich nicht höret, denn Bewußtsein bei Ihm ist schon eine Emanzipation vom Naturgesetz und ist der Grund seiner Freiheit, welches Du Deinem Götzen nicht verstatten darfst. Wenn Du betest, so betest Du also eigentlich nur zu Dir selbst, damit Dein Wille neue Elasticität gewinne und so sich selbst helfe. — Zu einem göttlichen Du, dem Du mit Liebe Dich hingiebst und mit Vertrauen auf seine Erhörungen wartest, betest Du nicht, sondern nur zu Deinem Grunde, der auch Du selbst bist, nachdem Du die Wand zwischen „Du" und „Ich", zwischen Gott und Mensch, zwischen Gottesgeist und Menschengeist, wie Dein Hegel Dich lehrte, weggeschlagen hast und immer nur vom lebendigen Geiste sprichst. Da ist denn die Selbstsucht auf die höchste Spitze der Abstraktion getrieben und hat sich selbst verklärt. Du sagst viel mehr, als der Göttlichreine, welcher sprach: „Ich und der Vater sind Eins." Du sagst sogar: Gott ist

Ich. Es giebt keinen Gott, als in mir. Da draußen iſt die Natur mit ihren feſten Geſetzen, welche durch ſich ſelbſt beſteht. — Aber Ich bin in meinem Grunde eigentlich Gott, wenn ich alſo mich ſelbſt beherrſche und belebe, ſo beherrſche und belebe ich eigentlich den perſönlichen Gott, der das Gute will und das Böſe verwirft. — Da aber andere Leute auch ſo ſprechen, ſo bin ich nicht allein Gott, ſondern es giebt viele Götter, welche nur durch eine moraliſche Weltordnung mit einander verbunden ſind. — Wer dieſe moraliſche Weltordnung, ſo wie die ſinnliche Naturordnung angreift, und das thuſt du wunderſüchtiger Chriſt, der iſt ein Frevler an Gott, und verdient geſteiniget, oder wenigſtens ins Tollhaus geſperrt zu werden.

Von daher ſtammt alſo euere Wunderſcheu! — Sie iſt nichts als Egoismus und eine abergläubiſche Verehrung des Kleides der Gottheit, der Natur, welche ihr doch nie recht kennen lernen könnet, wenn ihr den Meiſter nicht erkennt, der ſie erſchaffen hat, und fortwährend ſie ſchaffet; denn ſeine Erhaltung der Natur iſt eine fortwährende Schöpfung und Umwandlung derſelben. Sowohl die geiſtige als ſinnliche Natur verändert ſich; auch die Natur hat eine Geſchichte ſo wie die Menſchheit — und das iſt nichts ſeelenloſes und zufälliges, denn Gott geht durch ſeine Geſchichte

der Menschheit und der Natur. Er entäußerte sich selbst und offenbarete sich als Mensch ohne Sünde in Jesu Christo, der ein reiner Spiegel von Gottes Herrlichkeit wurde, der uns anstrahlt als Gott-Mensch, voller Gnade und Wahrheit; der durch den heiligen Geist, welcher ihn erfüllte, einen Indifferenzpunkt in der Geisterwelt bildet und darum ihr Herr bleibt ewiglich, der auch einen Indifferenzpunkt in der Natur giebt, und darum von einer unbefleckten Jungfrau aus dem Geiste empfangen werden mußte. Aus diesem verhängnißvollen Cirkel der natülichen Zeugungen herausgerissen, ward es ihm nur möglich, ohne Sünde zu bleiben und sündlos in den Himmel einzugehen. — Sein heiliger Wille vollbrachte dieses moralische Wunder durch die göttliche Liebesfülle, welche in seinem Herzen wohnte und die positive Seite der negativen Sündlosigkeit ist.

Durch dieses moralische Wunder ward es nur möglich, durch Glauben ein neues Geschlecht in Christo zu schaffen, welches nicht nach dem Willen eines Mannes, noch nach dem Willen des Fleisches, sondern welches aus Gott geboren wird, und aus den unendlichen Tiefen seines heiligen Geistes ein neues Bewußtsein empfängt, so daß es im eigentlichsten und engsten Sinne beten darf: „Abba lieber Vater!"

Es ist also nicht genug, wenn Du einmal am

läugnen bist, daß Du die physischen Wunder Jesu läugnest, Du mußt auch die ethischen läugnen und das wird dir schwer werden wider den Stachel zu löcken, spricht der evangelische Glaube zu Dir.

Läugnest Du also die jungfräuliche Geburt, so wie die Auferstehung von den Todten und die Himmelfahrt Jesu, Wunder, welche Gott an ihm that, so wie alle andern Wunder, welche Er selbst an den glaubenden Jüngern, ja an dem Heiden und seinem Feinde that; so mußt du auch läugnen, daß Christus durch den Glauben Dich rein macht von allen Sünden und daß er uns vor dem Vater, wenn er unsere Buße sieht, alle Schuld erläßt und von aller gerechten Strafe uns befreiet. Du mußt auch läugnen, daß Er unsere Seelen von neuem aus seinem Geiste geboren werden läßt, so daß wir ein stilles, jungfräuliches Leben in uns fühlen und uns rühmen dürfen: „Siehe, das Alte ist in mir vergangen, es ist alles in mir neu geworden.“ „Ich bin eine neue Kreatur in Christo Jesu meinem Herrn.“ Du mußt auch läugnen, daß Er unsere Rechtfertigung im Glauben vor dem Vater ist, wenn wir gleich vor der Wiedergeburt schwer gesündiget hätten; Du mußt auch läugnen, daß wir nun getrost zu unseren Feinden sprechen können, indem uns die alten Sünden nicht mehr wie rächende Schatten verfolgen, sondern Friede Gottes einzog in unsere Brust, sprechen können: „Wer will

verdammen? Christus ist hier, unsere Gerechtigkeit.“ Kannst Du mir darauf antworten: „Ein jeder Mensch wird seine Strafe in der Ewigkeit leiden müssen, so wie er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sey gut oder böse?“ — Sind diese Strafen denn nicht getilgt durch seinen Versöhnungstod im Glauben? Komme mir nicht mit dem christlichen Vorbilde vor Jahrtausenden, welches wir nachahmen sollen und was uns eine reine Erkenntniß giebt von Gott und seinem heiligen Willen! Das Vorbild ist gut, aber es ist zu alt und wird überboten von dem Geiste der Gegenwart, wenn der gekreuzigte Nazarener nicht noch unter uns lebt und wirkt und mit seinem heiligen Geiste uns erinnert alles dessen, was Christus gethan und gelehret hat; wenn Er nicht seine Liebe durch diesen heiligen Geist ausgießt in unsere Herzen, welche in seiner Gemeinschaft nicht nur das Wollen, sondern auch das Vollbringen hat. Kannst Du auch dieses läugnen, wenn Du ein Christ sein willst? Und doch gehört es zu den ethischen Wundern, welche aus dem ganzen göttlichen Organismus des Christenthums hervorgehen. — Vielleicht läugnest Du es nicht, aber Du sprichst: der Geist allein ist das einzige Wunder, welcher durch alle Zeiten in höheren und höheren Potenzen unter allen Völkern und Zungen sich offenbaret hat und allerdings im Christenthume einen neuen Schoß, herrlicher, als die früheren,

aus der Menschenpflanze getrieben hat. — Der Geist ist das lebendige Wunder unter uns, alles Andere ging natürlich zu. Aber wie trennst Du so unphilosophisch das Geistige von dem Natürlichen und fragst gar nicht nach der Wurzel, daraus dieser Geist gewachsen ist und noch wächst, grünet und blühet? Die Wurzel ist Christus, gestern und heute und in Ewigkeit der Selbe; ja er ist nicht nur Wurzel, sondern auch Krone, und noch Niemand unter allen den Weisen, welche Du mir nennen kannst, hat ihn, (wenn auch überboten), doch nicht übertroffen. Schaue unbefangen in die Geschichte der Menschheit. Ist Christus nicht der Anfang und das Ende? Sind seine Apostel nicht Boten seines göttlichen Verstandes? Hat sich dieser Verstand nicht in Ihnen übergesiedelt, so daß er in einem jeden eigenthümlich und individuell sich eingeprägt hat? Woher nahmen die Fischer und Zöllner und Zeltmacher diese hohe ethische Weisheit und diesen Reichthum der erhabensten Ideen? Auf jüdischem Boden waren sie nicht gewachsen, und auf keinem Boden dieser Erde. Nenne mir nicht die Platonische Weisheit! Johannes ist mehr als Platon. Nenne mir nicht die Aristotelische Weisheit! Paulus ist mehr als Aristoteles. Saß er auch zu den Füßen Gamaliels. Er hatte seine Weisheit von Christo empfangen und dort nur Vorstudien gemacht. Woher nahm Simon Petrus, der Fischer am See Genezareth,

den erſten und einzigen Brief an die Gemeinden, welcher voll Glaubenswirklichkeit und Freudigkeit ſprudelt, und eine ſo tief-überzeugende Macht hat? Von keinem andern, als von dem Geiſte Gottes und Chriſti! Woher nahm Jacobus, der Fiſcher, die reinſte ethiſche Kraft und Salbung, als von dem Geiſte Chriſti? und wer hat dieſe Moral bisher übertroffen? Willſt Du die Evangelien zu Mythen herabwürdigen, wie Strauß that, ſo mußt Du doch ſtille ſtehen vor jener Beredtſamkeit des chriſtlichen Glaubens in den Epiſteln der Apoſtel, denen die Briefe des Polykarp und des Irenäus, ſo ſchön ſie ſind, lange nicht mehr gleich kommen. Du mußt bekennen, daß, je weiter der Baum des Glaubens nach dem apoſtoliſchen Zeitalter ſich ausbreitete, deſto mehr unfruchtbare Zweige er gewann, und ſelbſt in den fruchtbaren keineswegs ein Fortſchritt, ſondern Rückſchritt des Geiſtes ſich oftmals gezeigt hat. Die reine Quelle der göttlichen Begeiſterung ward oftmals von der abergläubigen Welt getrübt und, während der Geiſt mehr und mehr in alle Wiſſenſchaften eindrang und ihnen einen höheren Aufſchwung verlieh, verließ er mehr und mehr ſein reines Bekenntniß, und der Strom gedachte nicht mehr ſeiner Quelle. — Er hatte allerlei trübenden Lehm mit ſich fortgeriſſen, und diente allenfalls noch zum Waſchen, aber nicht zum Trinken..... Der Lehm war der todte Ceremonien-

dienſt, der Schlamm, die ſpitzfindige gemüthloſe Scholaſtik und der mitgeführte Koth die Heuchelei. Da gings ans Baggern durch menſchliche Kritik, das Wort Gottes ward ausgeklärt von Menſchenſatzungen, das gereinigte Wort ward in Ziſternen gefaßt, aber das Lebenswaſſer hatte ſeinen evangeliſchen Geiſt verloren und war todt. Da griff man nun ſelbſt das Wort an und wollte es für keine Autorität mehr gelten laſſen, eben weil es ſeinen Geiſt verloren hatte, den es doch aus der heiligen Quelle mitbrachte. — Der freſſende und ſcheidende Weltverſtand fand darin viele Widerſprüche, und nahm es nur noch an, als Tradition eines Glaubensbekenntniſſes jener alten Zeit, welches für uns nur noch eine geringe Anwendbarkeit finde, weil unſere Bildung ſo viel weiter fortgeſchritten ſey; denn es hatte in den Ziſternen der Zeitbildung ſeinen urſprünglichen Geiſt verloren, dadurch es nur ein Wort Gottes wurde. Niemand dachte mehr daran, daß es mit Begeiſterung gepredigt und mit Glaubenstreue gethan werden müſſe, um ſeine göttliche Natur darin zu erkennen und in ihm die lebendige Wahrheit zu finden. Niemand auch dachte mehr daran, es im evangeliſchen Geiſte zu ſichten und zu interpretiren; ſondern, wenn die Feder geſchnitten war, ging man ans Werk, wie bei der Recenſion eines weltlichen Buchs, und machte den modernen und kritiſchen Geiſt, welcher

aus Hegels und Schleiermachers Schriften und aus der kurrenten burschenschaftlichen oder philiströsen Moral entlehnt wurde, zum Interpreten, ja zum Scharfrichter der heiligen Schriften. So verwarf man, was man nicht verstand, und köpfte, was der Sinnlichkeit zu hoch war. — Ist das der Fortschritt des Zeitgeistes in Vergleichung des evangelischen Geistes, so bleibe ich zurück. Ist das das Verdienst der freien Wissenschaft, allem Göttlichen und Glaubensfrohen im Menschen durch sophistische und spitzfindige Kritik ein Ende zu machen und dann mit dem Ego, wie auf einem Kirchhofe über die Gräber der Heiligen zu triumphiren, so bleibe ich ein Knecht meines Herrn Jesu, um ein Freier durch seinen Geist zu werden, und verachte euere freie unfreie Wissenschaft, welche kein Leben in sich selber hat. — Das erste Christenthum mit seinem Reichthum des Geistes stand nicht in Büchern, sondern war der Lebens- und Liebesschatz der ersten Christengemeinen, davon nur die Spuren in den Evangelien und Episteln verzeichnet sind; oft nicht einmal chronologisch übereinstimmend, oft Thatsachen verwechselnd, oft zusammenziehend die Sprüche des Meisters, welche doch ursprünglich auseinander lagen; noch weniger genau pragmatisch nach Ursache und Wirkung verbunden, so daß sich öfter scheinbare Widersprüche bilden. — Aber darum eine ganze Erzählung für unwahr zu erklären und als Mythe zu kassiren,

wie Strauß in ſeinem Leben Jeſu thut, iſt eben ſo unphiloſophiſch, als unhiſtoriſch, und beweiſt genugſam, daß er kein kompetenter Richter der heiligen Schriften ſey, ſondern nur als Buchhalter der Zweifel aus dem Brutto nach einem Netto ſtrebt, welches äqual Null iſt. Die heiligen Schriften ſind mir eben durch dieſe Mängel und Inkorrektheiten um ſo ehrwürdiger geworden und verſtärken eben darum noch die göttliche Wahrheit darin, welche aus ihrem Geiſte hervorgeht und nicht ſklaviſch am Buchſtaben klebt.

So ſpricht mein evangeliſcher Glaube zu Dir, Bruder Wislicenus, und verlangt das phyſiſche als moraliſche Wunder, um ſich in der heiligen Geſchichte zu objektiviren, da er ſonſt im Allgemein-Idealen des Platonismus hängen bleiben würde. Das Chriſtenthum iſt aber etwas ganz anderes und viel mehr als Platonismus. Es iſt die praktiſche Wirklichkeit der göttlichen Ideen, weil Gott Menſch darin wurde, der ordnende, nicht der geordnete Gott, thut darin ſeine Wunder; der abſolut-freie, nicht der an die Natur gebundene Gott, verrichtet durch ſeine Auserwählten übernatürliche Dinge, welche aus höheren ethiſchen Motiven hervorgehen und von keinem Andern, als von dem durch den Geiſt Bevollmächtigten gethan werden können. Ihre Glaubwürdigkeit hängt alſo an ihrem ethiſchen Gehalt. Iſt die-

ſer Zuſammenhang Dir nicht klar und kannſt Du es daher nicht glauben, daß der Herr z. B. auf der Hochzeit zu Cana Waſſer in Wein verwandelte, und mit ſieben Brodten viertauſend Mann ſpeiſte, ſo daß alle ſatt wurden, und Petro befahl, den Stater aus des Fiſches Maul zu nehmen, um die Kopfſteuer zu bezahlen, o ſo laß es dahin geſtellt, bis Du es glauben lerneſt; aber verwirf darum überhaupt nicht den Wunderglauben, und ſprich nicht anmaßend, er hat mit dem evangeliſchen Glauben nichts gemein! Denn auf viele Dinge in der Bibel können wir weder mit Ja noch Nein antworten, ſondern müſſen bekennen, wir wiſſen es nicht. Das iſt kein Quietismus, oder Indifferentismus, ſondern ein vernünftiges und gewiſſenhaftes Beſcheiden, weil wir mit dem allmächtigen Gott nicht im Regimente ſitzen und er uns nicht zu ſeinen Geheim-Räthen gemacht hat. — Wir wiſſen aber durch den ungefärbten Glauben, daß kein anderer Name gefunden werde, als allein der Name Jeſus Chriſtus, durch den wir ſelig werden können.

Die Wunder des alten Teſtaments willſt Du noch weniger glauben, als die Wunder des neuen. Auch gebe ich zu, daß ſie nur vorbildlich Wunder ſind, ſo wie das ganze alte Teſtament nur ein prophetiſches Vorbild des neuen iſt, worin ſich alles erſt erfüllet, was Moſe und Propheten zeugten. Darum bleiben ſie

aber doch Wunder, wenn gleich in ekſtatiſchen Bildern und Umhüllungen, und können nicht als Erfindungen der Rabbinen einer ſpäteren Zeit wegdemonſtrirt werden. — Wir müſſen uns auch hier beſcheiden, um nicht den lebendigen Zuſammenhang der iſraelitiſchen Geſchichte zu zerreißen, der eben im Wunder beſteht.

III.

Wie ist der evangelische Geist der allein-gültige Interpret seiner heiligen Schrift?

Es hat Schein, wenn die Rationalisten behaupten, die Bibel müsse sich wie jedes andere weltliche Buch interpretiren lassen und die heilige Schrift müsse sich einer Kritik des Verstandes unterwerfen, welcher keinen Glauben und kein religiöses Gefühl zu Gehülfen annimmt, weil diese schon befangen sind. Der Verstand allein müsse untersuchen, was möglich oder unmöglich, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, was übereinstimmend oder widersprechend sey. Das klare Auge und der ruhig prüfende Blick, — ob auch ein Himmelreich darüber verloren gehe und eine Seligkeit in ein Nichts zusammen sinke, — wären Noth, um mit diesem Buche aller Bücher auf den Grund zu kommen, welches seit Jahrtausenden gebildet, zusammengetragen und mit Au-

toritäten aller Art ausgerüſtet ſey. Dieſe Stimme hat Schein und dieſer Schein iſt von Strauß bis auf die äußerſten Grenzen ausgebeutet worden.

Dagegen ſpricht der evangeliſche Geiſt: Keineswegs iſt der vom Glauben abgefallene und in Zweifel befangene Verſtand, welcher ſich „geſunder Menſchenverſtand" nennt, ein kompetenter Richter der heiligen Schrift, ſondern vielmehr ein Robespierre, welcher mit ſeinem Pöbelanhange, dem Berge der wüſten Leidenſchaften, das Königthum des Chriſtenglaubens vor Gericht ſtellt, um ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen. — Die Sache iſt vorher ſchon bei ihnen entſchieden und die Prüfung des peinlichen Halsgerichts nur pro forma. Tod dem himmliſchen Königthum! iſt die Loſung des Berges, und vor den rohen und harten Stimmen entfliehet das religiöſe Gefühl mit der heiligen Ahnung des Göttlichen, und ſchweiget, um nicht verſpottet und verläſtert zu werden. Das iſt der Sieg des Rationalismus; aber wie weit dieſer Sieg geht, haben wir jüngſt noch in Zürich geſehen, wo die ganze Volksgemeine aufſtand gegen die Wahl des Strauß, welcher, als auserſehener Profeſſor der Gottesgelahrtheit, ihre Kinder nicht zu Gotteslängnern und Evangelienverächtern erziehen ſollte, wie ſie meinten, und alſo den rationellen Herrn Bürgermeiſter um ſeiner Wahl willen mit Schimpf und

Schande aus dem Felde ſchlugen. Dieſes ernſte Volksgericht, wie es auch mit Fanatismus gemiſcht, wird ſich bei ähnlichen Unternehmungen des Nationalismus und Kriticismus, welche ſchon den Sieg in Händen zu haben meinten und ſich den lebendigen Zeitgeiſt nennen, an mehreren Orten erneuern; denn noch iſt im Volke ein Kern des poſitiven Chriſtenthums im Glauben an das apoſtoliſche Symbol, welcher zu tief liegt, als daß ihre kritiſchen Scheeren mehr als das grüne Kraut davon abſchneiden könnten. — Sie gießen ihre Lehren der freien Wiſſenſchaft, d. h. der Freigeiſterei, als Gift ins Herz des Volks; aber nur der Pöbel in den Kutſchen, wie an den Hecken und Zäunen, wird davon vergiftet; nicht das glaubensfrohe Volk, welches, Gott ſei Dank, noch ſehr zahlreich iſt; „denn, wenn ſie davon trinken, wirds ihnen nicht ſchaden.“ Dieſer von der heiligen Wahrheit abgeſunkene Verſtand, welcher nur glauben will, was er ſieht mit ſeinen fleiſchlichen Augen und mit ſeinen Fingern betaſten kann, iſt kein unpartheiiſcher und kompetenter Richter der heiligen Schrift, ſondern höchſtens nur ein Handlanger, welchen die Vernunft gebrauchen kann, wenn ſie durch den ungefärbten Glauben erleuchtet iſt und fähig gemacht, das Göttliche zu vernehmen. Ohne Glaube aber kann ſie nichts, denn ſie iſt nicht produktiv in ſich ſelber, ſondern kann nur ver-

nehmen, was das religiöſe Gefühl und Bewußtſein ihr darbietet. — Dieſes religiöſe Gefühl im normalen Zuſtande iſt die urſprüngliche Erkenntniß Gottes und ſeines Reichs auf Erden. Dieſes religiöſe Gefühl hatte auch Socrates und Platon, ſein würdiger Schüler; da Erſterer ſprach, als er den Giftbecher getrunken hatte und den Tod herannahen ſah: „Opfert dem Aeskulap einen Hahn, denn ich geneſe," und Letzterer uns die Unſterblichkeit der Seele, welche er, keineswegs wie unſere Weiſen, für ein Accidenz des Leibes hält, aus ihrer einfachen Subſtanz zu beweiſen ſucht. Daher ſind ſie Vorgänger des Chriſtenthums in ſeiner Idee, wenngleich das Wort in ihnen noch nicht Fleiſch geworden war und nicht als ein Menſch ohne Sünde ſich auf Erden offenbaret hatte; ſo wie das ganze Iſrael, in Abraham, Moſe, David, und den Propheten, durch ſeine Offenbarung, welche Chriſtus erfüllen ſollte, ſein Vorgänger war. —

Der evangeliſche Geiſt ſtellt alſo den kritiſchen Verſtand nicht oben an, ſondern unten an, und braucht ihn als Knecht, welcher keinen eignen Willen hat, ſondern herbei ſchleppen und ſcheiden muß, was der Geiſt ihm gebietet. Die Vernunft ſteht ihm ſchon höher, weil ſie das Vermögen der Ideen, oder des göttlichen Vernehmens iſt; am höchſten aber ſteht ihm der ungefärbte Glaube, welcher, ſo wie das klare Auge das

Sonnenlicht fühlt und es ſich nicht abſtreiten läßt, daß die Sonne ſcheine: ſo ein Gefühl von Gott und allem Göttlichen im Menſchen hat, weil es fühlt, daß ſich Gott ſelbſt in Chriſto als Menſch in ſeiner ganzen Fülle und Herrlichkeit offenbaret habe und alſo durch keine Verſtandeszweifel ſich davon abwendig machen läßt. Mit Gefühl fängt das ſinnliche Leben an, ſpricht der Geiſt, mit Gefühl von Gott, dem Lebendigen, Perſönlichen und Intelligenten, auch das neue geiſtige Leben, das Leben der Wiedergeburt. — „Es ſey denn, daß du von neuem geboren werdeſt, ſo kannſt du das Reich Gottes nicht ſehen.“ Bevor du es aber mit deinem geiſtigen Auge ſiehſt und fühlſt, kannſt du es auch nicht mit deiner Vernunft vernehmen, und bevor du es nicht vernünftig vernimmſt, ſo kannſt du auch nicht verſtändig darüber urtheilen, denn dir ſcheint dann widerſprechend, was zu einer höheren Einheit im Geiſte ſich harmoniſch verbindet. So wirfſt du Widerſprüche auf, wo keine ſind, und hegſt Zweifel, wo du nur glauben und anbeten ſollteſt. — Nicht anbeten den fraglichen Rock, ſondern den gewiſſen Geiſt des Herrn. Du beteſt aber weder den Geiſt, noch den Rock an, ſondern dich ſelbſt nur, und machſt aus deiner Vernunft ein gräulich Götzenbild, welchem du alle Tage opferſt und räucherſt, indem du dich engelrein ausrufſt, und dein armes

Sünderthum läugnest, welches die größte Unvernunft ist.

So spricht der evangelische Geist zu dem sogenannten Rationellen unserer Tage und weiset ihn auf die heilige Schrift hin: „Forsche tiefer, ob nicht das ewige Leben darin wohne!" Wie soll ich denn forschen? fragst Du, Bruder B. Du sollst forschen mit Glaube an die Gott-Menschheit Christi, sonst siehst Du den Wald vor Bäumen nicht. — In diesem Glauben muß ein tiefer Liebeszug Dich zu ihm hinführen, wenn Du überhaupt seine starken und zarten Worte verstehen willst. Dadurch wirst Du nicht bestochen in Deiner Kritik, sondern erleuchtet und erst ein competenter Interpret des göttlichen Worts. Du kannst nicht einmal Deinen Homer verstehen ohne Glaube und Liebe für seine seltenen Schönheiten, viel weniger die Bibel, das Buch aller Bücher. — Es ist eben so, als wenn Du behaupten wolltest, daß ein vorüberfahrender Fuhrmann, welcher gleichgültig und ohne Kunstsinn eine schöne Eiche am Wege betrachtet und nichts daran als eine Unzahl von Blättern sieht, diesen Eichbaum, im Morgenlicht prangend, besser verstehe, weil er unbestochen sey, als der begeisterte Künstler, welcher davor steht und sich alle Zeit nimmt, um die nothwendigen herrlichen Massen mit hingebender Liebe nachzubilden. Eben so wie jener Fuhrmann siehst Du die Weissagung Christi über

den Untergang der Welt und den jüngſten Tag an und bedenkſt nicht, daß die prophetiſche Sprache alles nahe rückt, als ſollte es morgen geſchehen, weil ſie im Zeitloſen ſich bewegt, welches viele tauſend Jahre noch entfernt liegt. Du bedenkſt nicht, daß hier der Heiland Prophet des neuen Bundes iſt, welcher eben ſo bis auf den jüngſten Tag uns weiſſagte, wie die alten Propheten auf Ihn. Darum iſt die Widerlegung jener Zweifler und Spötter, welche ſprechen (2. Br. Petri 3, 4.): „Wo iſt die Verheißung ſeiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entſchlafen ſind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur geweſen iſt;“ darum iſt ſie die richtige, wenn es heißt V. 8.: „Eins aber ſey euch unverhalten, ihr Lieben, daß Ein Tag vor dem Herrn iſt, wie tauſend Jahr, und tauſend Jahr wie Ein Tag.“ „Der Herr verzeucht nicht die Verheißung, wie es Etliche für einen Verzug achten, ſondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, ſondern daß ſich jedermann zur Buße kehre.“ Hier iſt der intelligente und ethiſche Grund der Richtigkeit jener göttlichen Weiſſagung Chriſti, welcher Dir zwar, als vorüberfahrender Fuhrmann, nicht beifällt, wohl aber als weilender und mit Begeiſterung nachbildender Künſtler einfallen würde. Dein rationeller Phalanx ſprengt alſo, wie Don Quixote mit der Lanze gegen die Mühlenflügel, welche er für die Arme

eines Rieſen hielt, wenn er dieſe Weiſſagung vom jüngſten Tage gegen die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift gebrauchen will. Und doch geſchieht dies von gelehrten Theologen bis auf den heutigen Tag. Geſetzt aber auch, der Herr hätte aus Irrthum nahe gerückt, was ſehr ferne liegt, — was würde es beweiſen, als daß er nicht über ſeinen Erlöſungsberuf hinaus allwiſſend ſey gleich wie Gott, welches Abſtraktum der Allwiſſenheit er ja ſelbſt nicht behauptet, da er bekennet, daß er nicht wiſſe Zeit noch Stunde, welche der Vater ſeiner Macht vorbehalten habe. — Genug! wenn er es nur in ſeinem Erlöſungsberufe iſt. Nur dasjenige, welches zum ethiſchen Kreiſe ſeines Erlöſungsberufes gehört, muß er wiſſen und weiß es auch, wie Gott, der unſere Herzen und Nieren erforſcht.

Eben ſo iſt es auch mit ſeiner lebendigen Leiblichkeit nach der Auferſtehung von den Todten, welche Du fürs Erſte und von vorne herein ganz verwirfſt, weil ein wirklich Todter nicht wieder lebendig werden könne, wie Du meinſt; dann aber auch das Fabelhafte in der Erzählung darthun willſt, weil der Heiland durch verſchloſſene Thüren ging, ſich den Jüngern offenbaret und dann wieder vor ihren Augen verſchwunden ſey; — ja, daß er vor ihnen aß und trank, wie ein ſterblicher Menſch, um ſie zu überzeugen, daß Er ſelbſt es ſey und kein Geiſt noch Geſpenſt; dann wieder plötz-

lich ſich ihren Blicken entzog, als ſey nichts Leibliches mehr an ihm, oder machte, daß ihre Augen gehalten wurden, ſo daß ſie ihn nicht kannten. Dazu pfeifſt Du ein Liedel, wie jener Fuhrmann, zündeſt lächelnd Deine Pfeife an und fährſt vorüber, als lohne es nicht der Mühe, bei ſolchen Mährchen ſich länger aufzuhalten..... Der evangeliſche Geiſt ſpricht dagegen als Interpret ſeiner heiligen Schrift zu Dir: So lieb Dir Dein ewiges Leben iſt, halte Dich dabei auf und ſchärfe Deine Sinne und Gedanken! Schaue, der Tod Jeſu iſt ein wirklicher Tod, denn Waſſer und Blut floß aus der Seitenwunde, aber die Verweſung durfte ihn nicht anrühren, weil er keine Sünde gethan hatte. Dieſer heilige Leib durfte im Grabe nicht zerfallen, ſondern mußte ſich verklären, um mit dieſen Wunden in das himmliſche und unſichtbare Reich des Vaters uns zum Vorbilde einzugehen. — Schaue, wir alle ſollen mit unſeren geiſtlichen Leibern, nachdem unſere ſündlichen Leiber Staub wurden, davon ſie genommen waren, ihm dahin nachfolgen, denn er will alle die Seinigen zu ſich ziehen in die Himmelshöhe. — Das ſagen uns ſeine Worte und der Geiſt lehrt uns, daß ſie Zeugniſſe der Wahrheit ſind. Sein Zeugniß über ſich ſelbſt muß uns ja, wenn wir an ſeine Sendung glauben, über alles werth und gewiß ſein; alſo auch das ernſte Wort des Auferſtandenen, geſprochen zu den Jüngern

auf dem Wege nach Emmahus: „O ihr Thoren und träges Herzens, nicht zu glauben, mußte nicht Chriſtus ſolches leiden und zu ſeiner Herrlichkeit eingehen?“ und Lucä am Letzten: „Alſo iſts geſchrieben und alſo mußte Chriſtus leiden und auferſtehen von den Todten am dritten Tage, und predigen laſſen in ſeinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jeruſalem.“

Du mußt alſo behaupten: Alles das iſt Fabel und er iſt nicht auferſtanden vom Tode; oder Du mußt bekennen, Jeſus von Nazareth war nicht geſtorben, glaubte es aber als Schwärmer und verkündigte es im eitlen Selbſtbetrug ſeinen Jüngern, indem er die Schrift der Pſalmen und Propheten auf ſich bezog. Alſo verbreitete ſich die Sage: Er iſt wahrhaftig auferſtanden, — ſo daß ſelbſt Paulus dieſen Scheintod als den Anker des Glaubens annahm. Keins von beiden wirſt Du aber ſchwerlich behaupten wollen, und wenn Du es wollteſt, auf Widerſprüche ſtoßen, welche es Dir in ethiſcher Beziehung unmöglich machen; denn dann wäre Chriſtus ein Phantaſt und Dein Erlöſer nicht mehr. Prüfe einmal in den ächten Evangelien die Geſchichte der Empfängniß und Geburt, mit der Auferſtehung Jeſu Chriſti, und vergleiche ſie mit den Pſeudoevangelien infantiae christi, und Jacobi, ſo wird Dir Dein unbefangenes Gefühl ſagen: Jene ſind

ächt, dieſe ſind unächt; jene ſind voll ethiſcher Kraft und einfältiger Wahrheit, dieſe voll phantaſtiſcher Wunderſucht und willkührlicher Einfälle, welche aber hie und da noch Spuren einer verdunkelten Wahrheit verrathen. Die Pſeudoevangelien ſind demnach die beſte Folie für die wahrhaftigen und werfen durch ihre lügenhafte Erfindung, wie das naive Evangelium infantiae christi beweiſt, das hellſte Licht auf die Wirklichkeit der Geſchichte bei den wahren. Du aber wirfſt Falſches und Aechtes zuſammen, wie in einen Topf, Du ſtellſt es dem fanatiſchen und unſittlichen Koran gleich, und nennſt kurzweg alles wunderbare Poeſie, — welches beweiſt, daß Du eben ſo wenig die Poeſie, als die heilige Wirklichkeit kennſt, ſondern nur die Geſchichte in ihren materiellſten Formen. Das iſt aber keine Geſchichte, ſondern nur ein philiſtröſes Kleinſtädter-Geſpräch bei Tabak und Bier über die Helden der Vorzeit, wie der Mitwelt. Das biſt aber nicht Du, wackerer Bruder W., denn ich traue Dir ein tieferes Herz zu, ſondern nur Deine Parthei, welche nun ein ſo großes Wort führt, als wären ſie die Herren der öffentlichen Meinung, die Tonangeber des Jahrhunderts, die Männer der Bewegung, die Apoſtel der Wirklichkeit, die höchſten Trumpfe aller Richtungen, die potenzirten Hegler und Hagler und die einzigen glaubwürdigen Propheten aller Zukunft. — Die Bekenner des Evange-

liums und des positiven Christenthums ragen nur noch aus einer früheren Zeit als antiquirt in die gegenwärtige hinein, welche nicht mehr zu glauben, zu ahnen und zu hoffen braucht, sondern alles weiß, alles klar ergründet, selbst die Tiefe der Gottheit, alles erkennet durch den absoluten Geist, die Zukunft in die Gegenwart aufnimmt und das ewige Leben im Moment zusammen fasset. — Du bist das nicht, sondern Deine ultrarationale Parthei, gegen diese streitet der evangelische Geist, indem er ihrem dozirenden Wissen ein sokratisches Nichtwissen entgegen stellt und ihrem apodiktischen Zweifel einen lebendigen Glauben, welcher sich praktisch als Liebe des Nächsten aus reinem Herzen bewähret, während jene in Abstraktionen hangen bleiben. — Das ist auch ein Moment der gegenwärtigen Zeit und kein Geist noch Gespenst aus verschollenen Tagen. Das ist auch eine gute Frucht der heiligen Kirche, nicht der neuen, oder der alten, sondern der ewigen, welche sich immerdar erneuert durch Buße und Glauben und keines fremden Feuers bedarf, um sich zu erwärmen und zu erleuchten, welche allein der Flamme bedarf, die vom Himmel fiel, das ist das Feuer des heiligen Geistes. Dieser Geist philosophirt aber aus dem Geheimniß des Geistes und der Liebe, welche im Evangelio wohnen, nicht dem Evangelio entgegen, aus selbstgemachten und abstrakten Theorieen.

Dieſer Geiſt ſucht ſeine Schrift zu rationaliſiren, d. h. ſie der Vernunft und dem Gefühl, dem Verſtande und der Phantaſie zugänglich zu machen, aber ohne die heilige Schrift zu verflachen und zu entſtellen. Dieſer Geiſt ſtreitet wider den todten Buchſtaben, aber nicht wider den wahren Sinn und Verſtand der Schrift. Dieſer Geiſt iſt ihr rechter Interpret. In dieſen Geiſt wachſen wir durch Glauben und Lieben hinein, aber Einer nur hatte ſeine ganze Fülle, Jeſus Chriſtus. Sein Schriftwort aber wird dennoch von uns in dieſem Geiſte geprüft und die Lehre von den ewigen Höllenſtrafen, welche ſich auf das prophetiſche Wort gründet: „der Wurm, welcher nicht ſtirbt, und das Feuer, welches nicht auslöſcht" — ſcheint uns dem Begriff des väterlichen Gottes und Allerbarmers entgegen zu ſein, welcher doch ein Grundbegriff des Chriſtenthums iſt. — Wir verwandeln alſo dieſen Buchſtaben in Geiſt und betrachten die Natur des Böſen. Wir finden in dem Abſolut-Böſen etwas Fataliſtiſches, einen ewigen Tod, der ſich als Negation vor Gott darſtellt. Wir fragen: Kann der verſtockteſte Sünder ſich noch bekehren, wenn nicht in dieſer, doch in jener Welt? Oder ſind alle ſeine guten Triebe gänzlich erſtorben? Bleibt ihm der Vorwurf, als ein freſſender Wurm, welcher nicht ſtirbt, und die Sünde, als ein Feuer, welches nicht auslöſcht? Iſt keine Verſöhnung mit Gott, dem All-

liebenden, in jener Welt möglich? Iſt er zur Verdammniß auserwählt, ſo wie jene zur Seligkeit es ſind? — Eine leiſe Stimme ſpricht in mir: Aber bei Gott iſt kein Ding unmöglich. — Wenn alles überwunden iſt, wird auch der Tod aufgehoben werden und der Sohn dem Vater das Reich zu Füßen legen, auf daß Gott Alles in Allem ſey. Und iſt der Tod als der letzte Feind überwunden und Gott alles in Allem, können dann noch ewige Höllenſtrafen beſtehen und hat die ewige Pein nicht ein Ende? Aber wie kann das Ewige ein Ende haben? Es giebt vielleicht noch jenſeits des Grabes eine andere Ewigkeit, als die Zeitliche, die intenſive abſolute Ewigkeit, denn die zeitliche iſt nicht zu Ende zu denken. Wird dieſe abſolute intenſive Ewigkeit aber nicht durch die abſolute Erlöſung in Chriſto aufgehoben, wenn Er das Reich ſeinem Vater zu Füßen legt und wird ſo zur abſoluten Gnade. Und dieſe Gnade trifft auch die Verdammten in der Hölle. Dann ſtirbt der Wurm und das Feuer löſcht aus. — Iſt alſo der Buchſtabe dieſes Spruches falſch? O nein, der Geiſt vermittelt ihn nur durch einen andern Spruch, 1 Petri 3, 19.: „In demſelben iſt er auch hingegangen und hat gepredigt den Geiſtern im Gefängniß, die etwa nicht glaubeten“.... Warum ſollte denn Chriſtus, der uns erlöſet hat durch ſein Blut, nicht auch noch die Geiſter im Gefängniß mit ſeiner

Predigt des Geiſtes gläubig machen und erlöſen, wie er that in den dreien Tagen ſeiner leiblichen Grabesruh? So haben denn alſo auch die Verdammten einen Erlöſer, der ihnen das Evangelium predigt, ob ſie ſich bekehren mögten zum Glauben und von ihren Banden erlöſet ans Licht der Wahrheit treten. Es iſt alſo, der hinunter gefahren iſt in die unterſten Oerter, derſelbige, der aufgefahren iſt in die Höhe über alle Himmel, auf daß er alles erfüllete Eph. 4, 9. 10. — Dieſer Spruch vermittelt jenen von dem' Wurm, der nicht ſtirbt, und von dem Feuer, das nicht auslöſcht, und ſo zeigt ſich in Chriſti Höllenfahrt eine Erlöſung ſelbſt der Verdammten aus der Hölle, wenn ſie glauben mögten an ſeinen Namen. Denn was einmal ſein Geiſt gethan hat, das thut er immer und an allen Völkern, die in ihren Sünden ſterben und an allen Getauften, welche ihn in ihrem Leben nicht erkannt haben. — Denn ihn erkennen und ihn lieben iſt Eins. Es fragt ſich nur, ob die Verdammten wünſchen aus ihrer Finſterniß der ungebüßten Sünden ans Licht der Wahrheit zu kommen und in den Himmel der Gerechten einzugehen. Hier mögten Grade ſtatt finden, ſo wie die katholiſche Kirche das Fegefeuer annimmt, davon die Proteſtanten nichts wiſſen wollen und welches ſie als eitle Menſchenſatzung verwerfen, was aber der Geiſt ſymboliſch als Vermittlung des Buchſtabens mit

Sich aufgestellt hat. Eine andere Stimme spricht wieder laut: „Nein, mein Himmel muß mir rein bleiben und darf durch keine verdammte Seelen, wie sie sich auch nach dem Tode noch bekehrten, verunreinigt werden. So hoch der Himmel über die Erde erhaben steht, so tief unten liegt die Hölle mit ihrer Qual und es ist kein Weg, welcher herüber noch hinüber führe." — „Als Ein Weg," sagt dagegen eine dritte Stimme nicht so laut, aber voll sanften Wohllauts, „dieser Weg heißet wiederkehrende Liebe zu dem göttlichen Erbarmer, der alle Flecken mit seinem Blute abwäscht, so daß die Gefallenen herrlicher glänzen nach ihrer Buße, als die seligen Engel im Himmel, also der Freudenort durch sie nicht verunreinigt wird." — Hier trat ein Spruch gegen den andern auf bis ihre Abstraktionen fallen, und der Buchstabe ward Geist, vermittelt durch den evangelischen Geist, der seine Schrift aus dem christlichen Leben und Bewußtsein interpretirt, ohne sie zu brechen. — Eben so interpretirt er seine ganze heilige Schrift und bleibt im Bunde mit ihr, wie sie mit ihm; doch verklärt sie sich mehr und mehr in seiner prüfenden Gemeinschaft; denn der Buchstabe ist in sich selbst dunkel, eng und einseitig, bis der evangelische Geist ihn hell, umfassend und vielseitig gemacht hat. Daher stelle ich Dir, Bruder W., nicht Sprüche entgegen, wie Deine andern Gegner; obwohl

ich deren viele ſchlagende wüßte, denn Du nimmſt ſie als keine Autorität an; aber den evangeliſchen Geiſt ſtelle ich Dir entgegen, von welchem Du bei Deiner Wunderſcheu und Zeitgeiſt-Autorität weit abgewichen biſt. Was ſtreiten wir über allerlei Wunder noch, die Jeſus gethan hätte. Das größte Wunder, daran wir alle glauben ſollen, iſt die Vergebung der Sünden und die Erlöſung der Welt, durch den blutigen Verſöhnungstod Jeſu Chriſti. — Glaubſt auch Du daran, ſo biſt Du der Unſrige; glaubſt Du aber nicht daran, ſondern nur an Deine ſtoiſche Moral und Zeitphiloſophie, und kannſt Chriſtum Jeſum **nicht** Deine Gerechtigkeit nennen, ſo gehen unſere Wege weit, weit auseinander und ich ſpreche zu Dir: „Gott befohlen!“

IV.

Der evangelische Geist als Mystiker in seiner heiligen Schrift.

Die Mystik ist auch eine Erkenntniß des Absoluten, aber nicht durch die kritische Reflexion, sondern durch das religiöse Gefühl. Die christliche Mystik ist ein Gefühl von Gott und seinen Offenbarungen im Menschen, seinem Ebenbilde. Wie das Auge fühlt das Sonnenlicht, so fühlt der innere Sinn, wenn er rein und klar ist, den wahren Gott, Schöpfer Himmels und der Erden und erkennt ihn als Vater. Daher spricht das Buch der Weisheit: „Dich erkennen ist eine vollkommene Gerechtigkeit und Deine Macht wissen ist eine Wurzel des Lebens.“ Zu dieser vollkommenen Erkenntniß leitet Jesus, der Mensch aus Gott geboren, der Mensch ohne Sünde. Darum nennt er sich oft die Thüre, den Weg; niemand komme zu Gott als durch Ihn. — Das Christenthum in seiner weiteren Ent-

faltung ſchließt uns auf alle Geheimniſſe der Natur, wenn wir als Schlüſſel das Wort und den Glauben mitbringen. Daher alle Myſtiker getrieben wurden, die falſchen wie die wahren, mit ihrem Gottesgefühl tief in die Reiche der Natur einzudringen, die Falſchen zur Schwärmerei, die Wahren zur tieferen Erkenntniß des göttlichen Wirkens. Die Kontemplation und Intuition iſt eine wahre und eine falſche. Die wahre iſt nothwendig und geſund im Geiſte, die falſche iſt zufällig und krank im Geiſte, indem ſie willkührliche und ragirende Gebilde der Phantaſie an die Stelle der tiefſten Wahrheiten ſetzet, die der Geiſt nur erforſchen kann und bis wohin kein reflektirender Verſtand dringt. — Die wahre objektive Myſtik iſt in der heiligen Schrift und in allen denen, welche die Schrift in ihrem Geiſte weiter ausgebaut haben. Die falſche ſubjektive Myſtik findet ſich bei denen, welche die heilige Schrift verlaſſen haben und ohne Glauben an die geoffenbarte Religion, gleich wie aus freier Fauſt, ſich einen Himmel und eine Hölle bauen, welche nur Produkte ihrer verwilderten und überſpannten Phantaſie ſind. —

Der größte, objektive und rationelle Myſtiker iſt Jeſus Chriſtus ſelbſt und nach Ihm ſein Lieblingsjünger Johannes, welcher in ſeinem Evangelium der Liebe das ſogenannte große Abendmahl (C. 6.) in den eignen Worten des Herrn verzeichnet hat. Das Eſſen ſei-

nes Fleiſches und Trinken ſeines Blutes, damit Er in uns und wir in Ihm bleiben, iſt dem gemeinen Verſtande durchaus ein Aergerniß, ſo daß viele ſeiner Jünger ſprachen: „Das iſt eine harte Rede, wer kann ſie hören!“ und ihn von Stund an verließen und nicht mehr mit ihm wandelten; denn der gemeine Verſtand nahm dieſe tiefſinnigen Worte, welche das zueignende Weſen der Liebe bezeichnen und, voll Geiſt und Leben, den Gipfel aller ſeiner Offenbarungen bilden, nur fleiſchlich und fand deshalb darin einen unerträglichen Anſtoß. Schleiermacher hat verſucht dieſe Worte als Gleichniß ſeines Opfertodes zu erklären und ſie dadurch zu rationaliſiren. — Aber vergeblich. Sie ſind viel zu ſtark und nackt, um ein bloßes Gleichniß zu ſein. Es iſt eine ſchiefe und gezwungene Erklärung, welche dem gemeinen reflektirenden Verſtande angehörte und ſich ſelbſt ſtrafte. — Sie ſind der Ausdruck ſeiner göttlichen Liebe zu uns, die ſich ganz uns giebt und uns ganz nimmt, und nicht eng und innig genug ſich mit uns verbinden kann, damit wir durch ſeine Einverleibung in Ihm und Er in uns bleibe, Er als Haupt wir als ſeine Glieder. Johannes, als der ſpäteſte Evangeliſt, verzeichnet darin die Lehre vom heiligen Abendmahle, da die früheren Evangeliſten den geſchichtlichen Hergang deſſelben ſchon erzählt hatten. So wie überhaupt ſein Evangelium vorzugsweiſe ein Lehrevangelium iſt,

ſo iſt es inſonderheit C. G., darin er die innigſte Gemeinſchaft mit ſeinen Gläubigen durch ſein Leben für Zeit und Ewigkeit verkündigt. Sein Leben beſteht nicht nur aus Geiſt, ſondern auch aus Fleiſch und Blut, und ſein unverwesliches Leben, weil er den Tod überwunden hat, will er ihnen geben. —

Da ſeht den rechten objektiven Myſtiker, welcher auf dem Grunde ſeiner göttlichen Liebe und menſchlichen Unſchuld ſeine Lehre gebauet hat und eben deshalb in dem verkehrten Geſchlechte einen ſo großen Widerſpruch fand. Petrus aber, da der Herr auch die Apoſtel fragte, ob ſie ihn nicht verlaſſen wollten, trat vor und bekannte den Glauben im Namen der Zwölfe, indem er ſprach: „Herr, wohin ſollen wir gehen, denn Du allein haſt Worte des ewigen Lebens und ich habe geglaubet und erkannt, daß Du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Da ankerte die Gerechtigkeit aus dem Glauben und bildete einen Wendepunkt in der Weltgeſchichte. — Wären auch die Zwölfe gegangen, ſo hätte der neue Bund ſich aufgelöſt. — Eben ſo iſt er nun auch im Begriff ſich aufzulöſen und das Chriſtenthum in das fleiſchliche Weſen der eitlen Menſchenweisheit zu verſchwemmen, wenn nicht der evangeliſche Geiſt in ſeinen Zeugen den Sieg davon trägt. Der Buchſtabe der evangeliſchen Kirchenzeitung vermag es nicht, denn ſie machet das Evangelium zum Geſetz, und hat katholiſirende Elemente

der Autorität und des Fürwahrhaltens, welche eben kein Glaube ſind und kein Leben in ſich ſelber tragen.

Daher eben ſind die Bekenner des Buchſtabens in der evangeliſchen Kirche vorüber gegangen, die nicht mehr fragt: Wo ſteht das geſchrieben? ſondern vielmehr: Wo iſt das im Geiſte erlebt und erfahren? Wo ſind die Früchte deines orthodoxen Glaubens, der dir eine tiefere Weltanſchauung und eine höhere Liebe geben muß, als die Rationaliſten aufzuweiſen haben. Weil dieſe nur Kinder des reflektirenden Verſtandes ſind und nicht Kinder des produktiven Geiſtes, ſo iſt ihre ganze Lebensanſchauung viel monotoner, als die des wahren chriſtlichen Myſtikers, und alle ihre Familienverhältniſſe, wie glücklich ſie auch ſein mögen, entbehren der feineren Nüancen der Färbung, welche aus dem Leben Chriſti in ſeiner Gemeinſchaft hervor gehen. — Eben derſelbe Mangel findet ſich in dem Familienleben der Supernaturaliſten, welche bei all ihrem Wunderglauben nicht das myſtiſche Element des Chriſtenthums in der höheren Liebe des Geiſtes durch die gläubige Lebensgemeinſchaft mit dem Erlöſer ſich zueignen konnten. Sie ſind kaum von den Rationaliſten zu unterſcheiden und ſtehen im praktiſchen Verſtande oft tief unter ihnen. — Nur die myſtiſche Liebe Chriſti und ſeiner Apoſtel, Johannes, Petrus und Paulus, geht in unſer Gefühl, Herz und Leben über und veredelt unſere

Seelen, um zu erkennen die göttlichen Dinge. So wird unser Glaube eine gewisse Zuversicht des, das wir hoffen und nicht zweifeln an dem, was wir nicht sehen. So wird unsere Gerechtigkeit im Glauben eine vollkommene und unsere brünstige Liebe fließt aus reinem Herzen, denn der Geist, der große Mystiker, hat es rein gemacht.

Es ist in dieser objektiven Mystik der heiligen Schrift ein Glanzpunkt, wo die Seele des Betenden mit dem Geiste Gottes eins wird und in dieser Einheit Seligkeit fühlt, — fühlt, sage ich, denn es ist noch Vieles zu überwinden, damit diese Seligkeit nicht unterbrochen werde und zur ewigen Seligkeit reife. Doch ist sie ein Vorschmack derselben und lehret uns leben in Christo, so wie Er lebet in seinem himmlischen Vater. — Diese Lebekunst lernen wir aus der Liebekunst, darin Jesus Meister war. Wir können ihn nicht erdenken, wir müssen ihn erleben und an unserem Herzen Ihn erfahren. — Wir müssen mit Ihm auf den Weg treten und mit Ihm vorwärts gehen, damit wir nicht rückwärts gehen. — Je weiter wir mit ihm gehen und je vollkommener wir seinen Willen thun, je inniger und tiefer unsere Buße, je feuriger und ungefärbter unser Glaube wird, desto mehr, desto heller offenbaret er uns seine überirdische Herrlichkeit, die doch wieder so ganz menschlich und uns eigenthümlich ist,

daß wir uns verwundern, sie nicht längst im Menschen dem Kinde Gottes, gesucht und erkannt zu haben. — Die Gipfelpunkte der Mystik Christi erregten aber eben deshalb bei den fleischlich gesinnten Gesetzesmenschen — denn die Kraft der Sünde ist das Gesetz — den heftigsten Haß und Widerspruch, so daß sie Steine aufhuben, um ihn zu tödten, als er sprach: „Ehe denn Abraham ward, bin ich."

Wir finden hier die merkwürdige psychologische Erscheinung, daß sich das Göttliche im Menschen, wenn es einen rechten Ernst macht, bei den Finsterlingen die tödtlichste Feindschaft zuzieht und alle Pfeile der Bosheit und des Unverstandes auf diesen Lichtpunkt abgeschossen werden. Sie müssen es bis auf den Tod bekämpfen, um nicht unter zu gehen. — Sie müssen seinen göttlichen Verstand eine Narrheit nennen, um ihren eitlen zeitlichen Verstand bei Kräften zu halten und ihre Thorheit nicht zu bekennen. Sie haben die Finsterniß lieber als das Licht, denn ihre Werke sind böse. Dieser Lichtgeist, welcher in Christo wohnte und in allen seinen Worten athmet, ging in allen Dingen auf den Grund, und erleuchtete auch den dunkeln Grund ihrer Herzen, wenn sie ihm die Thüre nicht absichtlich zuschlossen. „Er scheinet in die Finsterniß, aber die Finsterniß hat ihn nicht begriffen." — „Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht

auf; wie viele Ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die nicht aus dem Willen des Fleisches, sondern aus Gott geboren sind." Diese zweite Geburt bei uns, die wir glauben, war bei Ihm die Erste, da er im Mutterleibe schon (wie man es auch erklären möge) vom heiligen Geiste jungfräulich empfangen wurde und deshalb von Anfang rein und ohne Sünde war, so wie wir es nur durch die Wiedergeburt werden. Nicht nur seine Seele, auch sein Leib war rein, doch mußte sich diese Reinheit erst im Kampfe wider die Welt, den Teufel und das Fleisch bewähren; da er Fleisch und Bein hatte, wie wir haben, und also als Mensch vom bösen Geiste versucht werden konnte, denn er war kein Engel des Himmels mit einem scheinbaren Leibe, sondern ein zweiter Adam, mit einem wirklichen Leibe, der aber durch seine Liebesfülle und Unschuld allen Versuchungen Widerstand that, welches, obgleich er ohne Sünde war, um so schwerer ihm wurde, weil die Lust sich dem Reinen am gefährlichsten nahet, da sie von ihm versöhnt werden kann. — Darum exaltirt sie sich in leidenschaftlicher Liebe, wie Maria Magdalena, und salbt ihm seine Füße mit dem köstlichsten Myrrhen-Oel, zuvor seines Begräbnisses. Er aber zieht sie nicht zu sich, wie der indische Gott Mahadöh die Bajadern, sondern sie sitzt demüthig zu seinen Füßen, um sein Wort zu

hören und zu bewahren und er spricht zu ihr, da sie ihn nach seiner Auferstehung zuerst am Grabe erkennet und in leidenschaftlicher Freude umfassen will: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater, aber gehe hin und sage zu meinen Brüdern: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott.“ Dies Gebot, ihn nicht anrühren zu dürfen, bis auch ihr Leib verkläret ist wie der seine, und, frei von verderblicher Sinnlichkeit, im Zustande der Seligen sich mit ihm befindet, zeichnet aufs schärfste seine heilige Eigenthümlichkeit, welche alles sinnliche Feuer in die geistige Flamme umwandeln und verklären will und mit der keuschesten Energie die Jungfrau (wie Jacob Böhme dies Heiligthum nennt) im Menschen der Erde bewahret. Die Jungfrau ist die ewige Liebe in ihrer geistigen Blüthe, wunderbar und bekannt, welche zart und stark, einig und besonnen, hingebend und vorsichtig, wie in der Legende die heilige Margaretha, mit zartem Fuße den Drachen tritt und den Urheber des Bösen überwindet.

Das ist ein Gleichniß Christi und seiner Kirche und darum wächst sie fort und fort im Glauben und in der Liebe unter allen Anfechtungen und Verfolgungen, deren jetzt eine der gefährlichsten losgebrochen ist, denn sie bewahrete in treuen Zeugen des Herrn das klare Auge für Wahrheit, das Aechte und Rechte, und

die keusche Energie ihres Meisters in der Liebe, welche nicht aufhört und ewig die Selbe bleibt, weil sie Gott ist.

Der Geist, der große Mystiker in seiner Schrift, hält nur an ihrem Buchstaben fest, um ihn zu erklären und unendlich im christlichen Leben zu vermitteln. Nicht schwingt er sich hochfahrend über den Buchstaben auf und reißt sich leichtsinnig nicht von ihm los, sondern er durchdringt ihn mit seiner Liebe, um ihn zu verklären, und scheidet nur das aus, was traditionell in Abstraktionen sich verläuft und in jener einseitigen Form in keinem organischen Zusammenhange mit ihm und mit seiner Kirche bleiben kann.

Dieser objektive Mystiker stellt das Vergangene als ein Gegenwärtiges dar, wie es ihm denn auch gegenwärtig ist, und offenbaret uns in allen Festperikopen, nach Abscheidung des Materiellen und Lokalen, den Christus, welcher gestern und heute und in Ewigkeit der Selbe bleibt; der Selbe in seiner Empfängniß, der Selbe in seiner Geburt, der Selbe in seinem Erdenwallen, der Selbe in seinem Kreuzestode, der Selbe in seinem Auferstehen, der Selbe in seiner Erhöhung zum Vater, der Selbe in seiner Ausgießung des heiligen Geistes, der Selbe in seiner Kirche bis auf den heutigen Tag als ein König der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens, des Reich kein Ende hat, der Selbe bis an den jüngsten Tag, wie verschieden er

ſich auch in den verſchiedenen Zeitaltern offenbare, und welche neue Seiten ſeines Gottesreichs er auch hinauskehre. Wer ſein Gottbewußtſein im evangeliſchen Geiſte, dem rechten Myſtiker erfaßt hat, der wird die Unmöglichkeit ſonnenklar erkennen, daß kein zweiter und dritter Chriſtus kommen könne, weil er nicht ein Individuum, dem andere Individuen entgegen ſtehen und überbieten könnten, ſondern weil Er das Leben und das Licht der Menſchen iſt und kein Anderer den wahren Gott und Vater ſo vollkommen und menſchlichrein uns offenbaren kann als ſein von Ewigkeit zu Ewigkeit eingeborner Sohn. So haben auch alle anderen Religionen der Erde, als unvollkommene Offenbarungen Gottes, nur einige Aehnlichkeiten mit der chriſtlichen, erreichen aber von ferne nicht ihre ethiſche Reinheit und unbedingte Wahrheit, welches ſich geſchichtlich und pſychologiſch nachweiſen läßt. — Es iſt alſo wohl eine Perfektibilität des Chriſtenthums zu denken, wenn die Fülle der Heiden einging und dem Iſrael die Decke abfiel, aber nicht eine Perfektibilität der Chriſtusidee in einem neuen noch zu erwartenden Chriſtus, wie Strauß darauf hindeutet, denn er iſt das Leben, er iſt Anfang und Ende des Gottesreichs.

Der evangeliſche Geiſt, welcher als Myſtiker unſer religiöſes Gefühl beherrſcht, ſtellt, wie ich ſchon oben bemerkte, die Geſchichte Jeſu ins Licht der Gegenwart

und führt uns an seinen hohen Kirchenfesten sein Leben und seine Schicksale noch einmal überzeitlich in ihrer absoluten Bedeutung vorüber. Nicht aber thut er es, wie die katholische Kirche in der Messe und Brodverwandlung, theatralisch und superstitiell, indem die Hostie erhoben und Christus noch einmal geopfert wird am Kreuze von dem fungirenden Pater, und dann ausgetheilt wird, das Brod, als verwandelter Leib und der Wein als durch die Consekration verwandeltes Blut Christi, daher denn auch die Wundersage für die Schwachen im Glauben erzählt wird, daß die Oblate angefangen habe zu bluten — sondern der evangelische Geist thut es nach der heiligen Schrift und spricht: Christus ist Einmal für uns gestorben, das ist genug. — Er stirbt nicht geistig von neuem in der Messe und wird nicht von neuem von dem Priester geopfert. Er ist Einmal durch sein eigen Blut in das Allerheiligste eingegangen und hat uns dadurch eine ewige Erlösung erworben. Durch die Consekrirung des Priesters wird nicht Brod und Wein der Leib und das Blut Christi, sondern sie bleiben was sie sind, aber wir empfangen mit jenem geweiheten Brode durch das Wort der Darbietung die Gemeinschaft seines Leibes und mit dem geweiheten Wein die Gemeinschaft seines Blutes, so daß Er sein Leben uns einverleibt und sein ganzes Verdienst uns zurechnet. — Denn in seinem Fleische

und Blute ist sein Leben und wo Er gegenwärtig ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Daher stellte Luther die Abendmahlsformel: „In, mit und unter dem Brode und Weine, nicht magisch, wie die katholische Kirche, aber auch nicht blos rationell, als Bedeutung, wie Zwingli, und nicht willkührlich philosophirend wie Calvin, welcher die Seelen mit dem Leibe Christi speisen will, sondern schriftgemäß mit dem schlichten Wort: „„Das ist mein Leib.““

Auch hier wendet der Geist sich als Mystiker, nicht an den reflektirenden Verstand, sondern an das fromme Gefühl, welches alle seine Sehnsucht und Begier auf den Genuß des reinsten Wesens richtet, und es sich von der geistigsten Höhe bis zu dem sinnlichsten Sinne des Essens und Trinkens ganz zueignen mögte. In der Zermalmung der heiligen Mittel, Brod und Wein, wird Er dem liebebedürftigen Gefühl ganz einverleibt und so erst erklärt sich sein Wort, Joh. 6.: „Wer da isset mein Fleisch und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm.“ Ich will Ihn selbst haben, sprach ein Bauer zu mir, Zeichen und Siegel ist mir nicht genug. So ist denn diese Mystik seiner Gegenwart und leiblichen Gemeinschaft mit uns im Abendmahle unauflöslich, wenn das christliche Gefühl, womit der Geist die Tiefen der Gottheit erforschet, es uns nicht gelöset hätte. Aber in diesem Ge-

fühl iſt das Geheimniß der höchſten Liebe ſonnenklar allen denen, welche mit Buſſe und Glauben das heilige Mahl genieſſen und ſie wiſſen recht wohl, daß es keine Täuſchung und Schwärmerei ſei, ſondern daß der in Gott verklärte Chriſtus ihnen ſein Leben, die Gemeinſchaft ſeines Leibes und Blutes zur Vergebung ihrer Sünden und zur Stärkung ihres Glaubens darreiche. — Das geiſtlichſinnlichſte Gefühl, welches mehr, viel mehr iſt, als der lehrhafte Geiſt; weil es die unerkannten Tiefen ihrer ſündlichen Fleiſchlichkeit läutert und beſſert, und ſelbſt voll Geiſt und Leben eine höhere Form des Geiſtes und Lebens ihnen darbietet; das Gefühl der Zueignung Chriſti, darin der Menſch Jeſus, welcher vor 1800 Jahren in Judäa lebte, ihnen als der allgegenwärtige Gottmenſch leiblich im Abendmahl ſich offenbaret, iſt die Frucht der chriſtlichen Myſtik, und mit dieſer Myſtik ſteht und fällt das ganze Chriſtenthum. Es iſt nicht genug, daß wir an ihn glauben, wir müſſen ihn auch haben, beſitzen und ihm einverleibt ſein, ſo daß wir aus den edlen Säften ſeines Geiſtes und Lebens alle Werke der Gerechtigkeit vollbringen. Wir ſind es auch durch unſern ungefärbten Glauben, darauf wir zuerſt das heilige Mahl empfingen, aber wir müſſen öfters dieſes Gottbewußtſein durch den Genuß des heiligen Abendmahls erneuern, damit es klar, friſch und fröhlich in uns bleibe, und

der alte Zwieſpalt zwiſchen dem Geſetz im Geiſte und dem Geſetz in den Gliedern durch Ihn ausgeglichen und geſchlichtet werde. — Denn wir ſollen als Gottes Kinder ſeine Harmonien mit ihm theilen und zu dem Bewußtſein kommen, daß der wahre Leib Chriſti, welcher in den Himmel verklärt iſt und nicht mehr am Raume klebt, nur das Organ ſeines allgegenwärtigen Gottesgeiſtes ſey, darin er ſich uns auf beſondere Weiſe im heiligen Mahle einverleibt und alſo im engſten Sinne ſich uns offenbaret. Nicht der Verſtand, welcher nur von einer Gedächtnißfeier Zeugniß giebt, ſondern das myſtiſche Gefühl ſagt es uns, daß er nicht blos geiſtig, wie im Kirchengeſang und in der Predigt, ſondern auch leiblich in ſeine Gemeinſchaft uns aufnehme, ſo daß er ein Brod vom Himmel wird, womit Er ſeine rechten Jünger für das ewige Leben ſpeiſet. Es iſt für ſeine gläubige Gemeine der höchſte und reinſte Genuß, darin der Geiſt wieder Leib und der Leib wieder Geiſt wird, und wir werden durch dieſe Gemeinſchaft ſeines geiſtlichen Leibes allzumal Einer in Ihm. Hier ſteht das gläubige Gefühl als das Unmittelbarſte, welches keiner Vermittlung des Verſtandes bedarf, obenan. Weil aber doch der Verſtand mit ſeinen Urtheilen ſich mit einmiſchte, ſo ſind aus ſeinen Erklärungen ſo viel Zerrbilder dieſes großen Heiligthums der ewigen Liebe entſtanden.

Eben so wirkt der Geist als Mystiker durch das Gefühl des inneren Sinnes in der wichtigen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Es ist durchaus unbegreiflich, wie der Mensch von seiner Sündenschuld durch den Glauben an den Opfertod Christi erlöset werden könne. Der Verstand wirft gleich die Frage auf: Kann ein Mensch, der vor Jahrtausenden lebte, lehrte und wirkte, wie heilig und ohne Sünde er auch gewesen sein möge, dir deine Schuld vor Gott und Menschen ohne Strafe erlassen, nur weil du an Ihn und an sein für dich vergossenes Blut glaubst? Das ist unmöglich. Der gerechte Gott wird dich richten, so wie du gehandelt hast bei Leibes Leben, es sey gut oder böse. Er wird dich strafen um jedes unnütze Wort, das du geredet hast, geschweige denn um jede schlechte That. Er wird deine Tugenden und Laster auf seine Goldwage legen und wenn das Böse nur um ein Sonnenstäubchen das Gute in dir überwiegt, so wirst du zu leicht befunden werden, um zur ewigen Seligkeit einzugehen und wirst gestraft werden, wenngleich väterlich und zu deiner Besserung. Was du glaubst ist gleichgültig, was du gethan hast, darauf kommt es an. Allein Gott kann dir deine Sünde vergeben, wenn du dich besserst, aber nicht ohne eine züchtigende Strafe, so wie er auch seinen Knecht David züchtigte und dann, als er seine Buße sah, wieder zu

Gnaden annahm. So spricht der Verstand. Dagegen spricht die alte Kirchenlehre:

Du bist ein Sünder und hast um deiner vielfältigen Schuld willen die ewige Verdammniß verdient. Christus, der gerechte Sohn Gottes, tritt aber für dich ein und opfert sich für dich am Kreuze, um mit seinem vergossenen Blute deine Schuld zu bezahlen und von deiner Sünde dich zu erlösen mit dem theueren Lösegelde seines unschuldigen Leidens und Sterbens. Das nimmt Gott der Herr für dich an und spricht dich um seines Sohnes willen frei und machet Ihn zu deiner Gerechtigkeit. Christus hat für dich gebüsset am Kreuze, sonst wärest du ewig verloren. Alles ist schon für dich geschehen, ergreife nur das Heil und glaube! Bitte den heiligen Geist, daß er dich glauben lehre! Bitte Ihn, daß er dich berufe durch sein Evangelium, dich erleuchte mit seinen Gaben, dich im rechten Glauben stärke und erhalte, damit alles, was Christus für dich gethan und vollbracht hat, dir zu Gute komme. Für dich ist er gestorben; aber das Wörtlein für dich (spricht Luther) verlangt gläubige Herzen.

Diese orthodoxe Kirchenlehre behandelt die Rechtfertigung aus dem Glauben völlig juridisch und abstrakt.

Da ist eine Schuld, welche gesühnt werden soll, wer kann sie aber sühnen, spricht die Lehre, als Chri-

ſus, der gerechte Sohn Gottes, welcher unſchuldig und ohne Sünde war? Dieſer ging freiwillig für dich in den Tod und Gott nahm dieſes Löſegeld an. Du wirſt nicht gerichtet, wenn du an Ihn glaubeſt, wer aber nicht glaubet, der iſt ſchon gerichtet.

Dieſe Lehre muß erſt von ihren ſcholaſtiſchen Abſtraktionen entkleidet werden, womit der ſpitzfindige Verſtand ſie umſponnen hat, um ihre nackte Wahrheit an den Tag zu ſtellen, und für das religiöſe Gefühl ſie zugänglich zu machen.

Das erſte Glied der Gedankenkette ſteht bei allen lebendigen Chriſten feſt: du mußt bekennen, daß du ein Sünder biſt und dich durch eigne Vernunft und Kraft von deiner Sünde nicht frei machen kannſt, ſondern eines Erlöſers bedarfſt, der, rein und ohne Sünde, von Gott Macht empfangen hat, dir deine Schuld zu vergeben und dich mit dem heiligen Gott zu verſöhnen.

Das zweite Glied dagegen, daß der Vater mit dem Sohne einen Contrakt machte: wenn Er Ihm mit ſeinem heiligen Leben und mit ſeinem freiwilligen und unſchuldigen Martertode am Kreuze die Schuld der Menſchheit bezahle, ſo wolle er Gnade für Recht gehen laſſen und dies theuere Löſegeld für die Sünde der Welt annehmen, und den für die Hölle Gebundenen frei geben, um ſeines Sohnes willen, entbehrt aller

ſubjektiven und individuellen Wahrheit und iſt ein bloßes Abſtraktum menſchlicher Vorſtellungen.

Der Vater machte keinen Contrakt mit ſeinem Sohne und läßt ſich nicht von Ihm bezahlen für die Sündenſchuld der Menſchheit, ſondern Er, als der Alliebende, ſendet ihn aus, um im freiwilligen Gehorſam bis zum Tode am Kreuz durch die Taufe ſeines Bluts ein Feuer anzuzünden, ein Feuer der Liebe durch Buße und Glauben im Menſchenherzen, davon er ſpricht: „Was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon!" Zuvor muß freilich ſein Opfertod gehen und iſt für alle Menſchen und für alle Zeiten gelitten, wie er auch ſprach: „Aber ich muß mich zuvor noch taufen laſſen mit einer Bluttaufe und wie iſt mir ſo bange bis alles vollbracht iſt!" So behält die That der Erlöſung ihr göttliches unbedingtes Recht für die ganze Menſchheit und ſelbſt die Verdammten ſind zur Erlöſung berufen geweſen. Aber dieſer große Akt der göttlichen Liebe, welcher für die Ewigkeit gilt und zum Troſte der zerknirſchten Seelen ſich in Chriſto, dem göttlichen Offenbarer, erfüllte, — der muß doch, um ſeine dogmatiſche Abſtraktion fallen zu laſſen, ſogleich übergehen in den Akt der Heiligung, und durch den evangeliſchen Glauben, welcher eine Frucht des heiligen Geiſtes iſt, der eben jenes Läuterungsfeuer im Menſchenherzen anzündet, eine für den Menſchen concrete und pra-

ktiſche Wahrheit werden, ſo daß er die Gnade der Erlöſung in ſich fühlt und mit dankſagender Liebe ſie ergreifet und eben dadurch ein neuer Menſch wird. Denn von dieſer göttlichen Liebe Jeſu erfaſſet, ſchlägt er in ſich, wie der verlorne Sohn, und erkennet ſein Elend, und kehret um zum Vater, der ihm auf halben Wege entgegen kommt und den Reuevollen in ſeine Arme ſchließt und ruft: „Freuet euch mit mir, mein Sohn der verloren war, iſt wieder gefunden.“ — Dieſes Gleichniß trifft viel concreter die Wahrheit, als jener juridiſche Contrakt des Vaters mit dem Sohne, mit ſeinem Blute zu bezahlen.

Eine freie Liebe trieb den Erlöſer durch ein heiliges Leben in die Todespein, um ſein Erlöſungswerk zu vollenden, und in ſeinem Sterben erſcheint ſeine höchſte Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Wir blicken in ſein dorngekröntes blutendes Angeſicht und fühlen ſeine himmliſche Güte und beſinnen uns auf unſern göttlichen Urſprung, und bereuen tief unſere Entartung und ſtehen auf vom Weltſchlaf, und fangen mit Ihm, dem Auferſtandenen, ein höheres Leben in Lauterkeit und Gerechtigkeit vor Gott an. — Alſo eignet uns der Glaube im Gefühl wie in der That, das Verdienſt Chriſti zu, welches eben ſo wohl in der Heiligung, als in der Erlöſung beſteht; denn derſelbe, wel-

cher uns am Kreuze erlöſte, hat uns auch ſeinen heiligen Geiſt zur Wiedergeburt geſandt.' Da iſt nicht mehr die Rede vom Bezahlen für unſere Sünde, welches in der Bibel nur bildliche und keine contraktliche Ausdrücke ſind, ſondern vielmehr vom Gewinnen der Seelen für das Reich Gottes. Er führt uns als ein neues Geſchlecht zu ſeinem Vater und verſöhnt uns alſo mit dem Vater, deſſen Gerechtigkeit Liebe und deſſen Liebe Gerechtigkeit iſt.

Der Verſöhnungstod Jeſu kann mancher zagenden Seele zur Beruhigung dienen, indem ſie ſpricht: Gottlob Er iſt für mich geſtorben und ſein Blut hat meine Sündenſchuld getilgt. Durch ſeinen Tod iſt der Stachel des Todes gebrochen und ich fühle die Kraft ſeines Blutes ſtillend an meinem Herzen. Aber dieſes Gefühl kann leicht in Quietismus ausarten, wenn nicht ein anderes Gefühl hinzutritt: Chriſtus lebet in mir und hat ſein göttlich Werk in mir angefangen, und hat mir ſeinen Tröſter geſandt, der mich in alle Wahrheit leitet und mich heiliget, weil Gott heilig iſt.

Sieh hier alſo den evangeliſchen Geiſt, als den rechten Myſtiker in ſeiner Schrift, welcher lebendig macht, welcher nicht dem tödtenden Buchſtaben Raum giebt, ſondern im ethiſch-religiöſen Gefühl ein neues Leben in uns entzündet, womit Du, Bruder W., Deinen lebendigen Zeitgeiſt ſchwerlich vergleichen kannſt, weder

an Klarheit noch an objektiver Tiefe, wie ſehr der Deinige auch mit der freien Wiſſenſchaft ausſteht; denn Reflexionen haben ihn herauf beſchworen und in Reflexionen wird er untergehen.

Das chriſtlich-religiöſe Gefühl verbindet ſich unmittelbar mit dem evangeliſchen Geiſte und durch dieſes geſunde Gefühl des inneren Sinnes erkennt er eben ſo ſicher das Geheimniß Gottes, in Chriſto offenbaret, als Du mit geſunden Augen das Licht der Sonnenſcheibe erkennſt, welches über alle irdiſchen Körper ſich ergießt und das Dunkelſte helle macht. Chriſtus, der Mann vor Jahrtauſenden, welcher wie alle Helden und Weiſen des Alterthums Dir vorüber gegangen ſchien und nur ſeine Spur in ſeiner Geſchichte zurück gelaſſen hat, ſteht im Gefühl vor Dir in verklärter Geſtalt, redet zu Dir aus ſeiner Schrift, bleibet bei Dir bis ans Ende, iſt mitten unter euch, wo zwei oder drei in ſeinem Namen ſich verſammeln und bringt Dir ſeine ganze Heilsordnung ins Herz, wenn Du an Ihn glauben mögteſt. Iſt das keine Illuſion Deiner Phantaſie? fragſt Du. Nein, denn dieſes Gefühl hat mit Zeit und Raum, welches nur Formen der menſchlichen Vorſtellung ſind, nichts gemein. Es iſt keine Vorſtellung, es iſt ein Produkt des Geiſtes, der Wahrheit redet und aus einer ewigen unveränderlichen Welt, wo kein Geſtern und Heute iſt, auch kein Nahe und Fern, durch das Gefühl

des innern Sinnes zu uns redet und den Weltheiland in ſeiner ewigen Klarheit und Wahrheit uns offenbaret. Beweiſe dafür aus der empiriſchen Welt giebt es nicht, als die Früchte dieſes Glaubens — die Früchte zeugen von des Stammes Saft und Art. Die Thaten des Geiſtes bezeugen die Göttlichkeit deſſelben. „Wenn du meinen Willen thuſt, ſo wirſt du erkennen, daß ich nicht aus mir ſelber rede, ſondern rede, was mein Vater mir geſagt hat.“ Das Göttliche wird nicht bewieſen, ſondern offenbart; ſo wie das Licht dem Blinden nicht demonſtrirt, ſondern von dem Sehenden nur geſchauet werden kann. Der Glaube iſt ein Abziehen der Decken vom innern Auge. Er verlangt eine ethiſche Energie: Ich will glauben! Dann erſt ergreifſt Du im concentrirten Geiſte die göttliche Wahrheit und alle Zweifel und Widerſprüche der Skepſis löſen ſich. Die höhere Einheit tritt wie eine Sonne aus Nebeln hervor und zu dieſem allgemeinen Gefühl des innern Sinnes, welches nicht wechſelt wie die ſinnlichen Gefühle des Fleiſches, ſollen alle Chriſten heran gebildet werden, um dem willkührlich trennenden und verwüſtenden Verſtande ſeine Grenzen zu ſetzen und ihm das heilige Land zu verſchließen. Der Engel mit dem hauenden Schwerdt der geſchlängelten Flammen ſteht noch vor des Paradieſes Pforte und ſcheucht das negative Raiſonniren zurück, welches Alles aufs Spiel ſetzt, weil es nichts zu

verlieren hat, nichts glaubt, nichts liebt, nichts hofft. Schlimmer kanns mit mir nicht werden, denkt der frivole Raiſonneur, ſo ſoll es denn wenigſtens anders werden, wenn auch nicht beſſer. Das iſt der Radikalismus unſerer Zeit, welcher die Unzufriedenen zuſammen hält, um alles Beſtehende zu zerſtören und den Gräuel der Verwüſtung auf die heilige Stätte zu ſchleudern. Schlimmer kanns nicht werden, rufen ſie, ſo werde es anders.

Auch Du, Bruder W., haſt, ohne es vielleicht recht zu wiſſen, in dieſes Geſchrei mit eingeſtimmt und willſt das Heiligthum der Menſchheit, wo Friede und Freude wohnen, erbrechen und entweihen. Aber hüte Dich, daß Du nicht wider den Stachel löfeſt und ihn Dir ins eigne Fleiſch ſchlägſt! Es mögte auch Dir der Herr aller Welten, welchen Du mit blindem Eifer in den Seinen verfolgſt, auf dem Wege wie ein Licht begegnen, welches Deine ſinnlichen Augen blendet, um Deine geiſtigen Augen aufzuſchließen, ſo daß Du niederfällſt und anbeteſt — nicht Dich ſelbſt, wie Deine Parthei — ſondern Deinen Heiland und Gott, der da war, der da iſt und der da ſein wird derſelbe in Ewigkeit; Deinen Heiland, der ſein Blut für Dich vergoſſen hat, um Dich zu erlöſen von den Ketten der Finſterniß und Dich zu ziehen an ſein wunderbares Licht in das Reich Deines himmliſchen Vaters. Hüte Dich, o hüte

Dich, daß Du den Kleinen in Deiner Gemeinde durch Deine Predigt kein Aergerniß gebest, indem Du ihnen das apostolische Symbol wegläugnest, denn ihre Schutzengel stehen vor Gott und verklagen Dich vor seinem Stuhl! Dieses Aergerniß kannst Du nicht wieder gut machen, und so, wenn Du nicht bald umkehrst, wäre Dirs besser, daß Du nie geboren worden, als daß Du Deine Gemeine in diesem Irrthum auf Deine Seite zu bringen suchst und sie mit Dir in die Grube fällt, indem Du gegen Gott und Obrigkeit Dich auflehnst.

Bedenke, daß Du ein Diener Christi bist, der zu Dir spricht: „Ich habe wider dich, daß du deine Erste Liebe verlassen hast. Ach daß du kalt oder warm wärest, weil du aber lau, und nicht kalt oder warm bist, so will ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Fasse Muth in Demuth, und sprich zu Deiner Gemeine: Ich habe mich geirrt, da ich dem Geiste der Wahrheit nachfolgte, welcher ein philosophirender, aber nicht der heilige Geist ist. Das Christenthum ist keine Zeitreligion, es ist das ewige Wort Gottes. Ich habe nur bisher aus mir selber geredet. Folgt mir nicht nach! Gebt mir aber die Hand! Wir wollen Buße thun und zum Herrn gehen. Wir wollen ihn bitten: Lehre uns, was wir thun und reden sollen, denn Du bist der Sohn des lebendigen Gottes und nur in Deinen Fußstapfen träuft Segen!